

YASMIN

André Mühlwinkel
16. Februar 2014

Inhaltsverzeichnis

1	Eine interessante Begegnung	5
1.1	Nur ein Mantel	15
1.1.1	Gefangen im eigenen Haus	22
2	Tief unter der Erde	27
3	Sumpf des Vergessens	31
3.1	Yasmin verschwunden	32
3.2	Das vergessene Schloss	39
4	Bei den Drachen	57
5	Wahre Magie	95
5.1	Feuer lernen	97
6	Kleine Freunde	101
6.1	Tag 1	102
6.2	Tag 4	103
6.3	Tag 5	111
6.4	Tag 6	119
6.5	Tag 7	130
6.6	Tag 8	133
6.7	Tag 12	137
7	Der Tempel der Götter	159
8	Eine Bruchlandung	185

9	Trauer um eine Freundin	197
9.1	Eine Fee!	198
9.2	Zurück im Feenwald	224
9.3	Abschied nehmen	239
9.4	Der Rat der Freunde	243
9.5	Eliok, der Weise	248
	9.5.1 Die Mutter des Lebens	253
9.6	Laboratorium	263
9.7	Revolution im Feenwald	271
10	Diverses	275
10.1	Vampyra	276
10.2	Riesenwächter	288
10.3	Feuerallee	292
10.4	Schlacht	293
10.5	Feuerkäfer	298
10.6	Fliegen mit dem Feuervogel	301
10.7	Panther	304
10.8	Krug	305
10.9	Holnis	307
10.10	Magie erklärt	308
10.11	Portal der Portale	310
10.12	Der Mann aus Lava	320

1 Eine interessante Begegnung

Und wieder eine dieser Bars. Ich hasse Bars. Verraucht, laut, stickig. In irgendeiner gottverlassenen Gasse. Im Keller eines „Sozialbaus“, wie diese Bruchbuden hier so schön heißen. Aber was soll ich machen? In Bars und Kneipen herum zu hängen, bringt so ein Job als Privatdetektiv nun mal mit sich.

Ich weiß, kreative Berufswahl. Aber da wo ich herkomme, gibt es für so jemanden wie mich genau drei Möglichkeiten: früh sterben, als kleiner Ganove für die Mafia zu schuften, oder eben Privatdetektiv zu werden. Und seien wir mal ehrlich, für die Mafia bin ich zu dämlich und zum Sterben zu feige. Na immerhin scheine ich wenigstens ein Talent zu haben, Leute aufzutreiben, was sich bislang als ziemlich nützlich erwiesen hat. Allerdings wollen die meisten meiner Zielpersonen nicht gefunden werden. Und der Rest bleibt in der Regel ohnehin besser verschwunden. Wer hat schon Interesse daran, eine Familie wieder zusammenzuführen, in der sich der Stiefvater an der Tochter vergeht, und die Mutter krampfhaft versucht, sich einzureden, sie wüsste nichts davon? Naja, andererseits glaubt sie seit Jahren bereits fest an meine „Fortschritte“ bei der Suche nach ihrer Tochter und überweist fleißig Geld für meine Dienstleistungen. Blutgeld, dass ich lieber anonym der untergetauchten Tochter zuschicke. Möge sie, wenn sie erwachsen ist, ein besseres Leben finden. Manchmal, besonders wenn ich abends in die Bruchbude zurückkehre, die ich mein „zu Hause“ nenne, glaube ich, dass ich ein viel zu großzügiges Wesen habe.

Ich hatte so eine Ahnung, dass sie heute Abend hierher kommen würde. Nicht dass ich wüsste, was jemanden wie sie hierher führen sollte, aber meine Ahnungen haben mich bisher noch nie im Stich gelassen. Und daher habe ich schon vor langer Zeit aufgehört, sie zu hinterfragen. Warum auch, wenn sie mir so nützlich sind? Ich kann geradezu spüren, wie sie sich nähert, wie sie in die dunkle Gasse einbiegt, an deren Ende diese Bar liegt, den Blick auf die schwache Leuchtreklame über der Tür gerichtet und mit festen Schritten die Stufen zum Eingang der Bar hinuntersteigt. Die Tür öffnet sich, ich kann es aus dem Augenwinkel sehen, und da steht sie im Eingang. Alles an ihr erinnert mich an ihre Mutter.

Ich mache diesen Job jetzt seit fast zehn Jahren, doch dieser Fall war der Erste, der mich wirklich von Anfang an interessiert hat. Eines Tages stand da diese Frau in der Tür. Nicht ungewöhnlich, es sind meistens Frauen, die zu mir kommen, weil sie jemanden „vermissen“. Doch diese war anders als die meisten. Ich konnte ihre Gegenwart bereits spüren, noch bevor ich sie sah. Ohne meinen Blick von dem Papierkram auf meinem Schreibtisch zu lösen, fühlte ich eine unglaubliche Schönheit gepaart mit einer schier endlosen Traurigkeit den Raum erfüllen. Noch nie zuvor war ich einer solchen Aura begegnet. Und doch kam sie mir merkwürdig vertraut vor. Versteht mich nicht falsch, sie war überhaupt nicht mein Typ. Und irgendetwas sagte mir, dass sie ein vielfaches älter war, als die Mitte vierzig, die sie voller Würde und Weisheit vorgab, zu sein. Was musste diese Frau erlebt haben, dass sie schließlich in meinem schäbigen Büro landete?

Wir unterhielten uns für ein paar Stunden, deutlich länger als ich üblicherweise für Kundengespräche vorsehe, aber wie gesagt, der Fall faszinierte mich. Auch wenn ich bis heute nicht weiß, warum. Vermutlich war es nur wieder mein weiches Herz oder so. Als sie schließlich ging – draußen war es bereits dunkel geworden, und die einzige Lichtquelle weit und breit war die Lampe an meinem Schreibtisch – war es mir, als könnte ich für einen kurzen Augenblick eine Aura um sie herum leuchten sehen. Und dann war

sie durch die Tür und verschwunden. Diesen Anblick werde ich nie vergessen, obwohl ich inzwischen nicht mehr so sicher bin, ob da nicht doch der Alkohol meinen Sinnen einen Streich gespielt hat.

Wenn man es genau betrachtet, war das, was sie zu erzählen hatte, eher typisch für meine Kundschaft und ziemlich gewöhnlich. Junge Mutter, vom Vater verlassen, muss Kind zur Adoption freigeben. Und nun wollte sie wissen, was aus ihrer Tochter geworden ist. Das Übliche halt. Und dennoch lies der Fall mich nicht in Ruhe.

Es dauerte eine Weile, bis ich eine Spur von ihr finden konnte. Doch dann hatte ich diesen Traum. Okay, ich habe ständig irgendwelche Träume, merkwürdige Träume. Sie sind sozusagen die Schattenseite meiner Ahnungen. Ich habe gelernt, sie ebenso zu ignorieren, wie die Frage nach dem Warum. Doch dieser Traum war anders. Nicht so düster wie die anderen, ganz im Gegenteil. Und er erinnerte mich irgendwie an meine Kindheit. Wenn ich doch nur herausfinden könnte, warum. Diese Frage beschäftigt mich seither unablässig. Jedenfalls war es dieser Traum, der mich schließlich hierher, hier in diese Bar in der wohl unwirtlichsten Ecke der Stadt geführt hat.

Und nun ist sie hier, ein jüngerer Abbild ihrer Mutter. Etwa mein Alter. Ich hatte also Recht, was das Alter ihrer Mutter anging. Und, obwohl unsichtbar: ihre Aura, ich kann sie geradezu fühlen. Sie ist noch viel stärker als die, die ich damals in meinem Büro wahrnahm. Sie ist es, ohne jeden Zweifel.

Ihre Selbstsicherheit ist atemberaubend. Als wäre es das normalste der Welt, geht sie langsam und stolz zum Tresen. Ihr Aussehen ist eher durchschnittlich, würde ich sagen. Etwas kleiner als ich. Dunkle Haare und dunkle Augen. Etwas blasse Haut. Aber sie hat irgendwas Besonderes an sich. Ich bin kein Maler, aber ich würde darauf wetten, dass ihre Maße sehr nah am künstlerischen Schönheitsideal sind. Und überhaupt: ihr ganzes Äußeres ist ...

stimmig. Ich weiß es nicht anders zu beschreiben. Und damit meine ich nicht nur ihre Kleidung, oder ihre Frisur. Das ist nichts, was nicht auch jede andere Frau, die was auf sich hält, hinbekäme. Nein, ihre Haltung, ihr Körper. Es passt irgendwie alles zusammen. Und in Verbindung mit dieser Selbstsicherheit und diesem Stolz – nunja: atemberaubend.

Die ansonsten eher männlichen Gäste der Bar starren sie wie gebannt an, doch sie würdigt keinen auch nur eines Blickes. Sie bestellt einen ziemlich starken Drink, irgendeine selbst gebrannte „Spezialität des Hauses“. Vermute mal, ich könnte damit problemlos mein Auto betreiben – wenn ich denn eines hätte. Aber sie stürzt das Zeug hinunter und bestellt gleich noch einen. Dann blickt sie, auf den Tresen gestützt eher gelangweilt in die Runde. Die jüngeren Gäste blicken plötzlich schwer beschäftigt zu Boden, die Älteren gaffen sie völlig unverschämt an, zwei verschwinden urplötzlich aufs Klo. Ich für meinen Teil verkrieche mich noch ein wenig weiter in die Ecke, in der ich sitze, drehe ihr den Rücken zu und versuche so gut es geht in der Dunkelheit der Bar zu verschwinden. Dabei wäre doch jetzt die perfekte Gelegenheit, mich ihr vorzustellen. Aber irgendetwas hält mich zurück, sagt mir, dass ich noch warten sollte, sie weiter beobachten sollte. Wieder eine dieser Ahnungen.

Es ist nicht schwer, ihr zu folgen. Ich muss sie nicht einmal sehen, ich kann geradezu spüren, welchen Weg sie nimmt. Als würde ihre Aura eine leuchtende Spur hinter ihr herziehen.

Glücklicherweise besitzt auch sie, wie es scheint, kein Auto, sonst wäre ich aufgeschmissen. Zielsicher bewegt sie sich durch die fast menschenleeren Straßen. Als sie schließlich in eines der Häuser hineingeht, wechsele ich die Straßenseite, gehe bis zur nächsten Kreuzung weiter und sehe mich um. Schräg gegenüber ist ein äußerst heruntergekommenes Hotel. Ein einzelner Stern leuchtet mich blass von dem Werbeschild an. Etliche Fenster sind nur notdürftig mit Plane abgedichtet, irgendwie wirkt es ungemütlich.

Aber für ein paar Nächte wird das schon gehen. Ich miete mir ein Zimmer mit Blick auf die Straße, lege mich noch in meinen Klamotten auf das Bett und schlafe auf der Stelle ein.

Zugegeben, Ruhe und Erholung kann ich selten im Schlaf finden, aber diese Nacht war eine von den Schlechteren. Jede Menge unruhiger Träume, die jeder Beschreibung spotten. Blutig und grausam. Es wird Zeit, mir einen Kaffee und etwas essbares zu suchen. Jetzt, so kurz nach Sonnenaufgang spüre ich ihre Aura sogar noch stärker, als am Abend zuvor. Ich bin mir zwar nicht sicher, aber ich glaube nicht, dass das alles nur Einbildung sein soll. Zumal ich gestern Abend doch eher zurückhaltend mit dem Bier und dem Schnaps war. Jedenfalls sagt mir mein Gespür, dass sie noch nicht aufgestanden ist. Ich habe also noch ein wenig Zeit, mir zu überlegen, wie ich weitermache.

Die Stadt erwacht langsam zum Leben, und plötzlich ändert sich etwas in ihrer Aura. Sie wird wohl aufgestanden sein, schätze ich. Inzwischen bin ich zu dem Schluss gekommen, dass es wohl das Beste ist, erstmal zu schauen, was ich noch über sie herausfinden kann. Immerhin ist da ja auch noch die Frage, was in aller Welt sie mit meiner Kindheit verbindet. Also warte ich. Eine halbe Stunde später steht sie im Hauseingang und blinzelt in die Sonne. Für einen kurzen Augenblick verschlägt es mir den Atem. Habe ich das eben wirklich gesehen? Es war, als würde die Sonne durch sie hindurch scheinen während sie gleichzeitig strahlend hell aus sich selbst heraus zu leuchten schien.

Zügig geht sie die Straße entlang, nicht in Richtung der Bar von letzter Nacht, sondern in Richtung der Innenstadt. Dorthin, wo nur reiche Leute wohnen und einkaufen können. Ich folge ihr, wie gestern Abend eher auf mein Gefühl als auf meine Augen vertrauend. Schließlich geht sie die Stufen vor einem riesigen Gebäude hinauf, das aussieht wie ein griechischer Tempel. Arbeitet sie hier? An der Ecke verkauft jemand Hot-Dogs, Zeit mir erstmal ein zweites Frühstück zu besorgen. Wer weiß, wann ich wieder dazu

komme, etwas zu essen. In einer Nebenstraße, auf Sichtweite zu dem Tempel ist ein kleiner Park. Ich setze mich auf eine Bank und genieße mein Essen. Es ist wirklich gut, so etwas bekomme ich nicht alle Tage.

Seit einer halben Stunde ist sie nun bereits dort drin, es wird also Zeit, ein bisschen mehr über diesen Ort herauszufinden. Ich gehe zielstrebig die lange Treppe hinauf. Neben der Tür entdecke ich ein Schild, auf dem „Bibliothek“ steht. Und darunter, für die Touristen, ein paar Eckdaten zur Gründung und zu den hier vorhandenen zigtausenden von Büchern. Außerdem lese ich dort, dass die Inschrift, die hoch oben über den Säulen im Giebel zu lesen sein soll – nicht, dass sie mir aufgefallen wären –, zu deutsch so viel wie „Gewährt sei Schutz, dem der Weisheit sucht“ bedeutet. Was man so alles lernt, wenn man den ganzen Tag in irgendwelchen Hauseingängen herumlungert.

Nach kurzem Zögern entschließe ich mich, den Tempel zu betreten. Vorsichtig, unsicher zunächst. Bloß nicht auffallen, keinen Lärm machen. Niemand hält mich auf, niemand beachtet mich auch nur. Erleichtert beginne ich, durch die langen Regalreihen zu wandern. Kaum ein Geräusch ist zu hören, außer dem Echo meiner eigenen Schritte. Zielloos gehe ich mal hierhin mal dorthin. Von Zeit zu Zeit halte ich an, hole ein Buch aus den Regalen, blättere ein wenig darin, um es dann wieder weg zu stellen. Vieles in diesen Büchern würde mich interessieren, doch ich habe einfach keine Zeit zum lesen.

Ohne dass ich weiß, wie ich hierher gekommen bin, biege ich plötzlich in einen Gang ein, an dessen Ende ich einen Tresen sehe. Und da sitzt sie. Hinter dem Tresen, mit dem Rücken zu mir, allem Anschein nach in ein Buch oder so vertieft. Erschrocken drehe ich mich um und gehe in einen anderen Gang. Dort entdecke ich eine kleine Lesecke, wo ich mich erst einmal hinsetze und von dem Schreck erhole.

Ich muss zu meiner Schande gestehen, dass ich bis jetzt noch nicht einmal weiß, wie sie heißt. Okay, immerhin weiß ich bereits, wo sie arbeitet, aber das ist irgendwie wenig zufriedenstellend. (...)

Ein kalter Wind fegt durch die Straße. Ich klappe den Kragen meines Mantels hoch und suche mir einen geschützten Platz zwischen den Säulen. Hoffentlich macht sie keine Überstunden. Am Ende hole ich mir noch sonstwas weg bei dem Dreckswetter. Um mich warm zu halten, trampele ich von Zeit zu Zeit mit den Beinen, während ich gelangweilt dem Treiben auf der Straße zusehe. Haufenweise Leute, die mit zusammengeklappten Regenschirmen in der Hand versuchen, so schnell wie möglich dem unwirtlichen Wetter zu entkommen – und bis dahin mit hochgezogenen Schultern der Kälte so gut sie können trotzen.

Gegenüber an der Bushaltestelle stehen ein paar zusammengekauerte Menschen. Busse fahren hier nicht besonders regelmäßig, und so wie die Wartenden aussehen, scheint der Bus schon ziemlich spät dran zu sein. Nur einem scheint die Kälte nichts auszumachen. Mit offenem Mantel und ohne Kopfbedeckung steht er seelenruhig da. Und bei genauerem Hinsehen fällt mir auf, dass er Sandalen trägt, und unter dem Mantel nur ein dünnes Shirt. Sind seine Füße wirklich barfuß in den Sandalen? Komischer Kauz.

Der Bus fährt endlich vor, Erleichterung macht sich in der Menge breit. Zügig drängen sie in den Bus und als er schließlich weiterfährt bleibt eine leere Haltestelle zurück. Nur der komische Kauz steht noch immer dort und sieht herüber. Nicht direkt zu mir, mehr so generell zur Bibliothek. Merkwürdig. Habe ich etwa einen Konkurrenten? Aber würde der sich nicht etwas weniger auffällig kleiden? Meine Neugier ist jedenfalls geweckt, also behalte ich den Typen weiter im Auge. Wobei, nur um sicher zu gehen, schaue ich mich nach weiteren Beobachtern um. Man kann ja nie wissen. Doch mir fällt niemand weiteres auf.

Und er steht weiter unbeweglich allein in der zugigen Bushaltestelle und sieht herüber. So ein Amateur, viel zu auffällig. Ich

behaupte nicht, der beste Detektiv aller Zeiten zu sein, aber immerhin habe ich mir eine Stelle gesucht, von der aus ich den Platz vor der Bibliothek gut überblicken kann, ohne gleich von jedem gesehen zu werden. Und selbst wenn, jemand der fröstelnd unter dem Vordach zwischen den dicken Säulen der Bibliothek Schutz sucht, während er auf jemanden wartet – und genau das mache ich hier ja – wäre nicht von mir zu unterscheiden.

Ich sehe auf die Uhr. Gleich schließt die Bibliothek. Das bedeutet, dass sie kurz darauf das Gebäude verlassen wird. Irgendwie fühle ich mich nicht wohl bei diesem Gedanken. Der andere darf sie auf keinen Fall zu Gesicht bekommen. Ohne sagen zu können, warum, weiß ich, dass eine große Gefahr für sie von diesem Kerl ausgeht. So skurril seine Gestalt auch erscheinen mag, die Tatsache, dass ihm das Wetter so absolut nichts auszumachen scheint, jagt mir einen gruselig-kalten Schauer über den Rücken, der von dem kalten Stein der Säule, an der ich lehne, noch verstärkt wird.

Erneut lasse ich meinen Blick über den Platz schweifen, versuche jedoch, den komischen Kerl im Auge zu behalten. Und plötzlich, im Augenwinkel, ist mir, als würde seine Figur von einem roten Schimmer überlagert werden. Es wäre mir vermutlich nicht aufgefallen, wenn mich dieses Rot nicht so sehr an meine gruseligsten Träume erinnern würde. Oder nicht so sehr das Rot selbst, sondern die Gestalt, die es formt. Und die verschwindet, sobald ich ihn wieder fokussiere. Als das Experiment auch bei der zweiten Wiederholung dasselbe Ergebnis liefert, bin ich mir sicher: das ist weder Einbildung noch Wahrnehmungsstörung. Jedenfalls vorausgesetzt, ich bin jetzt nicht aus heiterem Himmel wahnsinnig geworden.

Damit steht mein Entschluss fest. Nach einem kurzen eigentlich nur vorgetäuschten Blick auf die Uhr, die mir sagt, dass sich die Türen der Bibliothek in zwei Minuten für die Nacht schließen werden, stoße ich mich von der Säule ab und schlendere in das riesige

Gebäude hinein. Ein Mann mittleren Alters, leicht gebeugte Haltung und mit viel zu großer Brille kommt mir drinnen auf dem Hauptgang entgegen. Er weist mich darauf hin, dass er jetzt die Türen verschließen wird und möchte mich am liebsten sofort wieder hinausbegleiten, doch ich ignoriere ihn einfach und gehe direkt auf das Pult zu, hinter dem sie steht und irgendwelche Akten zu sortieren scheint.

Heute trägt sie ein Namensschild an der Brust, darauf steht „Yasmin“ sonst nichts. Eigentlich stehe ich diesem neumodischen beim-Vornamen-nennen ja recht offen gegenüber, aber jetzt in dieser Situation wäre es mir viel lieber, wenn ich sie etwas förmlicher ansprechen könnte. Nein, in Wirklichkeit habe ich keinen blassen Schimmer, wie ich sie überhaupt ansprechen soll. Oder was ich ihr sagen will. Und wie ich es ihr erklären kann.

Kurz bevor ich vor ihrem Pult stehen bleibe, sieht sie auf, und mit einem freundlichen Lächeln nimmt sie mir die Bürde des Ansprechens ab: „Hallo, wie kann ich Dir helfen?“ Ich lächle kurz zurück, lehne mich auf das Pult, sehe mich nach ihrem Kollegen um, der an der Tür auf mich wartet und immer wieder auf die Uhr schaut. Was für ein spröder Typ. „Das wird sich jetzt sicher total merkwürdig anhören, und bitte verstehen ... versteh das jetzt nicht falsch, aber ich denke, ich glaube, ich kann, ich muss eher Dir helfen.“ Was ein Gestammel. Doch sie lächelt mich immernoch an. „Dort draußen vor der Tür,“ flüstere ich weiter, „ist jemand, der auf Dich wartet. Er steht dort schon seit einer Weile herum. Und er ist unheimlich. Ich kann das nicht erklären, aber ich weiß sicher, dass Du in großer Gefahr bist, wenn Du jetzt das Gebäude verlässt. Also jedenfalls, so lange er noch dort draußen ist.“

Zu meiner großen Überraschung lacht sie mich nicht aus, oder ruft die Polizei. Oder ihren Kollegen, damit er den hoffnungslosen Versuch unternehmen soll, mich vor die Tür zu setzen. Mit jeder Reaktion hätte ich gerechnet, aber nicht mit einem gemurmelten

„Sie sind also hier“. Sie sieht plötzlich sehr ernst aus. „Warte hier,“ sagt sie, dann geht sie zur Treppe, die ins Obergeschoss führt. Ihr Kollege hat offensichtlich beschlossen, dass Yasmin mich auch selbst hinauslassen kann, und schließt geräuschvoll die Türen. Als er kurz darauf damit beginnt, Reihe für Reihe das Deckenlicht auszuschalten, werde ich langsam unruhig: wo bleibt Yasmin?

Da weit und breit niemand zu sehen ist – und das Obergeschoss, soweit ich sehen kann, noch vernünftig beleuchtet ist –, folge ich ihr möglichst geräuscharm nach oben. Nicht dass Brille noch einen Anfall bekommt, weil ich hier immernoch herumschleiche. Ich muss schmunzeln. Ja, „Brille“ ist ein guter Name für ihn, jedenfalls solange, bis mir ein anderer einfällt.

Oben angekommen sehe ich mich um, doch Yasmin ist nirgendwo zu entdecken. Nunja, die unzähligen, eher willkürlich verteilten Buchregale ringsum erlauben auch keinen wirklich guten Überblick über diese Etage.

1.1 Nur ein Mantel

„Denkst Du, wir könnten es heute noch bis dort schaffen?“ Yasmin zeigt auf den nächsten Gipfel, auf dem ich gerade eben einen Gebäudekomplex erkennen kann. Einen kurzen Blick zurück auf unseren bisherigen Weg heute werfend, antworte ich „nicht vor Sonnenuntergang“. Das dauert bestimmt noch vier oder fünf Stunden, und so wie der Berg dort aussieht, müssen wir ihn außerdem erst noch umrunden, bevor wir mit dem Aufstieg beginnen können. Was sie wohl dort will? Sie seufzt. „Dann können wir genauso gut auch gleich hier unser Nachtlager aufschlagen.“ Nanu? Was ist los mit ihr? „Dort oben“, ihr Finger zeigt nach oben, in die Bäume, „gibt es eine kleine, verlassene Burgruine, die uns Schutz für die Nacht geben wird.“ Ohne auf eine Antwort zu warten, schlägt sie sich sofort in die Büsche. Ja, das passt schon eher zu ihr. Jetzt ist es an mir, zu seufzen. Doch welche Wahl habe ich? Hier auf der Straße mitten auf dem windigen Pass schlafen? Lieber nicht. Dann doch besser noch ein wenig Bergsteigen.

Neben einer beeindruckenden Aussicht auf die Umgebung mit dem Gebirge im Hintergrund, dass wir letzte Woche überquert haben, erwartet uns auf dem winzigen Gipfel eine Ruine, deren Wände kaum Schutz vor dem scharfen, kalten Wind bieten, der hier oben weht. Immerhin gibt es ein paar kleine Kammern, die zwar keine Tür aber wenigstens ein halbwegs intaktes Dach haben. Wir wählen zwei davon aus, die an einen halb verfallenen Kamin grenzen. So können wir das Feuer die ganze Nacht unbeaufsichtigt brennen lassen. Während Yasmin Brennholz und Zunder sucht, übernehme ich die Aufgabe, die Kammern mit Hilfe der Materialien, die sich so in der Ruine finden, gegen das Wetter abzudichten. Das Dach ist schnell geflickt, in den Resten einer kleinen Kapelle finden sich ein paar größere Stücke, die sich leicht auf den brüchigen und fast abgetragenen Wehrgang schaffen lassen, der die Rückseite unserer Unterkunft bildet. Für Yasmins Zimmer findet sich sogar eine alte Tür – die zwar für eine größere Tür gemacht wurde, aber für eine

Nacht reicht das. Vor dem Loch, dass in meine Bude führen soll, schichte ich die herumliegenden Brocken und Mauerreste auf, bis nur noch ein kleines Loch übrig bleibt. Jetzt sieht das ganze aus, wie ein Iglu aus Steinen – hoffentlich funktioniert es auch so, denn die Nacht wird sicher ziemlich kalt werden hier oben. Besonders, wenn man bedenkt, dass am Himmel in alle Richtungen nicht eine Wolke zu sehen ist.

Die Sonne geht bereits hinter den Bergen im Westen unter, als Yasmin endlich mit dem letzten Packen Brennholz und zwei Kaninchen – oder Eichhörnchen? – „am Spieß“ zurückkommt. Da es einfacher ist, in ihre Bude zu kommen, entfachen wir dort ein kleines Feuer, um das Fleisch zu braten. Ein mageres Mahl, aber besser als nichts. Doch Yasmin schafft es erneut, mich heute zu irritieren, denn sie ist noch abwesender als sonst beim Essen. „Was immer Du heute Nacht zu sehen oder zu hören glaubst, versprich mir, in Deiner Kammer zu bleiben,“ sagt sie schließlich, kaum dass ich aufgegessen habe. Ich nicke nur. So müde, wie ich bin, glaube ich ohnehin nicht, dass ich irgendwas heute Nacht mitbekommen werde. Ein wenig neugierig bin ich jetzt allerdings schon. Was hat sie vor? Was beschäftigt sie?

Vorsichtig schaffe ich ein paar glühende Stöckchen in meine Kammer, um dort das Feuer für die Nacht zu entzünden. „Gute Nacht“ höre ich Yasmin draußen sagen, „Dir auch,“ antworte ich zwischen meinen Versuchen, mit der Kraft meiner Lungen ein halbwegs vernünftiges Feuer aus der Glut zu entfachen. Als es mit endlich gelingt, bin ich völlig außer Atem. Das Holz schichte ich so auf, wie Yasmin es mir gezeigt hat, dass es möglichst bis zum Morgen grauen langsam abbrennt. Unglücklicherweise bedeutet das auch, dass es eine Weile dauert, bis sich der kleine Raum auf eine angenehme Temperatur erwärmt. Trotzdem kann ich nicht einschlafen. Zum einen ist da der harte Steinboden, zum anderen zieht es durch mein Eingangsloch eiskalt herein. Habe ich nicht vorhin beim Aufstieg schön weiches Moos im Wald gesehen? Das könnte

beide Probleme lösen, wenn ich es in der Dunkelheit noch finden kann.

Ich wälze mich noch eine Weile im Staub hin und her, doch eigentlich ist die Entscheidung schon gefallen. Und so kriechе ich wieder nach draußen, wo die Nacht durch einen wunderschönen Halbmond erhellt wird. Nicht nur die Nacht, auch Yasmin, die völlig regungslos oben auf dem Wehrgang sitzt und in die Ferne starrt. Völlig regungslos und viel zu leicht bekleidet für die Kälte, die mir selbst durch den Mantel kriecht. Ich schüttele den Kopf, doch nachdem ich ihr vorhin versprochen habe, sie nicht zu stören – sowas in der Art war es doch? – schleiche ich hinab in den Wald. Im Mondlicht finde ich schnell reichlich Moos. Genug, dass ich mich am Ende entscheide, noch ein weiteres Mal in den Wald zu schleichen, um auch für Yasmin ein kleines Bett zu bauen. Die sitzt unterdessen immernoch dort oben auf den Überresten der Burg. Hat sie sich wirklich überhaupt nicht bewegt in der ganzen Zeit?

Jetzt siegt doch die Neugier. Außerdem kann ich sie doch nicht einfach dort oben erfrieren lassen. Wo hat sie nur ihren Mantel gelassen? In ihrem Zimmer jedenfalls nicht. Um sie nicht zu stören, bewege ich mich so leise, wie ich kann, auf sie zu. Doch selbst als ich aus Versehen einen lockeren Stein in die Tiefe schicke, zuckt sie nichtmal. Und aus der Nähe sehe ich auch warum: sie ist in tiefer Trance, atmet extrem langsam. Und ihre Augen starren nicht in die Ferne, sie starren ins Nichts. Oder auf etwas, was nur sie selbst sehen kann. Was für eine Droge lässt einen bei diesem Wetter seelenruhig hier draußen sitzen, steif wie ein Eisblock? Hin und her gerissen zwischen meinem Versprechen und meiner Sorge um ihre Gesundheit, berühre ich vorsichtig ihre nackte Schulter. Eiskalt, natürlich. Und jetzt? Keine Reaktion auf die Berührung. Und schließlich hat sie sich das hier ja wohl selbst ausgesucht, sonst hätte sie mich nicht gebeten, sie in Ruhe zu lassen. Aber deswegen muss sie ja nicht erfrieren, während ich drinnen am warmen Feuer schlafe. Und so hänge ich ihr meinen Mantel um die

Schultern, der sofort, wie der Rest ihrer Kleidung, im Wind zu flattern beginnt und davonzufiegen droht. Also bleibt mir nicht weiter übrig, als vorsichtig die Ärmel um ihren Hals zu kneten. Wenn sie jetzt aufwacht, denkt sie vermutlich, ich will sie umbringen. Doch sie erwacht nicht aus ihrer Starre. Kopfschüttelnd werfe ich einen letzten Blick auf mein Werk. Merkwürdig sieht es schon aus, aber es wird hoffentlich halten. Dann krieche ich zurück in meine Kammer, verschließe den Eingang von innen mit reichlich Moos und lege mich schlafen.

Mitten in der Nacht nehme ich im Halbschlaf wahr, wie Yasmin hereinkommt, mich mit meinem Mantel zudeckt, eine Hand einen Moment auf meiner Schulter ruhen lässt – eine Geste der Dankbarkeit? – doch ich nicht wach genug, um ihr anzubieten, sich hier aufzuwärmen. Selbst die Überraschung, dass sie sich schließlich in einer Ecke neben meiner „Tür“ niederlässt, kann mich nicht aufwecken.

Dort sitzt sie auch noch, als ich schließlich aufwache. Es ist bitter kalt, das Feuer so gut wie erloschen. Yasmin trägt ihren Mantel, wo immer sie den wiedergefunden hat. Genauso rätselhaft bleibt die Herkunft des Fells, dass ihn jetzt an Ärmeln und rund um die Kapuze ergänzt. „Du solltest Deinen Mantel nicht so leichtfertig weggeben,“ begrüßt sie mich. Das sagt die Richtige. Doch für sarkastische Antworten bin ich noch nicht wach genug, so beschränke ich mich auf Zynismus: „Ob ich nun mit oder ohne Mantel friere, ist am Ende auch egal.“ Sie sieht mich fragend an. „Darf ich Deinen Mantel kurz mal sehen?“ Statt ihn anzuziehen, reiche ich ihr den Mantel. Sie untersucht ihn kurz, prüft das Material, steckt einen Arm in einen Ärmel, schüttelt irritiert den Kopf, dann sieht sie mich vorwurfsvoll an. „Dies ist keiner der Mäntel, die ich bereit gelegt hatte. Wo hast Du den gefunden? Warum hast Du nicht früher was gesagt, dass der Mantel nicht warm hält? Wir hätten ...“ Doch ich lasse sie nicht ausreden. „Was hätten wir? Umkehren können? Ich dachte, das ging nicht? Außerdem, als wir losgezogen sind, war es noch nicht kalt, und überhaupt, woher

hätte ich wissen sollen, dass der Mantel nicht Deiner Norm entspricht?“ Ich kann ihre Zähne fast knirschen hören, als sie mir mit einem zögernden Nicken zustimmt.

Wortlos kriecht sie nach draußen, lässt den Mantel liegen und mich stehen. Doch ich wundere mich noch, was das soll, als sie wieder hereinkommt und feierlich erklärt, dass wir einen kleinen Umweg machen werden, nur eine Tagesreise entfernt sei eine kleine Stadt, wo sie mir einen besseren Mantel besorgen könnte. Außerdem könnten wir dort endlich mal wieder in einem Bett schlafen, fügt sie am Ende mit einem Zwinkern hinzu. „Worauf warten wir dann noch?“ sage ich, schnappe mir meine Sachen und bin schon die Hälfte des Weges zurück zum Pass hinunter, als Yasmin mich endlich einholt, um die Führung zu übernehmen.

Unser ursprüngliches Ziel hinter uns, die Aussicht auf ein warmes Bett und ein vernünftiges Mahl vor uns, marschieren wir zügig durch das Tal und erreichen am späten Nachmittag unser Ziel. Doch Yasmin scheint irgendwie nicht so recht zufrieden, als hätte sie etwas anderes dort erwartet. Das einzige, was mir auffällt, sind die menschenleeren Straßen. Aber wer geht auch schon bei dieser Kälte freiwillig raus? Die Häuser werfen bereits so lange Schatten, dass es nichteinmal den Wind braucht, um mich bei jedem Schritt zittern zu lassen. Schließlich bleibt Yasmin auf einem großen Platz vor einem eher unscheinbaren, wenn auch ziemlich großen Gebäude aus weißen Steinen stehen, dessen einziger Schmuck ein kleiner Turm auf der Spitze des flachen Walmdaches ist. Während ich meinen Blick über den ebenfalls menschenleeren, sandigen Marktplatz schweifen lasse, klettert sie die Stufen zur einzigen Öffnung des Gebäudes auf dieser Seite hinauf, die durch eine beeindruckende schwere Holztür verschlossen ist. Sie „klopft“, vielmehr hämmert mit der Faust an die Tür. Nette Art, „hallo“ zu sagen und um Einlass zu bitten. Nach kurzer Zeit öffnet sich eine kleine Luke im oberen Bereich der Tür. „Wir kaufen nichts, wir empfangen keinen Besuch. Was immer Sie wünschen, sie werden es besser in den zahlreichen Wirtshäusern der Stadt finden.“

Die Luke schließt sich geräuschvoll, so laut, dass man es vermutlich noch am anderen Ende der Stadt gehört hat. Kurz schreckt Yasmin zurück, viel hätte nicht gefehlt und sie wäre rückwärts die Stufen herunter gefallen. Dann sieht sie mich an, kratzt sich irritiert am Kopf. Doch Yasmin wäre nicht Yasmin, wenn sie so schnell aufgeben würde. Sie nimmt die Kapuze ab, öffnet ihre Haarpracht, sodass sie im Wind weht und schließlich kramt sie aus einer ihrer Taschen eine Kette hervor, die sie sich um den Hals hängt. Dann trommelt sie erneut gegen die Tür. Die Luke wird geradezu aufgerissen, „Ich habe doch gesagt, wir . . .“ beginnt eine wütende Stimme zu tönen, nur um beim Anblick von Yasmin auf der Stelle zu verstummen. „Hohepriesterin, entschuldigt, ich wusste nicht . . .“ Doch die angesprochene lässt den armen Kerl auf der anderen Seite gar nicht erst ausreden. „Öffne mir gefälligst die Tür, oder soll ich das selbst machen?“ Ich wusste ja, dass sie gerne andere herumkommandiert, aber das hier ist eine ganz andere Nummer!

Polternd fallen diverse Dinge hinter der Tür zu Boden, doch nach einer quälend langen Zeit öffnet diese sich schließlich knarrend. „Tretet ein, Hohepriesterin.“ Yasmin winkt mir, ihr zu folgen, und so betreten wir schweigend dieses merkwürdige Gebäude. Der arme Kerl, der uns die Tür aufhält stellt sich als mittelgroßer, rundlicher Mann heraus, der ein äußerst merkwürdiges Gewand mit der Sonne auf der Brust und dem Mond auf dem Rücken trägt. Rasch verschließt er die Tür hinter uns, während Yasmin ihm regungslos zuschaut. Was immer ihr diese Macht über ihn verleiht, der Ärmste ist wirklich nicht zu beneiden.

Wenige Schritte ins innere des Gebäudes öffnet sich der Eingangsbereich zu einer kleinen Halle. Fast hätte ich eine Rezeption in der Einen Ecke und einen Fahrstuhl am gegenüberliegenden Ende erwartet. Doch abgesehen von zwei nicht besonders bequem wirkenden Stühlen und einem kleinen Tisch ist die Halle völlig leer. Mittig in jeder Wand führen andere Gänge in die Tiefen des Gebäudes. Alles ist extrem schlicht gehalten, kein Wandschmuck,

keine Fenster, auch künstliche Lichtquellen kann ich nicht erkennen. Dafür leuchten Wände, Decke und Fußboden in einem unwirklichen bläulichen Licht. Und die großen Steine, aus denen das ganze Haus gebaut ist, sind ungewöhnlich präzise, geradezu scharfkantig und völlig nahtlos zusammengefügt.

Unser Gastgeber stellt sich selbst als „Meister Jakob“ vor und entschuldigt sich dann lang und breit unzählige Male dafür, die „Hohepriesterin“ nicht sofort erkannt zu haben. Yasmin macht nicht den Eindruck, als würde sie seine Rede in irgendeiner Weise besänftigen und unterbricht ihn schließlich ungeduldig. „Meister Jakob, wir haben eine lange, beschwerliche Reise hinter uns. Wenn es Ihnen Recht ist könnten wir uns zunächst ein wenig ausruhen und die offiziellen Angelegenheiten auf später verschieben?“ Als wenn sie ihm eine Wahl lassen würde. Das scheint auch der besagte Meister schnell zu merken und er nickt. „Bitte folgt mir, ich zeige Euch Eure Zimmer.“ Wortlos führt er uns in den Gang zu unserer Rechten hinein, und bleibt schließlich an dessen Ende vor zwei sich gegenüberliegenden Türen stehen. „Dieses Zimmer halten wir stets für den Besuch unserer Hohepriester bereit,“ er öffnet die Tür zur Rechten, „und hier haben wir ein Zimmer für Euren Begleiter.“ Er öffnet mir nicht etwa auch die Tür, sondern zeigt einfach auf die andere Seite des Ganges. Nachdem Yasmin mit einem knappen Nicken die Tür hinter sich geschlossen hat, betrete auch ich mein Zimmer. Die letzten Worte, die ich von unserem Gastgeber noch wahrnehmen kann, bevor sich auch meine Tür schließt, sind der Hinweis, dass man mich in einer Stunde zum Abendessen abholen wird. Meinetwegen.

Das Zimmer – wie offenbar das ganze Gebäude festerlos – ist ziemlich spartanisch eingerichtet. Da haben wir auf dieser Reise schon bessere Gasthäuser besucht. Ein Tisch, ein Stuhl, das zugegebenermaßen ziemlich bequem wirkende Bett. Und ein Vorhang, hinter dem sich ein kleines Bad mit Dusche und Waschbecken findet. Kein Spiegel, keine Toilette. Dabei könnte ich die jetzt gerade am meisten gebrauchen. Mein Zeug wandert auf den Tisch, viel-

leicht weiß ja Yasmin, wo man seinen natürlichen Bedürfnissen nachkommen kann. Ich hoffe, man muss dafür nicht nach draußen über den Platz und danach erneut um Einlass beim Meister bitten. Ich öffne die Tür und stoße beinahe mit Yasmin zusammen, die offenbar dasselbe Bedürfnis hatte. Wir sehen uns an und müssen beide grinsen. „Komm mit, diese Tempel sind alle gleich aufgebaut.“ Und tatsächlich, am Ende des Ganges, der auf der gegenüberliegenden Seite aus der Eingangshalle hinausführt, findet sich ein Raum mit mehreren Zellen, die zu meinem Erstaunen nicht nur einen Holzbalken mit Loch enthalten, sondern in denen Steine stehen, die bei näherer Betrachtung sehr stark an die Toilettenbecken in meiner Welt erinnern.

Yasmin verschwindet schnell in einer Zelle, und ich zögere nicht, die daneben liegende für mich zu beanspruchen. Uff, das war wirklich dringend nötig. Ein wenig später, auf dem Weg zurück zu den Zimmern, sehe ich Yasmin an. „Ich denke, es gibt einiges, was Du mir erklären musst.“ Sie nickt, „Später. Erstmal muss ich herausfinden, was hier falschläuft. Und warum.“ Sie hat schon wieder diesen abwesenden Blick aufgesetzt, der mir weitere Fragen im Hals stecken bleiben lässt.

Somit verschwinden wir ohne weitere Worte in unseren Zimmern – und ich lasse mich direkt auf mein Bett fallen. Das ist tatsächlich so bequem, dass ich auf der Stelle einschlafe.

1.1.1 Gefangen im eigenen Haus

Ausgelassen, aber auch ein wenig stolz, scherzen die Schüler, alle Hände voll mit den Dingen, die sie heute draußen unter das Volk bringen wollen. Es macht Ihnen sichtlich Spaß, den Ärmsten der Stadt auf diese Weise zu helfen. „Es wirkt sich auch positiv auf Ihre Leistungen im Unterricht aus,“ flüstert Yasmin mir über die Schulter zu.

Endlich öffnet sich einer der Türflügel und der erste Schüler löst sich aus seiner Gruppe, und während seine Freunde sich noch auf eine Reihenfolge einigen, bricht er bereits lautlos im Licht vor der Tür zusammen. Schnell breitet sich eine gespenstische Stille aus, unterbrochen nur von dem Geräusch zweier zu boden fallender Tonschalen. Das Mädchen, dass soeben noch die Schalen gehalten hat, stürmt ihm nun hinterher, verfolgt von Yasmins erschreckend lautem „NEIN!“. Doch zu spät. Kaum ist sie draußen, sackt auch sie in sich zusammen. Die Erklärung dafür schlägt mit erschreckender Wucht in Form eines Bolzens in die Tür ein, als Yasmin diese mit aller Kraft ins Schloss wirft. Dumpf hört man zwei weitere Bolzen einschlagen, dann ist es endgültig still. Weiteres Geschirr geht zu Bruch, als einige Schüler ihren weichen Knien nachgeben. Hier und da ist bestürztes Schluchzen wahrzunehmen.

Aber Yasmin bleibt absolut ruhig. Sie greift sich eine apathisch, jetzt mit leeren Händen dastehende Schülerin und schickt sie mit eindringlichen Worten, den Meister Jakob zu holen. Zwei weitere bücken sich auf Ihre Anweisung hin wie ferngesteuert, um die herumliegenden Sachen aufzusammeln. Alle anderen schickt Yasmin in die Empfangshalle. Zwischen den letzten Schülern zwängt sich Meister Jakob zu uns hindurch. Mich hat die ganze Zeit niemand beachtet, doch ich habe das dringende Gefühl, irgendetwas tun zu sollen. „Was . . .“, höre ich mich stammeln. „Was geschieht hier?“, wollte ich fragen, doch mehr bringe ich nicht heraus. „Scharfschützen mit Armbrüsten. Auf mindestens drei Dächern rings um den Platz. Zwei Schüler verletzt.“ Kurz und bündig setzt sie Jakob über die Lage in Kenntnis. Er nickt nur, doch der Schock ist ihm deutlich anzusehen. „Ihr tragt Euren Titel hoffentlich zurecht, Meister.“ Keine Frage, sondern fast eine Drohung. Er nickt erneut. Dann verfällt er kurz ins Grübeln, nur um kurz darauf mit den Worten „Ich habe da vielleicht was, was uns hilft!“ davon zu stürmen.

„Hendrik, Sorge bitte dafür, dass der Weg von der Tür zur Eingangshalle frei von Hindernissen ist.“ Jetzt ist es an mir, zu nicken. Was soll ich auch sagen? „Ihr wollt sie sicher in der Halle verarzten, oder?“ Ohne auf ihre Antwort zu warten, lasse auch ich sie mit den beiden Schülern zurück, die noch immer große und kleine Tonscherben vom Boden aufsammeln. Schnell sind zwei Tische freigeräumt, ein paar Schüler unterwegs, Stoffe und Wasser für die Wundversorgung zu holen. Die übrigen schicke ich auf ihre Zimmer, mit der Maßgabe, dass jeder, dem es noch gut geht, sich um jemanden kümmern soll, der sich unwohl fühlt. Als die beiden mit den Verbänden zurückkommen, nehme ich sie mit zurück zur Tür, damit sie den anderen beiden beim Aufräumen des Ganges helfen können. „Außer zwei unglaublich schweren Büsten auf noch schwereren Sockeln gibt es zwischen hier und der Eingangshalle keine Hindernisse,“ berichte ich Yasmin. „Und dort ist soweit alles für die Erstversorgung vorbereitet.“

Laut tappend und keuchend kommt Meister Jakob durch den spärlich beleuchteten Gang herangelaufen. In seinen Händen hält er etwas, das wie große Eier aussieht. „Einer meiner Schüler hat . . .“, beginnt er, unterbricht sich aber sofort selbst. „Lichtbomben,“ zeigt er seine Mitbringsel vor. „Blenden hoffentlich die Scharfschützen ausreichend lange.“ Yasmin wiegt eine davon nachdenklich in der Hand, betrachtet sie von allen Seiten. „Es ist nicht viel, aber es muss reichen,“ beendet sie ihre Untersuchung und gibt das Ei an Meister Jakob zurück. Die vier Schüler sind unterdessen mit ihrer Reinigungsaktion fertig und warten auf neue Anweisungen. Da niemand sonst sie wahrzunehmen scheint, schicke ich sie in die Halle. „Entsorgt den Müll, dann wartet am hinteren Ausgang der Halle, falls Eure Hilfe noch benötigt wird.“ Schnell eilen sie mit vollen Armen davon.

„Hendrik, Du öffnest uns die Tür. Bleib hinter dem Türflügel, lass Dich nicht sehen. Und sobald wir die Bomben werfen, schließe unbedingt die Augen.“ Ich nicke zustimmend. Die beiden ziehen sich in den jetzt noch dunkleren Gang zurück. „Jetzt,“ ruft Yas-

min. Unter Einsatz meines gesamten Gewichts öffne ich langsam die Tür. Zwei weitere Bolzen schlagen in die Türflügel, ein dritter zischt an mir vorbei ins Dunkel und fällt schließlich klirrend zu Boden. Die Eier fliegen an mir vorbei nach draußen. Ich schließe die Augen, ein Knall und es wird hell vor meinen Augenlidern. Mit dem abklingenden Licht öffne ich meine Augen und blinzeln sehe ich zwei Lichtschleier nach draußen und wenige Augenblicke später wieder nach drinnen huschen. „Tür zu!“ ruft Yasmin vom Ende des Ganges, während sich der zweite Schleier in einen keuchend zusammengebrochenen Meister Jakob und die leblose Schülerin auflöst, deren Körper ihn nun halb unter sich begräbt. Die Tür schlägt gerade hinter mir ins Schloss, als zwei weitere Bolzen ins Holz einschlagen.

„Alles klar?“ frage ich Meister Jakob, mich zu ihm herunter beugend. Er stöhnt, doch er nickt. Ich helfe ihm unter der Schülerin hervor, prüfe ihre Lebenszeichen, wie ich es damals im Erste-Hilfe-Kurs gelernt habe. Sie atmet noch, doch ihr Puls ist schwach und ihr Herz schlägt nur langsam. Bewusstlos. Und zwei Bolzen in ihrem Rumpf, einer in ihrer Brust, der andere im Bauch. Es ist erstaunlich wenig Blut auf ihrer Kleidung, hoffentlich verblutet sie nicht gerade innerlich. Auf keinen Fall können wir sie weiter bewegen, das würde sie wohl nicht überleben. Fürs erste bringe ich sie in die stabile Seitenlage – oder wenigstens in eine Lage, die so aussieht, wie das, woran ich mich aus dem Kurs erinnere –, vergewissere mich, dass Jakob in Ordnung ist, dann eile ich zu Yasmin, um Hilfe zu holen. Naja, und um zu sehen, ob mit Yasmin alles in Ordnung ist.

2 Tief unter der Erde

Wir stehen vor einem fast kreisrunden, etwa mannshohen Höhleneingang am Fuß des Berges. Wie von Jahrtausenden in Wind und Wetter ausgewaschen wirken die Wände, glatt, keine scharfen Kanten. Mitten im Wald, kein Weg ist weit und breit zu sehen, selbst das Unterholz lässt kaum Raum für uns beide vor diesem Felsloch. Wenn Yasmin sich nicht geirrt hat und hier tatsächlich jemand wohnt, dann ist er schon sehr lange nicht mehr herausgekommen.

Doch unbeirrt geht sie voran, in die Höhle hinein. Schnell verschwindet sie in der Dunkelheit, und so beeile ich mich, ihr zu folgen. Schnurgerade führt die Höhle wie ein Tunnel in den Berg hinein, bis sie schließlich in einem scharfen, fast rechtwinkligen Knick nach rechts abbiegt. Auch hier fühlen sich alle Wände wie ausgewaschen an. Völlig glatt. Fast als wären sie poliert. Gleichzeitig führt uns der Tunnel nun abwärts. Was noch an Restlicht vom Eingang her uns bisher den Weg geleuchtet hat, reicht nicht bis hierhin. Ohne einen weiteren Kommentar oder auch nur anzuhalten lässt Yasmin eine Lichtkugel zwischen ihren Händen aufglücken, die sie gleich darauf über ihrem Kopf vor sich her schweben lässt. Kurz blinzele ich, doch inzwischen habe ich mich anscheinend an Magie in meiner Umgebung gewöhnt. „Komm weiter,“ ruft sie, mich über die Schulter hinweg anblickend. Schlagartig wird mir bewusst, dass ich stehengeblieben bin, und Yasmin daher bereits einen ordentlichen Vorsprung in der Dunkelheit gewonnen hat. Dunkelheit, die das Licht aus Yasmins Kugel bereits

nach wenigen Metern verschluckt. Zügig schließe ich wieder zu ihr auf.

Tiefer und tiefer windet sich der Tunnel, einem Schlauch gleich in den Berg hinab. Bald habe ich jedes Gefühl über Entfernung oder Tiefe im Verhältnis zum Eingang verloren. Knapp eine Stunde wandern wir im Dunkeln, das einzige Geräusch weit und breit ist das unserer Schritte, vermischt mit meinem inzwischen ziemlich starken Schnaufen. Während Yasmin von unserem doch recht strammen Marsch völlig unbeeindruckt zu sein scheint, steht mir der Schweiß auf der Stirn.

Plötzlich öffnet sich der Tunnel, die Wände weiten sich, verschwinden nach links, rechts und nach oben in lichtloser Schwärze. Und genauso plötzlich stoppt Yasmin vor mir. Nur knapp kann ich einen Zusammenstoß mit ihr vermeiden. Sie sieht mich an und bedeutet mir mit einer Geste zu schweigen. Ich nicke. In Richtung der erweiterten Höhle gewandt, kniet sie nieder. Ich mache es ihr gleich und Yasmins Lichtkugel erlischt. Kurz darauf höre ich, wie sie in einer lispelnden, mir unverständlichen Sprache etwas raunt. Schließlich sagt sie klar und deutlich in die Dunkelheit hinein: „Bitte verzeiht unser uneingeladenes und unangekündigtes Eindringen. Doch wir suchen Eure Hallen in dringlicher Mission auf. Dafür erbitten wir Einlass, Unterkunft und Schutz, so wie auch Ihr stets in unseren Hallen Willkommen geheißen werdet.“ Stille antwortet ihr. Als wären die Worte von der Nacht hier unten verschluckt worden. Da, es regt sich etwas! Trippeln zu allen Seiten. Links, rechts, vor uns. Sogar über uns! Viele Füße. Sehr viele. Erst leise, doch im Näherkommen immer klarer zu hören. Abrupt, nur wenige Meter von uns entfernt, halten die Schritte inne. Und dann, zu meinem Erschrecken antwortet die Nacht auf Yasmins Ansprache. Direkt vor uns, aus unsichtbarem Mund, ertönt dieselbe lispelnde Sprache. Doch im Gegensatz zu Yasmin klingt es nicht wie eine wilde, fremde Sprache, sondern natürlich, fast wie Gesang.

„Wasss issst tiesse Misssioon, von derrr Ihrh sprecht? Erklärrt Euch oderr verschwindet!“ fährt die Stimme, jetzt in für mich verständlicher Sprache aber mit starkem Akzent fort. Ruhig, aber bestimmt antwortet Yasmin. „Der Inhalt unserer Mission ist nur für den Herrn des Berges bestimmt. Ich hoffe ich muss ihm nicht auch berichten, dass seine Untergebenen den Pakt des Lichtes vergessen haben!“ Das klang fast wie eine Drohung. Zu gern würde ich Yasmins Gesicht sehen und wie zur Antwort – vermutlich aber eher zur Unterstreichung ihrer Worte – erstrahlt Yasmin in einem Licht, dass ohne andere erkennbare Quelle ihren ganzen Körper in strahlendes Weiß taucht. Sie steht auf und das Licht wird heller, schließt auch mich ein. Gleichzeitig höre ich wie sich ringsum trippelnde Schritte unter missbilligendem Hissen von uns entfernen. Als würden sie das Licht fürchten. Womit auch geklärt wäre, warum draußen vor dem Eingang keine Spur von Leben in dieser Höhle zu erkennen war. Dann ist wieder Stille.

Rechts von uns leuchten kleine Flammen auf, erleuchten einen schmalen Pfad, der an der Höhlenwand entlangläuft. Rechts die Wand, links nichts. Kein Geländer, kein Halt. Nur Nacht. Ich glaube, ich will gar nicht wissen, was passiert, wenn man dort hinunter fällt. Aus der Dunkelheit unter dem Weg – unter dem Weg! – kommen erst zwei, dann noch zwei Beine und mit einem dritten Beinpaar auch der dazugehörige Körper ins schwache Licht der Flammen. Abstand zu Yasmins Strahlen haltend blinzeln uns sechs glänzende Augen an. Je drei untereinander dominieren sie den Kopf dieses Wesens. Die Klauen, die den Mund umschließen sind aber umso furchterregender. Zwischen ihnen schießt immer wieder eine schmale Zunge hervor, wobei dieser Hisslaut leise ertönt. Der Kopf sitzt auf einem zur Hälfte aufgerichteten, stark und dunkel behaarten Spinnenkörper. Ein sehr großer Spinnenkörper, das Wesen reicht mir fast bis zur Brust. Zwei mit demselben Fell überwachsene Arme mit dreifingrigen Händen – zwei Finger und ein Daumen – beginnen schulterlos in der Mitte des aufgerichteten Teil des Rumpfes. Die sechs Beine, auch sie sind behaart, sitzen

an der anderen Hälfte. Drei links und drei rechts. Keine Füße, scheinbar läuft dieses Wesen auf dem unteren Ende der Beine, das sich äußerst gelenkig dem Boden anpasst. „Follgt miirr,“ sagt es und dreht sich mit dem trippelnden Geräusch flink um und läuft den Weg entlang. Ich sehe Yasmin an, sie nickt und lässt das weiße Licht erlöschen. Im Schein der Feuer folgen wir dem Wesen.

3 Sumpf des Vergessens

3.1 Yasmin verschwunden

Seit drei Wochen ist sie nun schon fort. Keine Nachricht von ihr. Was hält sie auf? Seit Stunden liege ich nun schon wach. Drehen sich meine Gedanken im Kreis. Ihr wird doch nichts passiert sein? Was meinte sie mit den gemurmelten Worten? Habe ich sie vielleicht nur nicht richtig verstanden? Wo ist sie überhaupt hin? Wie weit ist das weg? Und was hat sie an meiner Erzählung so sehr irritiert? Ich kann mich noch deutlich an den verwunderten Ausdruck in ihrem Gesicht erinnern. Sehr ungewöhnlich das Ganze. Es ist zwar nicht das erste Mal, das sie einfach so verschwindet, aber bisher ist sie immer in kürzester Zeit wieder aufgetaucht.

Übergangslos finde ich mich in einem meiner Träume wieder. Dunkel ist der Ort um mich herum. Obwohl mir mein Gefühl sagt, dass die Sonne gerade ihren höchsten Stand erreicht hat, ist es so dunkel wie abends nach Sonnenuntergang an einem Sommertag. Die Landschaft, passend dazu, sieht wüst aus. Hier und da ein paar abgestorbene, kleine Bäume. Dazwischen überall Nebelschwaden. Ich stehe auf der Oberfläche eines tiefschwarzen Tümpels. Langsam steigen von Zeit zu Zeit Blasen aus der Tiefe auf, platzen an der Oberfläche und senden kleine Wellen in alle Richtungen aus. Ein Sumpf.

Etwas zieht mich nach Süden. Ich drehe mich um und lasse mich ziehen. Gleite durch die Landschaft. So typisch für diese Träume. Hindernisse wie die Bäume hier verschwinden vor mir, um gleich hinter mir wieder aufzutauchen. Ich spüre, wie das ziehen in mir immer stärker wird. Ich komme meinem Ziel näher. Doch auf meine Geschwindigkeit hat es irgendwie nie einen Einfluss. Es dauert so lange, wie der Traum entscheidet, dass es dauert, an mein Ziel zu kommen. In der Landschaft keine Änderung zu sehen. Der Traum will mir wohl sagen, dass es sich um einen ziemlich großen Sumpf handelt. Schließlich tauchen im Nebel die Umrisse einer Ruine auf. Die Mauerreste sind mit Efeu überwachsen, aus Fens-

tern und auf den Mauern wachsen Gräser und kleine Sträucher. Im Inneren des Hauses stehen auch ein paar der toten Bäume des Sumpfes. Sie ist hier. Ich kann es deutlich spüren. Nicht an der Oberfläche, sondern irgendwo unter dieser Ruine. Sie schläft, auch das spüre ich. Seltsam, mitten am Tag? In einem Keller mitten in einem Sumpf? Einem Sumpf, auf den von der hoch am Himmel stehenden Sonne weniger Licht fällt, als in einer Vollmondnacht? Das ist mehr als nur ungewöhnlich. Zugegeben, Träume müssen nicht logisch sein, auch diese sind es nur selten. Trotzdem verspüre ich den Drang, alldem auf den Grund zu gehen. Also lasse ich mich wieder zu Yasmin hinziehen. Hinein in die Ruine. Ich gleite auf die Ruine zu.

Doch plötzlich ist da ein Widerstand. Wenige Meter vor der Wand. Das ist neu. Noch nie hat mich irgendwas in meinen Träumen aufhalten können. Ich konzentriere mich stärker auf Yasmin, doch es gelingt mir nicht, die unsichtbare Barriere zu durchdringen. Dafür sehe ich aber plötzlich ein Bild. Als würde jemand mir eine Sonnenbrille vor die Augen halten, rückt die Umgebung dahinter in den Hintergrund, ist nur noch schwach zu erkennen. Woher kommt dieses Bild? *Hilf mir*, hallt es schwach wieder. Schlagartig wird mir klar, was ich dort sehe. Yasmin. Auf einem Tisch oder Altar liegend. Schlafend. In einer sehr engen, völlig lichtlosen Kammer. Und auch ihr eigenes Licht ist sehr schwach. Dann, mit einem Schlag, bin ich wach.

Wach, aber ich kann sie noch immer spüren. So wie damals, in meiner Welt. Dieses ziehende Gefühl, das ich im Traum hatte, ist in die wache Welt herüber gekommen. Vielleicht war es auch schon vorher da, und ich habe es erst durch meinen Traum wahrzunehmen gelernt? Egal. Es zieht mich in südöstliche Richtung. Ich stehe auf, ziehe mich an und gehe die Treppe in die Schmiede hinunter. Davit ist bereits bei der Arbeit, heizt den Ofen an, die Werkzeuge für den ersten Auftrag liegen schon bereit. Ich versuche ihm zu erklären, dass Yasmin in Gefahr ist und unsere Hilfe benötigt, doch er wiegelt ab. „Es tut mir leid, ich kann hier nicht

weg. Eine Schmiede betreibt sich nicht von allein. Eigentlich kann ich nichtmal Dich hier entbehren.“ Auch von einem Ort, wie dem, von dem ich geträumt habe, hat er noch nie gehört. Allerdings wäre er auch noch nie aus der Stadt herausgekommen. Aber wenn ich unbedingt wolle, vielleicht könnte ich heute abend in den Bars der Stadt etwas erfahren. „Immerhin kehrt dort jede Menge fahrendes Volk ein. Händler, Gaukler, Reisende.“ Und wann wäre jemand redseliger, als bei einem schönen Humpen Bier?

Doch solange kann ich nicht warten. Ich schnappe mir meinen Mantel und stürme hinaus, auf der Suche nach irgendeiner Bar, in der zu dieser Zeit noch jemand zu finden ist. Nicht gerade leicht. Und schließlich muss ich feststellen, dass die wenigen zu dieser frühen Stunde noch verbliebenen Gäste entweder nicht mehr ansprechbar oder nicht besonders gesprächig sind. Also kehre ich lustlos in die Schmiede zurück und helfe Davit bis zum Mittag bei der Arbeit. Dann mache ich mich erneut auf die Suche nach einer Informationsquelle. Nur zu wissen, in welche Himmelsrichtung mein Ziel liegt, reicht noch lange nicht, um zu wissen, wo ich hin muss.

Zwei Stunden lang ziehe ich von Lokal zu Lokal. Spreche mit jedem, der sich von mir ein Bier ausgeben lässt. Erzähle verschiedene Geschichten, warum ich wissen will, was ich wissen will. Jede immer noch ausgefeilter als die vorhergehende. Unglaublich, wieviele Bars, Kneipen und Gasthäuser diese Stadt hat. Wenn man überlegt, dass sie höchstens zehntausend Einwohner zählt. Und alle sind gut gefüllt. Die Geschäfte mit dem Umland und dem Rest der Welt müssen wirklich gut laufen. Doch niemand hat von einem Sumpf oder Moor in anhaltender Dämmerung gehört.

Ich bin kurz davor, aufzugeben und zu Davit zurückzukehren, als ich auf eine erste Spur stoße. Ein Mann am Nebentisch unterbricht mich lachend in einem weiteren wenig Erfolg versprechenden Gespräch. „Erst letzte Woche hat mir Brevik, von diesem Ort

erzählt, den Ihr sucht, Herr. Ich habe schon glaubwürdigere bierselige Märchen gehört, als dieses. Wer immer Euch davon erzählt hat, hat Euch mit Sicherheit einen Bären aufgebunden.“ Er rülpst und will sich wieder seinem Bier zuwenden, doch so schnell gebe ich nicht auf. „Wer ist Brevik?“, frage ich ihn, „Wo kann ich diesen Mann finden?“ Kopfschüttelnd richtet er seinen Blick wieder auf mich. „Brevik ist ein Aufschneider, wenn Ihr mich fragt, Herr. Er behauptet, ein Fellhändler aus dem Süden zu sein. Und wenn man seinen Geschichten glaubt, hat er schon die halbe Welt gesehen. Aber seit Jahren schon treffe ich ihn einmal die Woche im singenden Biber. So weit her kann es mit seinen Reisen also nicht sein. Und er macht auch nicht gerade den Eindruck, als würde er von Fellen allzu viel verstehen. Oder vom Handeln. Aber er kann gut Geschichten erzählen. Und ich höre gern gut erzählte Geschichten. Also gebe auch ich ihm von Zeit zu Zeit mal ein Bierchen aus. Um seine Zunger locker zu halten.“

Heute abend müsse er wieder im Biber anzutreffen sein. Ich lasse mir von ihm aufzeichnen, wo ich den singenden Biber finde, und versuche mir seine Beschreibung von Brevik einzuprägen, dann eile ich zurück zur Schmiede. Wer hätte gedacht, dass ich tatsächlich schon heute eine erste Spur zu Yasmin finden würde. Hoffentlich stellt sie sich nicht als Sackgasse heraus. Aber erstmal kehre ich bestens gelaunt zu Davit an das Schmiedefeuer zurück. Bei der schweißtreibenden Arbeit zum Klang des Schmiedehammers vergesse ich sogar eine Zeit lang meine Sorge um Yasmin.

Es ist bereits dunkel draußen, als Davit schließlich die Werkzeuge an die Wand hängt. Ich lade ihn ein, mit mir zu kommen, und so machen wir uns gemeinsam auf die Suche nach dem singenden Bieber. Erst jetzt wird mir bewusst, dass das starke Ziehen, das ich heute morgen nach dem Aufwachen gespürt habe, fast vollständig verschwunden ist. Kaum mehr als ein sanftes Zupfen ist noch geblieben. Wenn ich nicht wüsste, was es ist, ich würde dieses Gefühl vermutlich nichteinmal wahrnehmen.

Der Biber liegt außerhalb des Viertels der Schmiede und Gerber, in einer der dunkelsten Ecken der Stadt. Hier gibt es – abgesehen von einer Hand voll Spelunken – fast kein legales Gewerbe, aber nirgendwo kann man billiger wohnen, als hier. Die Gegend wie auch die dunkle Kneipe im Keller eines heruntergekommenen Wohnhauses erinnern mich irgendwie stark an meine erste Begegnung mit Yasmin. Obwohl, Begegnung ist vielleicht nicht das richtige Wort. Die Luft in dem nur spärlich von einer handvoll Fackeln erleuchteten Raum ist von Rauch und Ruß geschwängert. Die Wände, insbesondere in der Nähe Fackeln, sind mit einer Rußschicht überzogen. Meine Schuhe machen schmatzende Geräusche auf dem knarrenden Dielenfußboden. Dicht an dicht stehen wild zusammengewürfelte Tische und Stühle. Das Lokal ist gut gefüllt, ohne wirklich voll zu sein. Die dicke Wirtin sieht uns lustlos an.

In einer Ecke sehe ich den Mann von heute mittag. Ich nicke ihm kurz zu, dann setzen wir uns an einen kleinen Tisch, der halbwegs sauber aussieht. Einen Mann, auf den die Beschreibung passt, die ich heute mittag bekommen habe, kann ich nicht entdecken. Also richte ich den Stuhl so aus, dass ich den Eingang der Kneipe im Blick behalten kann, während Davit die Wirtin heranwinkt und uns Bier bestellt.

Zwei weitere für jeden von uns verschwinden in unseren Bäuchen, doch nichts passiert. Gäste kommen und gehen – die meisten kommen – doch keiner sieht auch nur annähernd aus, wie Brevik. Doch plötzlich kommt Bewegung in den Laden. Der Mann, der dort gerade zur Tür herein gekommen ist, und nun von etlichen Gästen lautstark begrüßt wird, muss Brevik sein, daran besteht kein Zweifel. Jetzt wird mir auch klar, woher die Zweifel an seinen Geschichten rühren. Mit seiner kleinen, hageren Gestalt, den ungepflegten, schulterlangen schwarzen Haaren und der Kleidung, die eher an die Lumpen eines Bettlers erinnert, macht er wirklich nicht den Eindruck, als würde er viel von Fellen oder Handel verstehen. Andererseits ist da so ein Funkeln in seinen Augen, als wäre er ein Fuchs auf der Suche nach frischer Beute. Er setzt sich

zu ein paar Leuten an den Tisch, die ihn zu sich herüberwinken. Andere setzen sich dazu, und schnell sind sie in ein heiteres Gespräch vertieft. Ich lausche, doch Brevik hält sich zurück, gibt nur hin und wieder einen Kommentar zu dem ab, was die Anderen so erzählen. Schließlich fragt einer in der Runde ganz offen: „Und Du, Brevik, was hast Du so in letzter Zeit getrieben?“

Dies ist der Zeitpunkt, auf den alle gewartet haben. Schlagartig wird es ruhig im singenden Biber. Doch Brevik gibt sich ganz bescheiden. Er wäre nur hier und da in dieser und jener Stadt im Süden gewesen, hätte ein paar gute, und ein paar schlechtere Geschäfte abgeschlossen. Wäre auf jener Straße nur knapp ein paar Räubern entgangen. Nichts ungewöhnliches, was das Erzählen wert wäre. Höchstens, falls das jemand interessiere, dass der Stadtherr von soundso die hübsche Tochter des Bruders eines seiner Kunden geheiratet hätte. Und wenn er, also Brevik selbst nicht schon so alt wäre, er hätte vielleicht selbst Chancen bei ihr gehabt.

In der nächsten Pause seines Redeflusses, die immer nur dann entstehen, wenn ihm ein neues Bier vorgesetzt wird, ergreife ich die Initiative und spreche ihn an. „Entschuldigt, Herr, ich hörte Euch soeben über den Süden sprechen, als würdet Ihr Euch dort sehr gut auskennen.“ Er nickt. „Zumindest bin ich schon ziemlich weit herumgekommen.“ Also frage ich ihn, ob er von einem Sumpf gehört habe, in dem es nie heller als in der Dämmerung wird, egal wie hoch die Sonne am Himmel steht. Ist es eben noch stiller im Raum geworden? Er sieht mich an. „Ja, und nicht nur das,“ sagt er langsam, „ich war sogar bereits schon einmal dort.“

Und damit beginnt er zu erzählen. Eine ziemlich verworrene und düstere Geschichte. Von Geistern und Nymphen. Von wandelnden Bäumen. Er erzählt von einer Sage um ein verwunschenes Schloss, aus dem noch niemand wieder herausgekommen ist, der einmal hineinging. Lange erzählt er, und schließlich wendet er sich

einer anderen Geschichte zu. Da unser Tisch inzwischen von anderen Gästen in Anspruch genommen wurde, setzen Davit und ich uns an einen anderen Tisch, direkt neben der Tür. „Märchen,“ brummt Davit beim hinsetzen. „Es würde mich wundern, wenn dieser Mann jemals außerhalb der Stadt war.“ Ich bin mir da nicht so sicher.

Also halte ich Brevik auf, als er schließlich gehen will. Davit ist inzwischen gegangen. „Ich möchte diesen Ort, diesen Sumpf mit eigenen Augen sehen. Würdet Ihr mich dorthin bringen?“ Er sieht mich erschrocken an. „Bin ich des Wahnsinns? Kein Gold der Welt würde mich je dazu bewegen können, dorthin wieder zurückzukehren! Da müsst Ihr Euch schon einen anderen Dummen für suchen!“ Aber immerhin: im Austausch gegen ein weiteres Bier skizziert er mir den Weg dorthin, jedenfalls, soweit er sich noch daran erinnern kann. Und er gibt mir auch den Namen dieses Ortes: Moswara. Wo ich jemanden Wagemutigen finden könnte, der mich dorthin bringt? „Vielleicht werdet ihr in den Tavernen in der Nähe des Stadttores fündig, wo die Söldner einkehren,“ antwortet er nach einigem Grübeln. Damit bedanke ich mich bei ihm und gehe heim.

3.2 Das vergessene Schloss

Endlich sind wir da. Sie ist kaum noch zu spüren. Und das, obwohl ich ihr so nah bin. Halte durch, ich bin gleich bei Dir.

Plötzlich bleibt Rokal stehen. „Ich habe Dich bis hierher gebracht, aber dichter gehe ich an diesen unheimlichen Ort nicht heran.“ Ich sehe ihn an. Kann ich ihm wirklich vertrauen? „Gut, dann schlage ich vor, Du kehrst zu unserem letzten Lagerplatz zurück und wartest dort auf mich. Ich werde hoffentlich heute abend, spätestens morgen früh wieder zurück sein. Bis dahin pass bitte auch auf mein Pferd auf.“ Er schüttelt den Kopf. „Du hast mich bezahlt, um Dich hierher zu bringen. Das habe ich getan. Damit ist unser Vertrag erfüllt, und ich kehre um und reite nach Hause.“ Damit will er gerade sein Pferd wenden, als ich die Hand hebe. Er hält inne. Gut, er will mehr Geld. Also handele ich mit ihm einen Preis aus. Die eine Hälfte erhält er sofort, die andere wird er morgen erhalten, wenn ich wieder zurück bin.

Daraufhin steige ich ab und übergebe ihm die Zügel des Pferdes. Schnell suche ich noch ein paar Utensilien aus meinen Satteltaschen heraus: mein Messer stecke ich hinter den Gürtel, den Hammer binde ich mit etwas Leder an meiner Hüfte fest. Dazu noch etwas Nahrung und einen kleinen Wasserschlauch für Yasmin. Und natürlich die wenigen Wertgegenstände, die ich besitze und noch nicht in die Kleidung eingenäht habe. Da fällt mir ein: ein Hemd, wer weiß, in welchem Zustand Yasmins Kleidung ist. Ich falte es klein zusammen und stecke es in die Manteltasche. Oh, fast hätte ich vergessen, etwas Zunder und den Feuerstein mitzunehmen! Doch nun ist genug, sonst kann ich gleich das ganze Pferd mitnehmen.

Ich verabschiede mich von Rokal und wünsche ihm schonmal eine gute Nacht. Er nickt nur grimmig und reitet mit meinem Pferd an der Hand den Weg zurück. Meine Schritte jedoch nähern sich

zünftig den so vertraut wirkenden Ruinen vor mir. Instinktiv bleibe ich dort stehen, wo ich im Traum stets die Barriere gespürt habe. Ich strecke die Arme aus und taste mich langsam vorwärts. Nichts, kein Hindernis, dass mich aufhält. Endlich mal eine gute Nachricht. Dennoch spüre ich sehr deutlich, wie ich die Barriere durchschreite. Mit einem Schlag wird es, ich hätte es kaum für möglich gehalten an diesem Ort, noch dunkler um mich herum. Das ewige Dämmerlicht des Sumpfes kommt mir nun geradezu hell vor. Auch die unheimliche Stille Moswaras wirkt vergleichsweise lebhaft, verglichen mit der dumpfen Lautlosigkeit die mich hier umhüllt.

Nur zur Sicherheit prüfe ich, ob es mir auch gelingt, die Barriere in entgegengesetzter Richtung zu durchdringen. Erfolgreich. Ermutigt betrete ich den inneren Bereich ein zweites Mal. Das „Schloss“, oder was von ihm übrig ist, ist nicht besonders groß, vielleicht dreißig mal dreißig Meter. Kaum mehr als ein größeres Haus. Und was immer ihm diese Bezeichnung eingebracht hat, ist lange verfallen und verwittert. Es stehen kaum noch die Grundmauern. Dennoch gibt es nur einen einzigen Eingang, der ins Innere der Ruine führt, ringsum ist sonst der Weg durch Schutt und Dornenhecken versperrt.

Vorsichtig schaue ich ins Innere. Dunkel ist es dort, die einzige Lichtquelle scheint diese Tür zu sein. Was mich wohl dort erwartet? Langsam gewöhnen sich meine Augen an die Dunkelheit. Ich kann direkt hinter der Tür eine Treppe erkennen, die nach unten führt. Sonst nichts. Neben der Tür finde ich einen Beutel, der stark nach Lampenöl riecht. Leise schleiche ich hinein. Nach ein paar Stufen finde ich an der Wand neben mir eine fest installierte Fackel. Mit etwas frischem Öl brennt sie sehr gut und wirft einen viel zu kurzen, hell flackernden Schein in das Treppenhaus. Die nächste Fackel muss außerhalb des Lichtkreises liegen. Vorsichtig taste ich mich hinunter. Es war vielleicht keine so gute Idee, die Fackel anzuzünden. Was wenn jetzt hier irgendeine Stolperfalle ist, über die auch Yasmin schon gestürzt ist? Toller Retter wä-

re ich, wenn mir nun das gleiche passierte. Ich finde tastend die nächste Fackel, ein paar Stufen in die Dunkelheit hinein. Doch diesmal zünde ich sie nicht an. Das kann ich auf dem Rückweg immernoch machen. Zwei weitere Fackeln passiere ich, dann erreiche ich endlich das Ende der Treppe. Ein vorsichtige Schritte an der Wand entlang finde ich eine weitere Fackel. Schnell ist sie entfacht und gibt mir einen schwachen Eindruck des Ganges, in dem ich mich nun befinde. Er ist nicht besonders lang. Keinerlei Einrichtung, nur zwei weitere Fackeln.

Und je drei Türöffnungen die nach links und rechts abzweigen. Rechts sind sie von schweren, leicht moosbewachsenen Eichentüren verschlossen, die mich stark an Verliese erinnern. Und tatsächlich, in der letzten Tür findet sich ein vergittertes Fenster. Die Räumen dahinter scheinen Leer zu sein. Weder Licht noch irgendwelche Geräusche dringen zu mir heraus. Vorsichtig fasse ich an die Klinken, doch sie lassen sich nicht bewegen. Genausowenig, wie die Türen.

Ich fühle in mich hinein. Das schwache Ziehen kommt von der anderen Seite des Ganges. Die Türöffnungen hier sind anders. Keine Tür, die mein Eintreten verhindern würde. Doch die abrupte, scharf abgegrenzte Dunkelheit, die auch auf das Flackernde Licht der Fackeln keinerlei Reaktion zeigt, sagt mir, dass ich ihr besser keinen Schritt zu nahe komme. Hier wirkt Magie, der ich besser aus dem Weg gehe. Dennoch. Yasmin ist hinter der mittleren der Öffnungen, ich kann es genau spüren. Ich rufe sie. Erst zögerlich, dann lauter. Hoffentlich kommt jetzt niemand vorbei. Habe ich da eben ihre Stimme gehört? Ich halte den Atem an und Lausche. Starre in das Schwarz der Türöffnung vor mir.

Tatsächlich: Mitten in der Dunkelheit, wie aus weiter Ferne erscheint plötzlich ein kleiner weißer Punkt, der schnell größer wird. Bis ich, gefühlt etwa fünf bis sechs Meter vor mir, in raumloser Finsternis schwebend, Yasmin erkennen kann. Yasmin, auf einer Art steinernem Altar liegend. Unbeweglich. Da, sie bewegt sich.

Nunja, sie dreht ihren Kopf mir zu. „Bist Du es wirklich, Hendrik?“ flüstert sie. „Ja,“ sage ich, als ich plötzlich sehe, das ihr ganzer restlicher Körper mit eisernen Ringen an den Altar gefesselt ist. Ich mache einen Schritt auf sie zu. Ich muss sie befreien. Ihre Augen weiten sich vor Schreck. „Halt!“ Es ist mehr ein Flüstern denn ein Schreien. Ein geflüsterter Schrei. Kraftlos und doch eindringlich. „Du darfst nicht hereinkommen,“ fährt sie leise, aber schwer atmend fort. „Erst musst Du die Zelle ausschalten, sonst bist auch Du hier gefangen.“ Ich blicke mich um, kann aber keinen Schalter entdecken. „Es muss am Ende des Ganges irgendwo einen Schalter geben. Sie ging immer den Gang hinunter, dann verschwand die Nacht, die mich umfängt.“ So wie sie schnauft, muss es ihr große Anstrengungen bereiten, zu sprechen.

Ich nicke, bedeute ihr, zu schweigen und gehe dann den Korridor zu seinem Ende. Nichts sieht hier aus, wie ein Schalter oder Hebel. Mit dem Hammer klopfe ich die Steine ab, jeden einzelnen, so schnell ich kann. Nichts. Fußboden, Decke? Nichts. Ich betrachte die Tür neben mir. Sie ist anders, als die beiden anderen. Warum hat sie ein Gitterfenster, und die anderen nicht? Ich fasse nochmal an den Türgriff, doch er rührt sich nicht. Ziehen, drücken, drehen. Nichts. Ist er vielleicht nur eine Attrappe? Wenn es doch auf der anderen Seite nur nicht so dunkel wäre! Aber das Licht der Fackeln reicht nicht bis hier. Aber ich habe doch meinen Zunder mit dabei. Vielleicht reicht es wenigstens für einen kurzen Blick in die Kammer! Ich gieße etwas Lampenöl zwischen die Gitterstäbe auf das Holz und lege dann eine Schicht Zunder darauf. Ich hole tief Luft, versuche mich darauf einzustellen, was ich wohl gleich hinter dieser Tür erblicken werde.

Mit einem Schlag meines Messers gegen den Feuerstein entzünde ich Zunder und Öl. Und falle vor Schreck fast um. Damit hatte ich nicht gerechnet. Wirklich nicht. Kaum, dass ich wieder zu Atem gekommen bin, muss ich kichern. Die Kammer hinter der Tür ist nichteinmal so lang wie mein Arm. Und vermutlich auch nicht breiter als die Tür. Eingelassen in der Rückwand, genau in

Höhe des Gitterfensters befinden sich fünf Symbole, die Aussehen, als könnte man sie drehen. Sie ähneln quer stehenden YingYang-Zeichen. Zwei oben, drei unten. Schnell erlischt das kleine Feuer und das Bild der Symbole an der Rückwand verblasst.

Ich sehe mich um, lausche. Stille. Entweder hier ist niemand, um auf die Gefangene aufzupassen, oder man hat mich noch nicht bemerkt. Hoffentlich bleibt das so. Mit all den Spinnweben und dem vielen Moos sah das eben ganz schon eklig aus. Ich taste mit dem Hammerstiel nach den Symbolen. Ein Schnalzen ertönt aus der Kammer und ich ziehe den Hammer schnell zurück. In der Mitte des Stiels ist eine tiefe, scharfe Kerbe. Oha, gut, dass ich nicht mit meinen Händen da drin war. Das hätte weh getan! Zweiter Versuch, wieder das Schnalzen, doch diesmal lasse ich mich nicht davon beeindrucken. Der Stiel ist hart und dick genug, um das auszuhalten.

Es dauert eine Weile, bis ich den mittleren der drei unteren Schalter gefunden habe. Und die ewigen Erschütterungen durch das Zuschnappen der Falle – von meinen eigenen schreckhaften Zuckungen mal ganz zu schweigen – machen es auch nicht gerade leichter. Doch einmal gefunden lässt sich der Schalter mühelos drehen. Ich drehe mich um. Die Dunkelheit in Yasmins Türöffnung ist verschwunden.

Vorsichtig schaue ich in die Zelle hinein. Sie ist hell erleuchtet, obwohl ich nicht sagen kann, woher das Licht kommt. Die glatten Mauern ringsum scheinen aus sich selbst heraus zu leuchten. Außer dem Altar, auf dem Yasmin liegt, gibt es keinerlei Einrichtung. „Kann ich jetzt hereinkommen?“ Sie nickt. „Ich denke schon,“ flüstert sie. Ich taste den Eingang mit dem bereits stark geschundenen Hammerstiel ab. Keine Falle. Langsam, vor jedem Schritt den Fußboden vor mir abklopfend, gehe ich auf Yasmin zu. Nach der Falle von eben gehe ich lieber kein Risiko ein. Ich beuge mich über sie, sehe ihr in die Augen. Sie sieht erschöpft aus, aber sie hat sich noch nicht aufgegeben. Glaube ich. An den

Fesseln kann ich keinen Mechanismus finden, um sie zu öffnen, also schlage ich solange mit dem Hammer auf die Verankerungen der Ketten ein, bis sie sich aus dem Stein lösen. Doch erst, als die letzte Kette lose von Yasmins Gliedmaßen baumelt, richtet sie sich auf. Und im selben Moment zerfallen die Ketten zu Staub.

Sie hustet. „Jetzt raus hier, so schnell wie möglich! Sicher weiß sie bereits, dass ich frei bin.“ Yasmin will aufspringen, doch ihre Beine geben unter ihr nach und sie stürzt zu Boden, bevor ich nach ihr greifen kann. Widerwillig lässt sie sich aufhelfen und nimmt schließlich – nach einer weiteren Bruchlandung – auch mein Angebot an, sie auf dem Weg nach draußen zu stützen. Damit wir nicht stolpern, zünde ich nun auch die übrigen Fackeln entlang der Treppe an. Das hält uns zwar kurz auf, aber mir ist diese Dunkelheit hier einfach zu unheimlich. Auch wenn ich das ihr gegenüber nie zugeben würde.

Schließlich erreichen wir den Ausgang. Ich muss kurz verschnaufen, also lehne ich Yasmin trotz ihrer Proteste draußen sitzend gegen die Wand. Die Dämmerung ist inzwischen einer weiteren trüben, sternlosen Nacht gewichen. Das fällt nun offensichtlich auch Yasmin auf. „Wieso ist es so dunkel hier?“ fragt sie zitternd. „Wo ist das Licht hin?“ Sie zieht ihren Mantel enger um sich. Erst jetzt fällt mir auf, dass sie über keine eigene Aura mehr verfügt. Achja, die Barriere. Ich richte sie wieder auf, lege einen ihrer Arme um meine Schultern und bringe sie, halb ziehend, halb tragend aus dem Bannkreis der Barriere heraus. Es ist heller hier, ich kann sogar einen schwachen Halbmond am Himmel sehen. Aber von Sternen gibt es hier natürlich trotzdem nicht. Natürlich. Nichts ist an diesem Ort natürlich und die fehlenden Sterne in einer mondklaren Nacht noch weniger als der Rest.

Aber immerhin: Yasmin atmet auf. Nach ein paar weiteren Schritten unternimmt sie bereits wieder erste – wenn auch erfolglose – Versuche sich meiner Unterstützung zu entledigen. Ihr Wille ist definitiv ungebrochen. „Etwa eine Stunde von hier können wir

uns ausruhen. Ich habe einen Begleiter mitgebracht, der dort mit Essen und Trinken auf uns wartet.“ Hoffentlich.

Nach etwa zwei Stunden, der Mond ist bereits ein gutes Stück weiter gewandert am Himmel, erreichen wir endlich den Lagerplatz – und er ist leer. Nur noch die Spuren unseres gemeinsamen Lagers der letzten Nacht sind geblieben. Rokal hat sich einfach mit meinem Geld und allem Hab und Gut aus dem Staub gemacht. Nicht einmal das Pferd hat er mir gelassen. Plötzlich fühlt sich Yasmin viel schwerer an, als ich schlagartig meine eigene Erschöpfung in voller Härte zu spüren beginne. Es kostet mich den Rest meiner Kraft, Yasmin vorsichtig auf dem nassen Moos abzusetzen, statt sie einfach fallen zu lassen, da ihre Beine schon wieder nachgeben wollen. Dann sinke ich neben ihr auf die Knie.

„Er hat mich am Ende doch betrogen,“ flüstere ich. Hätte ich ihm mehr versprechen sollen für sein Warten? Auch wenn ihre Aura inzwischen wieder schwach zu erkennen ist, die Erschöpfung in ihren Augen spiegelt die in meinen Knochen nur allzu gut wider. Ich lehne sie an mich – und mich an sie –, dann öffne ich den Wasserschlauch und gebe ihr ein paar Schluck davon. Auch meine eigene trockene Kehle erhält ein wenig von dem erfrischenden Nass. Nach kurzem Widerstand nimmt Yasmin sogar das Trockenfleisch an, dass ich für sie mitgebracht hatte. Immerhin habe ich in den letzten Tagen gut gegessen, davon sollte ich noch einen oder zwei Tage zehren können. Und sicher gibt es in den vielen Tümpeln hier auch irgendein Tier, dass man essen kann.

Kurz darauf sackt Yasmin in sich zusammen. Ich bette ihren Kopf in meinen Schoß, ziehe meinen Mantel aus und breite ihn so gut ich kann über uns beide aus. Ein dürftiges Zelt, doch selbst der Gedanke an die unheimlichen Nebel kann mich jetzt nicht mehr vom Schlafen abhalten. Irgendwann holt sich der Körper seinen Schlaf.

Als ich aufwache ist bereits das ewige Dämmerlicht Moswaras zurückgekehrt. Yasmin liegt noch immer in meinem Schoß. Meine

Beine sind völlig taub und mein Rücken schmerzt. Ich muss mich dringend bewegen. Vorsichtig rolle ich den Mantel zusammen, und schiebe ihn unter ihren Kopf. Doch es gelingt mir nicht, aufzustehen, ohne sie zu wecken. Also helfe ich ihr auf, aber sie lässt sich nicht erneut von mir stützen. Obwohl sie noch ziemlich wackelig auf ihren Beinen wirkt. „Wir müssen weiter, weg von hier, so weit und so schnell, wie wir können. Sie wird bald hier sein,“ sagt sie und stolpert los. Mein Blick fällt auf die Überreste eines toten Baumes. Mit einem lauten knacken bricht ein Ast unter meinem Tritt davon ab. Ein guter Wanderstock für Yasmin, den sie ohne jeden Kommentar annimmt. Gern geschehen.

Da ich nicht mehr sicher weiß, aus welcher Richtung ich hierher gekommen bin, ziehen wir nach Süden. Yasmin ist der Meinung, dass die Richtung ziemlich egal sein dürfte, wenn wir uns tatsächlich in der Mitte des Sumpfes befänden. Und Süden klänge doch irgendwie gut, von wegen wärmeres Klima und so. Mangels besserer Ideen stimme ich ihr zu, und so stapfen wir von Insel zu Insel durch das Moor, immer in dem Versuch, irgendwie weiter nach Süden zu kommen.

Im Laufe des Tages wird Yasmin zusehends stärker. Bereits nach unserer kurzen Mittagspause lässt sie ihre Gehhilfe liegen und übernimmt zielstrebig die Führung. Trotz des unwegsamen Geländes kommen wir gut voran. Nur den Vogel, der dort oben über uns kreist, finde ich irgendwie beunruhigend. Wartet da schon ein Geier auf uns?

Die Nacht bricht schnell herein, und mit ihr kehrt auch Yasmins Schwäche zurück. Und ich bekomme langsam Hunger. Zwar will Yasmin nichts von Schwäche hören, doch sie hat auch nichts dagegen, aus ein paar trockenen Zweigen, Moos und unseren Mänteln ein kleines Zelt für die Nacht zu bauen, statt mit mir jagen zu gehen. Die Jagd stellt sich allerdings als schwerer heraus, als ich gedacht hätte. Auf keiner der umliegenden Inseln kann ich

einen Tierbau finden und auch die vielen Tümpel sind trotz ihres kristallklaren Wassers völlig ohne Leben. Abgesehen von ein paar dürrftigen Pflanzen, deren Nährwert und Genießbarkeit mir fraglich erscheinen.

Im Licht des aufgehenden Mondes entdecke ich schließlich einen größeren, wenn auch nicht allzu tiefen See, unter dessen Oberfläche Schatten größerer Fische umherhuschen. Naja, sie sind immerhin groß genug, dass das Fischen sich lohnt. Schnell ist ein halbwegs gerader Ast gefunden, an dessen Ende ich mein Messer binde. Sieht zwar etwas steinzeitlich aus, aber könnte funktionieren. Ich wate in das Wasser und warte. Es ist nicht gerade warm, doch eine Weile werde ich es schon aushalten. Nach einer Weile kehren die ersten Fische zurück. Nahezu bewegungslos beobachte ich sie. Warte. Warte, bis sie sich näher heran trauen. Und als mir einer nah genug erscheinen, steche ich mit meiner Lanze blitzschnell zu – und verfehle ihn deutlich, während er blitzschnell das weite sucht.

Es dauert noch ein paar Versuche, bis ich meinen Fehler bemerke: der Fisch ist gar nicht an der Stelle, wo ich ihn sehe. Ich muss den Speer ein Stück vor dem Fisch ins Wasser stoßen. Doch das ist gar nicht so einfach. Erst nach einer Reihe weiterer erfolgloser Versuche, in denen ich mich langsam an die richtige Stelle herantaste – offensichtlich macht es auch noch einen Unterschied, wie dicht am Grund der Fisch schwimmt – gelingt es mir, einen zu erwischen. Stolz ziehe ich den aufgespießten, noch zappelnden Fang aus dem Wasser. Mit tauben Füßen bringe ich ihn ans Ufer, wo ich mir einen Stein suche, um ihn zu betäuben.

Gerade will ich ins Wasser zurück, um meine neue Fähigkeit an einem zweiten Fisch auszuprobieren, da erstarre ich plötzlich. Kalt läuft es mir den Rücken runter. Nebel ist aufgezo- gen. Dieser unheimliche Nebel an diesem unheimlichen Ort. Täusche ich mich, oder formen die Nebenschwaden wirklich Figuren im fahlen Mondlicht? Eine zweite Gänsehaut überrollt meinen ganzen Körper.

Doch dann meldet sich mein Magen mit lautem Knurren wieder, und so beiße ich die Zähne zusammen und mache wieder ein paar Schritte in den See hinein, um mich ein weiteres Mal auf die Lauer zu legen.

Dennoch, ich kann nicht anders. Immer wieder sehe ich auf, sehe ich mich um. Die Insel, auf der der Fisch und meine Schuhe liegen, ist kaum noch zu sehen, obwohl sie nur wenige Meter entfernt liegt. Ich fahre herum. Habe ich da nicht eben irgendwo Stimmen gehört? Doch außer wabendem Nebel ist nichts zu sehen. Ich konzentriere mich wieder auf die Fische. Durch mein schreckhaftes Verhalten habe ich sie natürlich wieder alle verjagt.

Es hört sich wirklich an, als würde überall um mich herum geflüstert, doch ich versuche, das so gut ich kann zu ignorieren. Fest entschlossen starre ich auf die Wasseroberfläche vor mir, blende alles andere aus. Dort! Ein Fisch. Ruhig bleiben, warten. Er kommt näher. Langsam hole ich zum Stoß aus.

„Was machst Du da?“ fragt plötzlich eine Kinderstimme begleitet von Kichern hinter mir. Ich wirbele, den Speer noch immer hoch erhoben, herum. Nur knapp kann ich meinen Schwung auffangen und mich so davor bewahren, der Länge nach ins Wasser zu fallen. „Wer ... Hallo?“, rufe ich in die neblige Finsternis hinein, „Ist da jemand?“ Erneutes Kichern hinter mir, gefolgt von einer weitem waghalsigen Drehung meinerseits. Nichts zu entdecken. Mein Puls rast. „Wer bist Du?“, fragt die Stimme fröhlich, wieder hinter mir, doch dichter diesmal. Und zum Kichern ringsum mischt sich auch räuspern und raunen. Wie ein Publikum, dass mich aus der Dunkelheit beobachtet.

Ich atme tief durch und drehe meinen Kopf langsam zur Quelle der Stimme um. Und sehe nur Nebel. Halt, nein. Nur „Nebel“ beschreibt es nicht richtig. Der Nebel scheint eine – wenn auch nicht besonders stabile – Form zu haben. Oder vielmehr bilden einzelne Schwaden im Nebel soetwas wie eine abgegrenzte, zusammenhängende Form. Sie ahmen eine kleine menschliche Gestalt nach, so-

gar soetwas wie ein Gesicht kann ich erkennen. Wobei das Gesicht besonders schnellen Veränderungen unterworfen zu sein scheint. Als könnte es sich nicht für eine Form entscheiden. Aber es lächelt mich an.

„Mein Name ist Hendrik,“ antworte ich, während ich mich langsam umblicke. Jetzt, da ich weiß, wonach ich Ausschau halten muss, kann ich überall in den Schwaden Figuren und Formen erkennen. Und vor allem Gesichter. Teils fröhliche, teils ernste. Aber alle sehen mich an. Langsam drehe ich mich um, bedacht darauf, die Figur vor mir nicht zu zerstören. Doch ich kann nicht widerstehen, mit der Hand durch das kleine Wesen zu greifen. Der Nebel verwirbelt, sammelt sich dann aber wieder. Es kichert zur Antwort.

Eine größere Figur formt sich neben der Kleinen vor mir aus dem Nebel. Und hinter ihr, neben ihr und überall um mich herum weitere. Zu nah für meinen Geschmack, ich fühle mich umstellt. Von Nebel. Ich schüttele den Kopf. Wovor habe ich überhaupt Angst? Wenn ich wollte, könnte ich einfach durch sie hindurchgehen! „Du kannst uns verstehen,“ stellt die große Figur vor mir mit männlicher, alter Stimme fest.

„Wer seid Ihr?“ frage ich. Die Figur löst sich auf, eine andere Figur ersetzt sie, eine eher weibliche Form imitierend. Auch ihre Stimme ist die einer Frau. „Wir sind die Ewigen. Wer bist Du?“ Das habe ich doch schon beantwortet. „Ich bin Hendrik,“ antworte ich erneut. Die Figur vor mir flieht auseinander, fängt sich dann aber doch wieder ein. „Wir kennen keinen Hendrik. Gibt es noch mehr von Deiner Art? Woher kommen die Hendriks?“ Ach jetzt verstehe ich. „Nein, meine Art ist Mensch, wir sind Menschen. Hendrik ist, wie man mich nennt. Mein Name.“ Erneut unstetes Wabern. „Was machst Du hier, Hendrik?“ fragt nun wieder die Kinderstimme. Raunen, Kichern von den Umstehenden. „Ich fange Fische. Um sie zu essen.“ Mehr Kichern als Antwort.

„Du reist in seltsamer Gesellschaft, Hendrik. Sie ist nicht von Deiner Art. Und auch die Anderen nicht,“ meldet sich die Männerstimme von vorhin wieder, diesmal etwas zu meiner Rechten. Wen meint er? Yasmin? Sie ist anders, eine Magierin eben, aber doch Mensch. Oder? Und welche Anderen sollen da sein?

Mein Magen knurrt wieder. Und meine Füße schmerzen schon vor Kälte. „Wenn Ihr mich hier zuende Fischen lasst, können wir uns gerne weiter unterhalten. Aber jetzt habe ich Hunger und fange an, zu frieren.“ Die Nebelformen verschwimmen, nur die Frau vor mir bleibt stabil. „Werden Deine Begleiter auch mit uns sprechen?“ Wieso Begleiter? „Wenn Ihr Yasmin meint, so bin ich mir sicher, dass sie mit Euch reden wird.“ Damit zieht sich auch ihre Figur zurück und gibt die Sicht auf den See wieder frei. Ich stehe nun schon solange hier still, dass sich diverse Fische in unmittelbarer Nähe zu mir befinden.

Schnell habe ich zwei weitere Fische gefangen und so mache ich mich auf den Rückweg zu Yasmin. Die Ewigen, wie sie sich nennen, folgen mir. Begleiten mich. Hüllen mich ein. Bis wir uns der Insel nähern, auf der Yasmin tatsächlich ein kleines Feuer aus dem wenigen trockenen Holz hier unterhält. Plötzlich bleiben die Nebel zurück. Also bleibe auch ich stehen und drehe mich zu ihnen um. „Was ist los, warum kommt Ihr nicht mit?“ Ein Mann materialisiert sich, doch seine Stimme ist jünger als die vorhin. „Das heiße Licht dort vorne. Es bedeutet unseren Tod. Deswegen bleiben wir ihm fern.“ Zustimmendes Murmeln aus dem Hintergrund. „Wartet hier, ich werde nur eben die Fische braten und mit Yasmin sprechen, dann kommen wir hierher und wir können uns weiter unterhalten.“ Die Gestalt zieht sich zurück, geht in der grau wabernden Masse auf.

Yasmin schläft bereits, und so suche ich mir ein paar größere Steine, die ich an den Rand des Feuers lege, um sie zu erhitzen. Schnell sind die Fische darauf gebraten, jetzt sehen sie noch kleiner aus, als vorhin im Wasser. Einen Fisch esse ich sofort. Es ist nicht

viel dran, hauptsächlich eklige Innereien und spitze Gräten. Aber besser als mit knurrendem Magen einzuschlafen. Die übrigen lasse ich auf den sich langsam abkühlenden Steinen liegen, dann haben wir morgen ein Frühstück. Zwei kleinere Steine, die schon soweit abgekühlt sind, dass ich sie, wenn auch nur kurz, mit bloßen Händen anfassen kann, stecke ich mir in die Hosentaschen, dann gehe ich zu den Ewigen zurück.

Sie wirken irgendwie traurig, als ich ihnen erkläre, warum Yasmin jetzt nicht mit ihnen sprechen kann. Doch dann siegt ihre Neugier. „Wer sind die anderen, die Dir folgen, Hendrik?“ Ich zucke mit den Schultern. „Ich weiß von keinen Anderen. Aber Yasmin sagte irgendwas davon, dass jemand ihr bald folgen würde. Bald hier sein würde. Oder so ähnlich. Ich habe es nicht genau verstanden. Was wisst ihr über sie?“ Langsam rücken die Nebel näher, nur hinter mir, wo das Feuer leuchtet, bleibt eine Lücke. Immer mehr Figuren stabilisieren sich, sehen mich an. „Sie sind nicht von Deiner Art, Hendrik, keine Menschen. Sie sind verschiedene Arten, einige, die wir kennen, andere die wir nicht kennen.“ Die Gestalten um mich herum wechseln sich beim sprechen ab. Doch nie versuchen zwei gleichzeitig zu sprechen, allenfalls kommentierende Geräusche sind von den übrigen zu hören. „Sie entfachen große Feuer. Vergiften unser Zuhause. Warum tun sie das?“ Ich weiß es nicht. Doch auch mir machen diese Verfolger Angst. „Ich werde mich besser auch schlafen legen jetzt. Wenn ich das Feuer lösche, könnt Ihr dann über uns wachen? Mich wecken, falls uns die Verfolger näher kommen?“

Die Frau von vorhin, keine Ahnung, woher ich weiß, dass sie dieselbe ist, verdrängt ein paar andere Gestalten direkt vor mir. „Wir werden den schützen, der mit uns spricht.“ Die anderen Ewigen sind ungewöhnlich still. „Doch wir haben auch einen Wunsch an Dich, Hendrik.“ Völlige Stille kehrt ein und dehnt die Pause zu einer gefühlten Unendlichkeit. „So lange ist es nun schon her, dass wir Kontakt zur anderen Wesen hatten, so lange, dass wir uns

kaum noch erinnern. Doch hegen wir diesen einen Wunsch, ohne zu wissen, warum. Wir würden gerne Deinen Atem kosten.“

Wie jetzt, sie alle? Und was meint sie mit *kosten*? Das klingt irgendwie unbehaglich und unwillkürlich läuft mir nun doch wieder eine Gänsehaut über den Rücken. Aber halt, hat sie nicht gerade versprochen, uns zu schützen? Und sie sind doch nur Nebelgeister, was können sie mir schon anhaben. Wenn es mir zu gefährlich wird, blase ich sie einfach fort. Denke ich. Hoffe ich.

Zögernd willige ich ein. Die Frau nähert sich, ihr Gesicht nähert sich meinem. Als wollte sie mich küssen. Ist es das, was sie mit dem *Kosten* meines Atems meinte? „Moment, ich will jetzt aber nicht jeden von Euch küssen,“ wehre ich sie ab. Sie hält inne. „Wir verstehen nicht,“ sagt sie. „Nun, wenn jeder von Euch jetzt meinen Atem kosten will, dann werde ich wohl nicht mehr viel Schlaf bekommen diese Nacht, oder?“ Ihre Figur löst sich kurz auf, bildet sich dann aber neu. „Wir sind wir. Wir wollen nur einmal kosten. Dann kannst Du schlafen.“ Was meint sie damit? *Wir sind wir* – was denn sonst? „Gut, ich lasse Dich meinen Atem kosten, dann soll es genug sein, einverstanden?“ Wieder dieses zögernde Wabern von vorhin. „Wir sind ich. Und wir sind wir. Genau das war unser Wunsch.“

Und damit nähert sie sich erneut. Dichter und dichter. Kalt wird es an meinen Händen und in meinem Gesicht. Und nass. Ich schließe die Augen. Doch dann, tatsächlich, küsst sie mich. Das kalte, feuchte Gefühl im Gesicht und auf meinen Lippen weicht einer sanften, warmen Berührung. Instinktiv umarme ich sie, und mir ist, als würde ich unter meinen Händen warme Haut spüren. Neugierig, vielleicht auch etwas erschrocken, öffne ich die Augen. Vor mir schwebt ein wunderschönes Paar blauer Augen in einem Nebelgesicht, dass soviel feiner gezeichnet ist, als alles, was ich bisher in den Gestalten der Ewigen gesehen habe.

Ihre Züge verfeinern und stabilisieren sich mit jedem Atemzug, der von mir zu ihr strömt. Ich kann genau erkennen, wie mein

Atem, der in der kühlen Luft kondensiert, sich mit ihrer Materie verbindet. Und zugleich spüre ich auch ihren Atem in mir. Kalt und warm zugleich. Und dann, mit einem Schlag, ist es vorbei. Lächelnd löst sie sich von mir, schwebt rückwärts davon, bis sie sich mit einem gehauchten „Danke, Hendrik!“ in den übrigen Ewigen auflöst. Ich sitze noch eine Weile dort, während sich die Ewigen, mit weiteren, langsam verhallenden Danksagungen zurückziehen. Zuletzt höre ich nur noch ein letztes „Wir werden über Euch wachen.“ der Kinderstimme von vorhin, dann bin ich allein in der weiten Stille des Sumpfes.

Es dauert noch eine Weile, bis ich mich aufraffen kann, zu Yasmin zurückzukehren. Schnell lösche ich noch das Feuer, dann lege ich mich gemeinsam mit ein paar warmen Steinen zu ihr in das etwas dürftige und ziemlich zugige Zelt.

Am nächsten Morgen wache ich von dem leisen, fast flüsternden Ruf einer Frauenstimme auf. Es ist hell draußen, soweit man hier davon sprechen kann, wir haben also ziemlich lange geschlafen. Und Yasmin schläft noch immer. Allerdings kann ich draußen – als gäbe es zwischen den paar Ästen und unseren Mänteln ein „Drinne“ – nichts erkennen, so dicht ist der Nebel. „Endlich bist Du wach, Hendrik!“ Die Ewige von letzter Nacht formt sich aus dem Nebel heraus, ihr Körper in unnatürlicher Haltung ins Zelt ragend. Zelt. Wenn mir nicht so kalt wäre, ich könnte auf der Stelle schallend loslachen. „Wir haben versucht, Euch zu wecken, doch die Steine ...“ Ihr Blick zeigt auf die Steine, die ich gegen die klamme Kälte mit ins Zelt genommen habe. Natürlich. Hitze. „In der Dunkelheit konnten wir sie in die Irre führen, doch nun haben sie ihren Fehler bemerkt und sind nun auf dem Weg hierher. Wir können sie nicht aufhalten, Feuer und Hitze begleitet sie. Ihr müsst fliehen! Kommt, wir zeigen Euch den schnellsten Weg aus dem Sumpf hinaus!“

Neben mir regt sich Yasmin. „Mit wem redest Du da, Hendrik?“ Was für eine Frage ist denn das? Ich sehe sie verwundert an, will

ihr die Nebelfrau zeigen. Doch die ist plötzlich verschwunden. Ich kratze mir am Kopf. „Die Ewigen sagen, dass wir verfolgt werden und fliehen müssen. Sie wollen uns den Weg aus dem Sumpf zeigen. Wir müssen uns beeilen.“ In Yasmins Gesicht sehe ich dieselben Fragen, die auch mir angesichts dieser Zusammenfassung gekommen wären. Aber jetzt ist nicht die Zeit für große Erklärungen. Daher springe ich auf, schnappe mir meinen Mantel. Hilfe, während ich ihn mir überziehe, Yasmin auf und möglichst unauffällig in ihren Mantel – ich will nicht, dass wir am Ende noch wertvolle Zeit vergeuden, bloß, weil sie mir beweisen muss, dass sie meine Hilfe nicht braucht.

So gut ich kann, verwische ich unsere Spuren. Schmeiße die verkohlten Holzreste in den nächstbesten Tümpel. Naja, ein geschultes Auge wird das hier sicher nicht täuschen, aber es muss reichen. Die Hilfe der Ewigen ist leicht zu sehen: aus dem dichten Nebel führt nur ein einziger, klar erkennbarer Pfad hinaus. Yasmin ist bereits ein gutes Stück voraus, als ich ihr schließlich folge. „Wir werden versuchen, sie von Euch fortzulocken,“ höre ich einen der Ewigen. Ihre Stimmen haben sich irgendwie verändert seit letzter Nacht, oder bilde ich mir das nur ein? Sie wirken irgendwie selbstsicherer. Gefestigter. Nein, bestimmt nur Einbildung.

Bereits um die Mittagszeit verlassen wir die ewige Dämmerung. Und mit ihr auch das Reich der Ewigen. Zwar endet der Sumpf hier noch nicht, doch Yasmin geht es auf einen Schlag deutlich besser, und während sie auf der nächsten Insel Sonne tankt, bleibe ich zurück, um mich von den Ewigen zu verabschieden. „Wir werden nie vergessen, was Du uns gegeben hast. Nach so langer Zeit. Wir werden Euch den Rücken freihalten, solange wir können. Gute Reise, Hendrik.“ Und dann, begleitet von einem letzten frech grinsenden Kichern des Nebelkindes lösen sich ihre Figuren vor meinen Augen auf und die Nebel ziehen sich ins Innere des Sumpfes zurück. „Du wirst mir eine Menge erklären müssen, Hendrik,“ sagt Yasmin, als ich wieder zu ihr aufschließe, „sobald wir unsere Verfolger abgeschüttelt haben. Wenn mich nicht alles

täuscht müssten wir zum Sonnenuntergang entgültig aus diesem Sumpf heraus sein. Dann kommen wir in die Ausläufer einer riesigen Wüste, und ich habe gute Hoffnung, spätestens dort unsere Verfolger abschütteln zu können.“

Und damit ist sie auch schon wieder unterwegs. Keine Ahnung, wie sie in einer Wüste unsere Verfolger abschütteln will. Sicherheitshalber fülle ich den Wasserschlauch nochmal mit dem klaren Wasser der Tümpel auf, bevor ich ihr folge. Ein Blick zurück zeigt wieder dieses merkwürdige Bild zwischen Tag und Dämmerung, dass ich von meiner Ankunft in Moswara vor gut einer Woche noch gut in Erinnerung habe.

Nach knapp einer Stunde, die Tümpel werden inzwischen seltener und kleiner, während die Lufttemperatur stetig zunimmt, obwohl die Sonne ihren höchsten Punkt bereits überschritten hat, entdecke ich am Himmel einen merkwürdigen Vogel, der zunächst über eine Weile uns kreist, dann aber schnell in südlicher Richtung davonfliegt und hinter dem konturlosen Horizont verschwindet. Schließlich erreichen wir, ein wenig zu unserer Überraschung, einen größeren See. Während wir noch überlegen, ob wir den See durchwaten und durchschwimmen wollen, oder lieber doch außen herumgehen, kehrt der Vogel zurück. Erst im Näherkommen wird klar, wie groß dieser Vogel ist. Er muss sehr hoch geflogen sein vorhin. Und er kommt direkt auf uns zu. Sehr tief, dicht über den Wipfeln der wenigen, kleinwüchsigen Bäume, die hier außerhalb der Dämmerung Moswaras gedeihen können, rast er auf uns zu. Wird größer und größer. Immens größer. Vor Schreck bleibe ich wie angewurzelt stehen, kann meinen Blick nicht von diesen Monstrum nehmen.

4 Bei den Drachen

Das ist kein Vogel. Es hat ein riesiges Maul mit langen spitzen Zähnen. Wie ein Krokodil. Oder so. Das Maul ist weit aufgerissen. Weit genug, dass es uns am Stück verschlucken könnte, ohne auch nur kauen zu müssen. Und in der dunklen Höhle des Rachens sehe ich plötzlich ein Licht. Es wird schnell größer, füllt das ganze Maul und schießt dann als riesiger Feuerstrahl heraus. Auf uns zu. Dieses Monster hat nicht vor, uns zu fressen, sondern zu grillen!

Instinktiv fahre ich herum, reiße die ebenfalls erstarrte Yasmin mit mir. Versuche, uns aus der Reichweite der Flammen heraus zu bugsieren. Doch ich bin nicht schnell genug. Ich schaffe es gerade noch, uns beide zu Boden zu werfen, da überrollen uns die Flammen. Zu meiner eigenen Überraschung sind sie zwar warm, doch ich spüre keinerlei Schmerz. Selbst der Sand um uns herum schmilzt zu Glas, doch unsere Kleidung wird nichteinmal angesengt. Dann schießt der Schatten des Monsters über uns hinweg. Ich springe auf, ziehe Yasmin hinter mir her. Bloß weg von hier. Bröckelndes Glas knirscht unter meinen Füßen.

Aber Yasmin hält mich fest. Und da sehe ich es. Das Monster kommt zurück. Mit ausgebreiteten Flügeln, deren Spannweite fast von einem Ufer des Sees zum Anderen reichen, und einem markdurchdringenden Schrei aus dem immernoch weit aufgerissenen Maul landet es vor uns mit allen vier Füßen im See. Die Wucht des Aufpralls lässt nicht nur den Boden unter unseren Füßen erbeben, sondern erzeugt auch eine Flutwelle, die den See fast vollständig leert – und uns von oben bis unten durchnässt.

„Wer seid Ihr?“ grollt es laut und tief aus seinem Maul. Ihrem Maul, denn trotz der tiefen Töne klingt es irgendwie weiblich. „Und warum lockt Ihr die Ausgeburt des Bösen in meine Heimat?“ Mein Mund ist völlig trocken. Hat es gerade gesprochen, ohne den Mund zu bewegen? „Wir, ähm, locken, . . . , niemanden irgendwohin,“ stottere ich. „Und das soll ich Dir glauben, Mensch?“ donnert es noch lauter los, während es einen Schritt auf uns zu macht. Tief zeichnet sich die Spur seines riesigen Fußes im weichen Grund des Sees ab, bevor sie sich mit Wasser füllt und ihre Konturen verschwimmen. Jetzt kann ich seinen warmen Atem spüren, dabei steht es noch gut zwei seiner Schritte von uns entfernt.

Streng sieht es mich aus gelben, senkrecht geschlitzten Augen an, während sich sein Kopf vor mir auf einem langen Hals hin und her bewegt. Am liebsten würde ich unsichtbar werden, doch ich halte dem Blick stand. Dann wendet es seine Aufmerksamkeit Yasmin zu, die in demselben Moment meine Hand loslässt und in einer unsichtbaren Bewegung plötzlich neben dem Kopf des Monsters auftaucht, die Hand zwischen dessen riesige Nasenlöcher gelegt. Schlagartig hält es inne.

Die Zeit scheint still zu stehen. Dann, nach etlichen, unendlich langen Sekunden, lässt Yasmin das Wesen los, macht jedoch keinerlei Anstalten, sich von ihm weg zu bewegen. Stattdessen starren die beiden sich gegenseitig an. Wie ein stiller Wettkampf. Wer zuerst blinzelt, wird gefressen.

Plötzlich bemerke ich eine Bewegung im Augenwinkel. Eine Horde hässlicher Gestalten taucht aus einem kleinen Wäldchen ein paar hundert Meter zu unserer Linken auf. Sie tragen Speere und Bögen mit ihren dünnen und schlaksigen Armen. Alles an ihnen wirkt irgendwie dürr und schlaksig. Die langen, zotteligen und stark verfilzten braunen Haare am ganzen Körper verstärken diesen Effekt sogar noch. Einige von ihnen haben ihre Bögen bereits gespannt. Ich schaffe es gerade noch, Yasmin „Deckung“ zuzuru-

fen, dann fliegen bereits die ersten Pfeile durch die Luft. Ich laufe auf Yasmin zu. Wir müssen weg von hier. Dringend.

Das Monster lässt einen ohrenbetäubenden Donner aus seinem Maul fahren, als im nächsten Augenblick die ersten Pfeile um uns herum einschlagen. Ich weiß gar nicht, was es will, denn von seiner Haut prallen die Geschosse ab, als wäre sie aus Stahl. Wenn hier jemand Grund zum Brüllen hätte, dann ich! Denn inzwischen werden wir nicht nur von links unter Beschuss genommen, sondern auch rechts und hinter mir müssen Schützen stehen. Jedenfalls schlagen kurz nacheinander zwei Speere aus diesen Richtungen viel zu dicht neben mir ein.

Das langsam in den See zurücklaufende Wasser und der schlammige Boden behindern meine Schritte. Wie in einem Albtraum habe ich das Gefühl, nicht von der Stelle zu kommen. Das Monster schlägt mit seinen Flügeln und erhebt sich steil in die Luft. Ein weiterer grollender Schrei ertönt, dann fliegt es dicht über unseren Köpfen davon. Der starke Wind, den seine Flügel verursachen, macht es mir schwer, das Gleichgewicht zu halten. Auch Yasmin gerät kurz ins Wanken. Bisher hat sie sich noch keinen Meter bewegt. Wir haben keine Zeit, lange zu überlegen! „Yasmin!“ schreie ich. Sie sieht mich an. Ich bin nur noch zwei oder drei Schritte von ihr weg. Warum bewegt sie sich nicht? Worauf wartet sie?

Ein Pfeil schlägt vor mir ein. Und er kommt von vorne. Wir sind umzingelt! Verdammt. Und jetzt? Völlig außer Atem erreiche ich Yasmin. Noch bevor ich anhalten kann, reißt sie mich zur Seite, aus der Flugbahn eines dicht an uns vorbeischießenden Pfeils heraus. Sie hat gar nicht mich, sondern den Schützen hinter mir beobachtet! Denn jetzt wirbelt sie herum, drückt mich dabei aus der Bahn eines weiteren Pfeils. Rücken an Rücken drehen wir uns im Kreis, weichen Pfeil um Pfeil aus, während die Bogenschützen langsam auf uns zukommen. Den Ring um uns immer enger ziehen.

Da taucht das Monster aus der Ferne wieder auf. Diesmal ist sein Feuerstrahl auf die Angreifer gerichtet. Ein paar der Schützen richten nun ihre Aufmerksamkeit auf das neue Ziel. Ein paar andere werfen ihre Bögen weg und kommen stattdessen mit Schwertern und Keulen auf uns zu gelaufen. Dichter und dichter fallen die Pfeile und Speere, wenngleich inzwischen deutlich weniger. Es wird immer schwieriger, ihnen auszuweichen. Und selbst die zerstörerischen Flammen des Monsters, das nun irgendwie auf unserer Seite zu kämpfen scheint – vielleicht verteidigt es ja auch nur seine Beute – scheinen gegen die schiere Überzahl unserer Gegner nichts zu bewirken.

Auf Yasmins Seite scheint es ruhiger geworden zu sein. Jedenfalls bewegt sie sich deutlich weniger, als noch zum Anfang. Obwohl, irgendwie prasseln immernoch eine Menge Pfeile aus ihrer Richtung auf uns ein, nur irgendwie verfehlen sie uns alle. Egal, auf meiner Seite zielen die Schützen im Näherkommen zusehends besser. Längst weist mein Mantel diverse Löcher auf, und den Schmerzen in meiner Schulter und an meinem Oberschenkel nach, ist auch meine Haut nicht mehr ganz unversehrt.

Ein weiterer Treffer im Arm, und der Schmerz zwingt mich in die Knie. Nur mühsam, und mit Tränen in den Augen komme ich wieder auf die Füße. Eine weitere Welle prasselt auf uns von allen Seiten ein. Ich drücke Yasmin zurück, um einer Handvoll Pfeile auszuweichen. Viel zu spät bemerke ich den großen Speer, in dessen Bahn ich sie stattdessen gedrückt habe. Ich schaffe es gerade noch, mich herumzuwerfen, und nach ihm zu schlagen, in der stillen verzweifelten Hoffnung, ihn vielleicht noch von seinem tödlichen Kurs abzulenken.

Meine Hand berührt den Speer, ich spüre den kalten Stahl über meine Haut gleiten. Sie verbrennen. Nein, nicht meine Haut ist es die verbrennt. Zu meinem eigenen Erstaunen ist es der Speer, der plötzlich in Flammen aufgeht. Und im nächsten Augenblick hüllt

uns der verbrannte Staub seiner Überreste ein. Was ist hier gerade passiert? Ein weiterer Pfeil trifft mich in den ungeschützten Rücken und nimmt mir den Atem. Erschöpft sinke ich zu Boden. Etwas irritiert stelle ich fest, dass ich keinerlei Schmerz mehr spüre, mich aber auch nicht mehr bewegen kann. Ich liege einfach nur da, und sehe alles um mich herum wie in Zeitlupe ablaufen. Also wenigstens das, was sich in meinem Blickfeld befindet: gruselige Gestalten, die mir näher kommen; ab und zu eine wild herumwirbelnde Yasmin, der es irgendwie gelingt, Salve um Salve abzuwenden; und dieses riesige Monster, dass sich immer wieder auf die Angreifer stürzt, die uns am nächsten sind. Doch beide vermögen nichts auszurichten. Sie kommen uns immer näher.

Schließlich nimmt das Monster Kurs auf uns. Packt, ohne in seinem Flug langsamer zu werden, sowohl Yasmin als auch mich mit seinen Vorderfüßen und reißt uns mit sich in die Höhe. Die Pfeile folgen uns, doch schnell sind wir außer Reichweite.

Unter uns sehe ich, wie die Landschaft von einem Sumpf sehr abrupt in eine Wüste übergeht. Nach einer kurzen Weile sehe ich eine kleine Oase näher kommen. Wir steuern direkt auf sie zu. Und dann, wenige Meter über dem Boden, verliere ich plötzlich den Kontakt zu der Klaue, die mich eben noch umschlossen hat. Bäuchlings schlage ich im Sand auf. Und kann mich noch immer nicht bewegen. Meinen Mund voller Sand fällt es mir schwer, Luft zu bekommen. Bis mich jemand umdreht. Yasmin kommt in Sicht, über mich gebeugt. Sie träufelt mir eine widerlich schmeckende Flüssigkeit in den Mund. „Schluck das!“ befiehlt sie mir, während sie mir gleichzeitig den Mund gewaltsam mit der Hand verschließt. Und so schlucke ich das Zeug herunter. Obwohl der Geschmack mich ganz schön würgen lässt. Am liebsten würde ich mich auf der Stelle übergeben.

Fast augenblicklich kehrt das Gefühl in meinen Körper zurück, und mit ihm leider auch die Schmerzen. Ich stöhne laut auf. Aber es ist nicht so schlimm, wie ich gedacht hätte. Vorsichtig versuche

ich, alle meine Gliedmaßen zu bewegen. Es schmerzt zwar, aber es scheint nichts wichtiges verletzt zu sein. Sogar das Hinsetzen klappt mit etwas Hilfe durch Yasmin ganz gut. Sie hilft mir, den Mantel und das Hemd auszuziehen, um die Wunde auf meinem Rücken zu untersuchen. Jeder Muskel schmerzt wie von einem heftigen Muskelkater. Eigentlich hätte ich erwartet, dass der Pfeil meinen Körper komplett durchbohrt und vorne wieder heraus gekommen ist, doch an meinem Bauch kann ich keine Wunde entdecken. Und auch die Wunde an meinem Rücken scheint sich als deutlich kleiner herauszustellen, als gedacht. Eine äußerst kleine Pfeilspitze holt Yasmin aus meinem Fleisch heraus. Dieser Pfeil war definitiv nicht gedacht, um zu töten. Doch warum sie mit riesigen Pfeilen und Speeren auf uns schießen, wenn sie uns doch nicht töten wollten, ist eine Frage, die auch Yasmin nicht zu beantworten vermag. Vorsichtig tasten ihre angenehm warmen und weichen Hände die Haut rings um die Wunde ab. Ihre Diagnose: „auch keine Vergiftung zu erkennen. Hm.“ Nicht gerade beruhigend.

Plötzlich fällt ein großer Brocken undefinierbaren Fleisches neben uns auf den Boden. Blut spritzt in alle Richtungen. Wir blicken nach oben und sehen dieses ... Wesen immer tiefer kommen. Schließlich landet es direkt neben uns. „Guten Appetit,“ ertönt wieder dieses unheimliche Grollen. Wenig begeistert starre ich das rohe, bluttriefende Fleisch an. Doch Yasmin bedankt sich brav. Ohne den Blick von dem Fleisch zu wenden, melde ich mich: „Ähm ...“ und zeige auf den roten Klumpen vor mir. „Oh, ich vergaß,“ ertönt das Grollen, gefolgt von einem kurzen Feuerstoß, der den bluttriefenden Klumpen in einen dampfenden, verbrannt riechenden Klumpen verwandelt. Und er riecht nicht nur verbrannt. Mir entfährt ein äußerst gedehntes „Danke“.

Schließlich gelingt es mir, meinen Blick von dem Fleisch zu lösen. Yasmin steht wieder neben diesem Wesen, die Hand auf seine Nase gelegt, die Augen geschlossen. Was macht sie da? Erst als beide blinzeln wird mir bewusst, dass auch die Augen des Wesens

geschlossen waren. „Ich danke Dir für Deine Offenheit, Yasmin,“ donnert es wieder los. Es bewegt tatsächlich nichteinmal seine Lippen, um zu sprechen. Ich habe mich vorhin also doch nicht getäuscht. Und seine Stimme klingt wirklich irgendwie weiblich, oder? „Doch nun würde ich gerne Deine Version der Geschichte hören, Feuermagier. Was hat Dich hierher in mein Revier geführt?“ Ja, definitiv weiblich. Keine Ahnung, woran ich das festmache. Mütterliche Strenge? Moment, hat sie mich gerade einen Feuermagier genannt? Sie faucht mich mit heißem Atem an. „Hat es Dir die Sprache verschlagen?“

Stotternd und ihrem Blick ausweichend beginne ich ihr zu erzählen, wie Yasmin fortging und nicht mehr zurückkam – den Teil mit den Visionen lasse ich lieber weg, vielleicht merkt sie es ja nicht –, wie ich mich auf die Suche nach ihr machte und schließlich in diesem Sumpf landete. Wo mich mein Begleiter bestahl und allein zurückließ. Wie plötzlich wilde Horden hinter uns her waren. Den Teil mit den Ewigen muss sie auch nicht unbedingt wissen. Und da sie mich nicht unterbricht, werde ich mit der Zeit mutiger. Meine Stimme fester. Und als ich schließlich zu dem Teil komme, wo wir auf dieses Wesen, das uns jetzt so seelenruhig befragt, stießen, schaffe ich es sogar ihr in die Augen zu sehen. Soweit das bei der Größe ihres Kopfes auf diese kurze Entfernung möglich ist.

„Und nun sind wir hier,“ beende ich meine Erzählung. Sie blinzelt. „Ich glaube Dir, Feuermagier, doch es wird schwer sein, die anderen von Eurer Geschichte zu überzeugen.“ Yasmin räuspert sich, woraufhin die großen Augen sich auf sie konzentrieren. Erneutes blinzeln. „Entschuldigt, ich vergaß, Euch Menschen sind ja Namen so überaus wichtig. Mich nennt man Kajira. Wärst Du so freundlich, mir auch Deinen Namen zu verraten, Feuermagier?“ wendet sie sich nun wieder an mich. Yasmin nickt kurz. Ich bin mir nicht ganz sicher, ob es eine Bestätigung für Kajira oder eine Aufmunterung für mich sein soll. „Ich heiße Hendrik,“ antworte ich knapp.

„Nun denn, Hendrik, Yasmin, ich lasse Euch nun für die Nacht hier alleine, morgen früh sehen wir uns wieder. Sofern ich die anderen von Eurer Unschuld überzeugen kann.“ Und damit erhebt sie sich in den noch immer taghellen Himmel. Nacht? Es hat noch nichteinmal zu dämmern begonnen! Sprachlos blicke ich Kajira hinterher.

„Wir sollten essen, solange es noch warm ist.“ Ich zucke zusammen, so dicht hinter mir steht Yasmin plötzlich. Zustimmung gebe ich ihr mein Messer, und sie beginnt mundgerechte Portionen für uns beide aus dem gegrillten Fleisch zu schneiden. Zugegeben, es schmeckt bei weitem nicht so schlecht, wie es aussieht. Und riecht. Andererseits: Nach diesem Tag und mit meinem Hunger hätte ich das Zeug vermutlich auch roh gegessen.

Kaum das wir mit dem Essen begonnen haben, wird mir klar, was Kajira mit der Nacht gemeint hat. Viel zu früh für diese Jahreszeit – und viel zu schnell für meinen Geschmack – beginnt die Sonne, sich dem Horizont zu nähern. Und nach einer nur wenige Minuten dauernden Dämmerung ist es auch schon stockfinstere Nacht. Noch bevor wir uns satt gegessen haben. Die trockene Hitze des Tages wird ebenso schnell von einer unangenehmen Kälte verdrängt, die trotz des noch immer warmen Sandes unter uns so schnell in die Kleidung dringt, als wollte sie so viel Wärme wie nur irgendsmöglich aus dem Körper saugen.

Und mit der Dunkelheit – und dem nun vollen Magen – überkommt uns beide auch die Müdigkeit. Zum ersten Mal seit Tagen mit einem gewissen Gefühl der Sicherheit graben wir uns in den warmen Sand. Ungewöhnlicher Weise schläft heute Yasmin sogar noch vor mir ein. Leise höre ich ihr gleichmäßiges Atmen, während ich mich selbst in das Land der Träume driften fühle.

Ich stehe auf einem der größeren Hügel hier. Warmer Sand unter meinen behaarten Füßen. Ein kräftiger kalter Wind umweht mich und zerrt an meinem Fell. Erst dieser nasskalte Sumpf, dann die

brütende Sonne des Tages und jetzt das hier. Und als wäre tagelanges Marschieren nicht genug, muss ich jetzt auch noch hier den Späher spielen. Wenigstens ist die Dunkelheit hier so absolut, dass ich kein Versteck benötige. Und der Sand schluckt jedes noch so geringe Geräusch. Selten so ein leichtes Spiel beim Erkundschaften gehabt!

Aber wovor der Meister solche Angst hat, dass er mich einen halben Tag voraus schickt zum Erkundschaften, verstehe ich nicht. OK, die Biester sind groß, wenn auch nicht so groß, wie das eine, dass uns im Sumpf angegriffen hat. Woimmer das sich hin verkrochen hat. Aber gegen unsere Überzahl sind sie hoffnungslos verloren. Selbst ihr Feuer nützt ihnen nichts, wenn wir sie am Boden erwischen. Außerdem haben sie eine Menge Junge unter sich. So ahnungslos. So naiv. Wir könnten sie im Schlaf überraschen und sie wären tot, noch bevor sie wüssten, wie ihnen geschieht. Panzer hin oder her. Ich habe genug gesehen, Zeit zurückzukehren und Bericht zu erstatten, wenn ich vor unserem Angriff noch etwas Schlaf kriegen will.

Schlagartig bin ich wach. Ich versuche, Yasmin zu wecken, doch die schläft tief und fest. Was soll ich machen? Soll ich die Drachen warnen? Immerhin hat Kajira uns das Leben gerettet. Aber was, wenn das doch nur ein Traum war? Ich meine, würden sie mir überhaupt glauben, wenn ich ihnen erzähle, was ich in meinem Traum gesehen habe? Und selbst wenn sie mir glauben, würden sie auf mich hören und sich in Sicherheit bringen? Yasmin wacht immernoch nicht auf. Und mir ist kalt. Ich grabe eine neue Kuhle und lege mich hinein. Doch schlafen kann ich nicht mehr.

Genauso abrupt, wie der letzte Tag ging, bricht der neue Tag herein. Und bereits kurze Zeit nach Sonnenaufgang beginne ich die Hitze der Wüste zu spüren. Insbesondere der Sand erhitzt sich unangenehm schnell, sodass ich mich aus meinem Schlafplatz befreie und schnell nach einem schattigen Plätzchen in der Oase Ausschau

halte. Yasmin schläft immernoch tief und fest. Es gelingt mir einfach nicht, sie aufzuwecken. Also trage ich sie zu einem Hain aus kleinen Palmen und lege sie im Schatten der dicken Baumstämme ab. Nicht dass sie noch einen Sonnenstich bekommt. Im Schatten angekommen, versuche ich erneut, sie zu wecken. Erfolglos. Hoffentlich kommt Kajira bald zurück. Ihre Stimme weckt Yasmin mit Sicherheit auf.

Aus purer Langeweile erkunde ich die wirklich kleine Oase rund um den Tümpel aus erstaunlich klarem Wasser. Wie kann sich eine so kleine Wasserfläche hier, mitten in einer Wüste, halten und sogar noch Pflanzen ernähren? Ich probiere vorsichtig einen Schluck und es ist noch angenehm kühl. Und leicht süßlich. Langsam, von Schatten zu Schatten durch die inzwischen ziemlich unerträgliche Hitze gehend, hole ich den Wasserschlauch und fülle ihn für die nächsten paar Stunden. Da der See im gleißenden Sonnenlicht liegt, möchte ich nur ungern jedes Mal, wenn mich der Durst überkommt, wieder dorthin zurück müssen. Allerdings, spätestens, wenn Yasmin aufwacht, werde ich ihn wohl erneut füllen müssen.

Es ist bereits deutlich zu spüren, dass in spätestens einer Stunde die Hitze hier so groß sein wird, dass jede weitere Bewegung unmöglich wird, deshalb schneide ich noch ein paar Stücke für Yasmin und mich von dem immernoch recht großen Brocken Fleisch ab – was für ein Tier das wohl war, dass Kajira hier mit uns geteilt hat? Hoffentlich ist es ein Tier gewesen.

Erst als die Sonne senkrecht über uns steht, streift endlich ein großer Schatten über uns hinweg. Ich sehe nach oben und der Schatten gehört zu einem Drachen im Landeanflug. Kajira? Yasmin schläft immernoch. Tatsächlich, es ist Kajira, die gleich neben dem Tümpel landet. Ihr schuppiger Rücken glänzt im Sonnenlicht. Sie nimmt einen tiefen Schluck Wasser und der Wasserspiegel des Tümpels senkt sich bereits bedrohlich ab. Gut, dass ich bereits

meinen Vorrat hier neben mir liegen habe. Das Wasser ist zwar unangenehm warm, aber inzwischen ist mir das auch egal.

Langsam wanke ich ihr im spärlichen Schatten der Bäume entgegen. Unter dem Baum, der ihr am nächsten ist, bleibe ich stehen, und sie wendet sich mir zu. „Hallo Hendrik, ich habe schlechte Nachrichten für Euch.“ Na das ist ja mal eine tolle Begrüßung. Ich nicke ihr zu. „Ich konnte zwar die anderen davon überzeugen, dass Ihr nicht zu der finsternen Armee gehört, die Euch verfolgt, aber wir Drachen haben uns nunmal entschieden, uns aus dem Geschehen der Welt herauszuhalten. Und das bedeutet für Euch, dass Ihr gehen müsst.“

„Das ist aber schade,“ sagt Yasmin plötzlich neben mir, Sie ist also endlich aufgewacht. „Ihr könnt noch bis heute abend hier bleiben,“ fährt Kajira fort, „dann werde ich Euch den kürzesten Weg aus unserem Reich heraus zeigen.“ Sie wirft noch einen kurzen Blick auf das Fleisch, dann fliegt sie ohne ein weiteres Wort davon. Und Yasmin legt sich ohne weiteren Kommentar wieder schlafen. Ihr ist offenbar nichteinmal aufgefallen, dass sie nicht an der Stelle aufgewacht ist, an der sie sich gestern abend schlafen gelegt hat. Und jetzt sucht sie sich ausgerechnet wieder einen Platz in der Sonne zum Schlafen aus. Wieder versuche ich, sie zu wecken, und wieder ohne Erfolg. Also trage ich sie zurück in den Schatten.

Hätte ich versuchen sollen, Kajira von meinem Traum zu erzählen? Sie hat mich zwar nicht wirklich zu Wort kommen lassen bei ihrem Kurzbesuch, aber trotzdem: Hätte ich? Die Hitze ist echt unerträglich. Und vielleicht sollte ich noch ein wenig schlafen, wenn wir die Nacht hindurch aus dieser Wüste hinauswandern sollen. Doch kaum, dass ich die Augen schließe, sehe ich wieder die ahnungslosen Drachenfamilien vor mir. Sie fühlen sich so sicher. Aber wenn mich mein Gefühl nicht trügt, sind sie der Streitmacht, die sie heute Abend überfallen wird, nicht gewachsen. Vorausgesetzt, das war wirklich nicht nur ein Traum und dieser Überfall findet tatsächlich statt.

Mitten in der brütenden Mittagshitze haben sie unseren Aufbruch befohlen. Zelte abbauen, Sachen zusammenpacken, in Formation aufstellen. Und seitdem stehen wir hier. Das schwere Gepäck auf dem Rücken, Waffe in der Hand. Der Schweiß läuft mir über die Stirn und tropft von meinem Kinn auf den staubigen, glühend heißen Boden, der meine nackten Füße verbrennt. Doch das Brennen in den Augen ist nicht zu vergleichen mit dem Brennen auf meinem Rücken, wo der Rucksack meinen Rückenpanzer wund gescheuert hat. Endlich geht es los. Langsam setzen sich unsere vier Kohorten in Bewegung. Aber wie immer treiben uns die Trolle zum Laufschrift an. Und wehe dem, der das Tempo nicht halten kann. Wenigstens spürt man beim Laufen die Hitze des Bodens nicht so stark. Und so laufen wir. Und laufen und laufen, Sandhügel hinauf und wieder hinunter, durch eine schier endlos erscheinende, völlig eintönige gelbbraune Landschaft, während die Sonne stetig dem Horizont zustrebt. Immerhin wird die Luft spürbar kühler, je näher wir der Nacht kommen.

Zwei Kohorten brechen im Laufe des Nachmittags nach links und rechts weg und auch wir trennen uns schließlich von der letzten Kohorte. Ein Zangen- oder Ringangriff also. Hauptsache ich gerate nicht dorthin, wo zwei Kohorten aufeinander treffen. Da wird es immer sehr eng. Und eng ist gefährlich. Da kommt man schonmal mit einem Speer eines übereifrigen Kameraden in Kontakt. Und darauf kann ich gut verzichten.

Früh am Abend erreichen wir unser „Basiscamp“, wie sie es nennen. Wir legen unser Gepäck ab, schleifen ein letztes Mal unsere Waffen und stellen uns wieder in Formation auf. Mein Puls schießt in die Höhe, wie vor jedem Kampf, als schließlich unser Einheitsführer zu uns kommt, um uns auf die Schlacht vorzubereiten.

In die abendliche Sonne blinzeln wache ich auf. Und obwohl es noch immer brütend heiß ist, überläuft mich ein kalter Schauer. „Es ist Zeit für Euch, zu gehen,“ höre ich Kajira dicht neben mir. Yasmin steht bereits mit dem Trinkschlauch in der Hand bereit

zum Abmarsch. Ihr langer Schatten reicht bis zu meinen Füßen. Das, was ich gesehen habe, war weder die Zukunft noch die Vergangenheit. Und ganz sicher nicht nur ein Traum. Es war die Gegenwart. Ich nehme allen Mut zusammen. „Warte kurz, Kajira. Ich ...“ ich atme tief durch, als ich plötzlich die Blicke der Beiden auf mich gerichtet sehe. „Ich glaube, Deine ... die Drachen sind in Gefahr.“ Nur Kajiras Schnauben antwortet mir. „Die, die uns verfolgten, haben sich nun Euer Lager zum Ziel gesucht.“ Sie lacht. Ein unheimliches Geräusch, aber unverkennbar ein höhnisches Lachen. „Sollen sie es doch versuchen. Zweihundert von ihnen gegen, was meinst Du, zwanzig oder dreißig von uns? Sie würden in der Luft zerfetzt! Kaum mehr als ein Haufen Asche wird von ihnen übrig bleiben. Niemand ist so dumm!“

Ich schüttelte den Kopf. „Es sind nicht zweihundert, eher zweitausend. Und sie werden im Schutz der Nacht angreifen. Wenn das Lager schläft. Und mit all den Kindern dort wird es nicht gut ausgehen für Deine ...“ Sie lässt mich nicht ausreden. Blitzschnell schießt ihr Kopf ganz nah an mich heran und ihr heißer Atem – gemeinsam mit dem Schrecken der plötzlichen Bewegung – wirft mich von den Beinen. „Woher willst Du das wissen. Gestern noch hast Du behauptet, nichts mit diesen Kreaturen zu tun zu haben. Ich habe doch selbst gesehen, wieviele es waren. Und Du willst nun meine Augen Lügen strafen?“ Ich schaue zu Yasmin. Wird Kajira mir glauben? Sie nickt mir zu. Wieder zu Kajira gewandt sage ich leise: „Ich habe es im Traum gesehen. Eben, bevor Du mich geweckt hast. Und letzte Nacht.“ Keine Reaktion des Drachens, doch Yasmin fügt fast beiläufig „Er hat die Gabe“ hinzu, so als müsste jeder wissen, was damit gemeint sei. Daraufhin zieht Kajira sich etwas zurück, sieht abwechselnd Yasmin und mich an. „Warum hast Du mir nicht schon heute morgen davon erzählt?“ deckt sie schließlich die Lücke in meiner Aussage auf.

„Aus Angst, Du würdest mir nicht glauben,“ antworte ich schulterzuckend. „Und jetzt werde ich Dir natürlich alles glauben, oder wie hast Du Dir das gedacht? Oder dachtest Du, Du könntest Dich

einfach ein wenig an uns rächen, weil Du nicht bleiben darfst?“ Ihr Maul ist schon wieder bedrohlich nah. „Nein, ich ... ich hatte doch keine Beweise. Es ... es hätte ja auch einfach nur ein Albtraum sein können!“ stottere ich. „Mir ist klar, dass ich auch jetzt keine Beweise habe,“ komme ich ihrem nächsten Einwurf zuvor, „aber der zweite ... Traum eben hat mich davon überzeugt, dass beides eben doch nicht nur ... Träume waren.“ Wenn mir doch nur ein besseres Wort einfiele! Doch Kajiras Interesse scheint geweckt. Oder wenigstens hält sie ihren unmittelbaren Zorn im Zaum in Anbetracht der möglichen Gefahr für ihre ... Leute.

„Du sprachst eben von Kindern. Weißt Du, wo sich dieses Lager befindet?“ Ich schüttelte den Kopf. „In dieser Wüste, das ist das Einzige, was ich mit Sicherheit sagen kann. Aber sonst sieht hier eine Oase für mich aus, wie die andere zwischen all den Sandhügeln.“ Nicht besonders hilfreich. Aber Kajira scheint zu überlegen. Unvermittelt meldet sich Yasmin zu Wort. „Es gäbe da vielleicht eine Möglichkeit.“ Kajira schüttelt sich kurz. „Aber ja,“ antwortet sie ihr, „Wie gut hast Du den Ort in Deinen Träumen gesehen?“ fragt sie mich. „Ziemlich gut, aber ich weiß nicht, ...“ Doch wieder unterbricht sie mich. „Dann komm her, und zeig ihn mir.“ Wie soll ich das machen? Ich sehe Yasmin verzweifelt an, doch die macht nur eine auffordernde Geste. „Wir haben nicht ewig Zeit, die Sonne ist schon fast untergegangen und wenn Du die Wahrheit sprichst, steht der Angriff unmittelbar bevor. Also komm endlich her und berühre meine Haut!“

In ihrer Stimme klingt etwas mit, das klar macht, dass sie kein weiteres Zögern zulassen wird. Und da ich keine Lust habe, herauszufinden, was denn die Alternative sein würde, gehe ich vorsichtig, ohne sie aus den Augen zu lassen, auf sie zu. Noch vorsichtiger – als könnte ich ihren Zähnen durch einen schnellen Satz zur Seite entkommen – lege ich schließlich meine Hand auf die Schuppen zwischen ihren Nasenlöchern. Fast wäre ich zurückgeschreckt, denn sie rührt sich nicht im geringsten. Kein Zucken,

nichteinmal der Augenlider. Die Schuppen fühlen sich weicher an, als ich gedacht hätte. Und wärmer.

Dann, mit einem Schlag, überrollt es mich. Kommen die Bilder meiner Träume in mir wieder hoch. Schneller als im Traum, zu schnell, als dass ich sie wirklich wahrnehmen könnte, völlig bunt durcheinander und vermischt mit anderen Bruchstücken meiner Erinnerung rauschen sie vor meinem inneren Auge durch. Bis ich schließlich mit weichen Knien nach hinten taumele. Was für eine Erfahrung. Kajiras Gabe ist es offensichtlich, anderer Leute Erinnerungen lesen zu können. Oder können das alle Drachen? Spontan muss ich mich übergeben. Yasmin steht bereits neben mir und reicht mir den Trinkschlauch. Meine Knie zittern immernoch, und meinen Händen geht es nicht besser.

Zu allem Überfluss lässt Kajira nun auch noch ein ohrenbetäubendes „Nein!“ von sich hören. „Nicht, wenn ich es verhindern kann!“ fügt sie nur etwas leiser hinzu. Jetzt ist sie wirklich wütend. Ich kann es geradezu in ihr brodeln fühlen. „Ich muss los,“ sagt sie dann erstaunlich ruhig, „und Ihr solltet auch zusehen, dass Ihr wegkommt. Ich kann nicht sagen, wie die anderen den Verlauf dieser Geschichte aufnehmen werden. Besser, Ihr seid dann schon aus unserer Heimat raus.“ Und mit einem kräftigen Satz schwingt sie sich in die Luft. Noch im Aufsteigen ertönt erneut ein lauter Schrei aus ihrer Kehle, keine Ahnung, ob es Angst oder Wut, ein Warnschrei oder einer des Angriffs ist.

Yasmin legt mir eine Hand auf die Schulter. „Komm.“ Das ist alles, was sie sagt, bevor sie mir den Trinkschlauch reicht und losgeht. Woher sie die Richtung kennt, weiß ich nicht, doch ich binde mir den Schlauch um und folge ihr. Immer der untergehenden Sonne entgegen. Und sie geht zügig, obwohl der Wind außerhalb der Oase mit all dem Sand, den er uns ins Gesicht bläst, ziemlich unangenehm ist. Und warm. Aber dann fallen mir wieder die wütenden Drachen in unserem Rücken ein, und ich beschleunige meine Schritte, um wieder zu ihr aufzuschließen.

Die Route, denn Wege gibt es hier schließlich keine, auf der uns Yasmin führt, verläuft weitestgehend im Zickzack durch die Täler zwischen den zum Teil riesigen Sanddünen. Nur selten müssen wir eine Düne erklimmen um anschließend auf der anderen Seite wieder begleitet von einer kleinen Sandlawine hinunter zu rutschen.

Wir erreichen gerade wieder die Kuppe einer Düne, Yasmin zufolge ist es bis zur nächsten Oase nicht mehr weit, als wir plötzlich links von uns aus einem der Täler zwischen den Dünen Licht scheinen sehen. „Das sind Lagerfeuer,“ sagt Yasmin nachdenklich. „Drachen?“ frage ich. „Drachen entzünden keine Lagerfeuer.“ Sie sieht mich an, und ich nicke. An so vielen Feuerstellen sitzen sicher auch viele Menschen. Vielleicht können wir uns ihnen anschließen, das würde uns die Reise aus der Wüste erleichtern.

Und so ändern wir unsere Route, umrunden die ein paar Dünen. Schließlich bleibt Yasmin am Fuß einer Düne stehen. Ihr Orientierungssinn muss enorm sein, denn ich kann nichts erkennen, was darauf hindeutet, dass wir am Ziel sind. Der Himmel ist hier genauso rabenschwarz wie über allen anderen Dünen auf dem Weg hierher. Nur die fahle Mondsichel spendet ein wenig Licht. Wie spät es wohl schon ist? Mit einer kurzen Geste gibt sie mir zu verstehen, zu schweigen, dann geht sie die Düne hinauf, und ich folge ihr.

Diese Düne ist eine der größeren und der Sand an dieser Flanke ist extrem locker, sodass mir der Aufstieg ziemlich schwer fällt. Nur langsam komme ich voran und so gewinnt Yasmin einen ordentlichen Vorsprung vor mir. Wie schafft sie es nur, nicht in den tiefen Sand einzusinken? Kurz vor der Kuppe legt sie sich plötzlich flach auf den Boden und kriecht dann weiter. Als ich langsam zu ihr aufschließe, dreht sie den Kopf kurz zu mir um und bedeutet mir, mich ebenfalls hinzulegen. Dann kriecht sie weiter. Was soll das? Ich gehe weiter. Sie sieht mich grimmig an und wiederholt die Geste. Also krieche ich ihr auf allen Vieren hinterher.

So langsam kann ich auch den Lichtschein über dem Rand der Düne erkennen. Yasmin ist inzwischen angehalten und schaut vorsichtig in das Tal auf der anderen Seite hinein. Kurz bevor ich neben ihr liege, sieht sie mich an. Ist das Erschrecken, was da über ihre sonst so emotionslosen Züge huscht? Ich sehe in das Tal hinein. Und schlagartig wird mir klar, was geschehen ist. Was ich in meinen Träumen sah, war nicht ein Angriff auf ein Drachennest, sondern auf zwei. Kajira hatte recht, hinter uns waren nur ein paar wenige unterwegs, und ihr Späher war es, von dem ich zuerst geträumt habe. Der Krieger in meinem zweiten Traum war vor uns. Und mit ihm die vier Kohorten, von denen wir eine hier vor uns liegen sehen. Sie wird nicht erfreut sein, wenn sie erfährt, dass ich sie in die Irre geschickt habe.

„Wir müssen sie warnen,“ entfährt es mir plötzlich. „Das wird nicht leicht werden. Sieh, Hendrik, sie stehen schon bereit für den Angriff.“ Aber noch sind sie nicht unterwegs. Worauf warten sie noch? „Ein koordinierter Angriff.“ Yasmin nickt. „Wir könnten etwas Zeit gewinnen, wenn wir ihren Boten abfangen,“ sagt sie. Nein, das wird höchstens diese Kohorte aufhalten. „Nicht viel, spätestens wenn das Kriegsgeschrei auf dem Schlachtfeld losgeht, wissen sie, das ihr Bote nicht zurückgekommen ist.“ Yasmin nickt. „Dann sollten wir uns beeilen, damit wir vor ihnen bei den Drachen sind.“

Kaum ausgesprochen lässt sie sich rückwärts den Abhang herunterrutschen und ich folge ihr so leise, wie ich kann. Auf halber Höhe springen wir auf und laufen den Rest des Weges bis ins Tal. Naja, es ist mehr ein Rutschen auf einer mittelgroßen Sandlawine als wirkliches Laufen, aber wir sind sehr schnell wieder unten. „Weißt Du, wo die Drachen sind?“ frage ich. „Folge mir. Und halte die Augen offen.“ Damit joggt sie los. „Warte!“ raune ich ihr hinterher. „Ich kann nicht so schnell im Sand laufen, wie Du.“ Sie sieht mich an, dann läuft sie wieder los, langsamer diesmal. Und ich laufe hinter ihr her. Immer wieder gewinnt sie ein wenig Vorsprung auf mich, bleibt stehen, wartet auf mich bis ich sie fast

eingeholt habe und läuft dann wieder voraus, während ich meine Kräfte schwinden spüre.

Dann plötzlich bleibt sie unerwartet früh stehen. Und bedeutet mir wild gestikulierend, dasselbe zu tun. Ich schaue mich um. Weit und breit ist von Drachen nichts zu sehen. Und im nächsten Moment ist auch Yasmin verschwunden. Oder vielmehr das so vertraute schwache Leuchten, dass bei Nacht von ihrem Körper ausgeht. Einmal geblinzelt und es war fort, Yasmin mit dem dunklen Hintergrund verschmolzen. Das einzige Licht, dass mir noch bleibt, ist der fahle Schein des Mondes. Hat sich da etwas bewegt? Ich könnte schwören, dort oben auf dem Kamm der Düne vor uns eine Gestalt zu erkennen. War es das, was Yasmins hektische Reaktion hervorgerufen hat? Sind wir auf eine weitere Armee gestoßen? Ich blinzele erneut, und die Gestalt ist verschwunden. Gleich darauf steht Yasmin wieder vor mir.

„Wir sind so gut wie am Ziel. Hinter dieser Düne befindet sich das Nest der Drachen. Doch es gibt Späher hier, die vermutlich der Armee den günstigsten Zeitpunkt zum Angriff übermitteln sollen. Sie sind mit Armbrüsten und vielleicht auch Bögen bewaffnet, und der Weg von der Kuppe bis ins Nest ist weit, viel zu leicht zu überblicken, und der Mond gibt wunderbares Licht für jeden Schützen. Wenn uns nur einer der Späher sieht, wären wir tot, noch bevor die Drachen uns bemerken,“ erklärt mir Yasmin die Lage. „Also werde ich für eine kleine Ablenkung sorgen, während Du zusiehst, dass Du schnellstmöglich den Drachen die Lage erklärst.“

„Aber Du bist viel schneller als ich, und“ wirst nicht gleich auf der Stelle von den Drachen gefressen, will ich sagen, doch mit einer einzigen Handbewegung bringt sie mich zum schweigen. Kein einziger Ton dringt mehr aus meinem Mund. Irritiert fasse ich mir an Hals und Mund, doch ich kann keine Veränderung feststellen. Wenn man jetzt mal davon absieht, dass ich völlig stumm bin. Noch während ich einen neuen Versuch nehme, irgendwas zu

sagen, fährt Yasmin fort: „Wir haben keine Zeit für Diskussionen. Oder glaubst Du, Du könntest irgendwas machen, um die wachsamen Augen, die auf dieses Tal gerichtet sind, von mir abzulenken? Und außerdem bist Du derjenige mit den Träumen.“ Mit den Träumen, die er aber total falsch interpretiert hat. Ich nicke. Und dem schlecht wird, wenn er sie mit den Drachen teilt. Na das kann ja was werden. „Ich mache es.“ Oh, meine Stimme ist wieder da, und ich kann dem Drang, mich zu räuspern, nicht widerstehen.

„Es geht los, sobald Du den Kamm der Düne überquerst,“ sagt sie, mit dem Kopf hinter sich deutend. Einmal tief Luft holen, dann beginne ich, hinauf zu klettern. Der weiche Sand lässt mich nur schleppend vorankommen. Immer wieder rutschen mir die Füße weg. Doch schließlich erreiche die Kante und aus dem Schutz des Schattens heraus sehe ich, was vor mir liegt. In diesem Nest, wie Yasmin es genannt hat, leben etwa zwanzig größere Drachen, vermutlich unterschiedlichen Alters, doch bereits auf den ersten Blick sehe ich, dass zwischen ihnen mindestens doppelt so viele kleine Drachen sind. Die meisten Drachen, insbesondere die kleineren, scheinen zu schlafen. Jedenfalls haben sie sich wie ein Hund zusammengerollt, die Flügel angelegt, den Kopf auf dem Schwanz ruhend. Hier und da tapst noch einer der kleineren, vermutlich jüngern Drachen umher, doch auch von den älteren scheint sich absolut niemand für das zu interessieren, was außerhalb ihres Nestes vorgeht. Na das kann was werden. Wenn ich es denn überhaupt bis dorthin schaffe. Das ist verdammt weit weg.

Aber es hilft nichts, lange zu grübeln, schließlich will ich auch nicht hier oben liegen und zusehen, wie die Drachen abgeschlachtet werden. Mal abgesehen davon, dass die Chancen, hier oben zu überleben wohl auch eher dürftig sind. Kaum, dass ich mich über die Kante gewälzt habe, stolpere ich auf die Beine und beginne auf den nächstbesten Drachen zuzulaufen. Im gleichen Moment beginnt hinter mir hoch oben in der Luft ein Feuerwerk zu leuchten und zu böllern. Einige der Explosionen sind so grell, dass

ich kurz die Augen schließen muss. Und prompt trete ich in ein Loch in der Dünenwand und falle kopfüber den Hang hinunter. Hoffentlich blendet das Licht auch die Schützen ringsum.

Die Drachen jedenfalls lassen sich von Yasmins Ablenkung, nunja, nicht besonders ablenken, sondern starren mich an, während ich versuche, wieder auf die Beine zu kommen und mich halb stolpernd, halb auf der Sandflut surfend, die ich selbst immer wieder auslöse, ihnen nähere. Zum Glück ist das letzte Stück fast eben, sodass ich es tatsächlich halbwegs laufend überbrücken kann. Sie sehen nicht gerade freundlich aus. Besonders der eine nicht, der gerade das Maul zur „Begrüßung“ aufreißt.

Und als wäre das nicht genug, schlagen plötzlich auch Pfeile links und rechts von mir ein. Das war es also mit der Ablenkung. Das scheint sich auch Yasmin zu denken, denn gleichzeitig endet das Feuerwerk. Jetzt ist es zwar wieder dunkler um mich herum, doch während ringsum Hörner vermutlich die Truppen zum Kampf rufen, erscheint der mir so unangenehm vertraute Feuerschein im Rachen des weit aufgerissenen Mauls vor mir. Nicht auch das noch. Instinktiv bleibe ich stehen. Ich bin zu nah, um den Flammen auszuweichen, und ich glaube nicht, dass es mir nochmal gelingt, die Flammen zu überleben. Andererseits hat Kajira mich einen Feuermagier genannt. Toller Feuermagier, der beim ersten Drachen in Flammen aufgeht. Und während mir all diese Gedanken durch den Kopf schießen, starre ich in die ständig wachsende Flamme. Sie wächst schnell. Und mit ihr die Hitze, die von ihr ausgeht. Ich strecke meine Hand aus, um mein Gesicht davon abzuschirmen und plötzlich kann ich sie fühlen. Nicht nur die Hitze, sondern die Flamme selbst. Wie sie wächst, lebt. Wie sie nach Nahrung sucht. Fühle ihre Quelle tief im Inneren des Drachen. „Nein“ höre ich mich selbst sagen und schließe meine Hand zur Faust. Nein, ich werde nicht zulassen, dass die Flammen mich aufhalten.

Was für ein selten blöder Gedanke. Umso überraschender ist, dass die Flamme mir gehorcht und erlischt. Und überraschend nicht nur für mich, sondern offensichtlich auch für den Drachen. Doch noch bevor er oder einer der anderen reagieren können, renne ich bereits los und überbrücke auch die letzten Meter. Weitere Pfeile schlagen um mich herum ein, einer prallt von einem der Drachen vor mir ab, was dieser mit einem lauten Brüllen in Richtung des Schützen beantwortet. Hoffentlich sind davon ein paar Drachen im Nest wach geworden. Endlich erreiche den ersten Drachen und alle Angst ignorierend lege ich meine Hand auf das sich gerade wieder schließende Maul. Schnell rufe ich die Bilder meiner Träume zurück ins Gedächtnis, das Gespräch mit Kajira und auch die Erinnerung an das Kriegslager nicht weit von hier. Stelle mir vor, was wohl passieren wird, wenn sie hier sind. Gleichzeitig ringe ich darum, das Gefühl der Übelkeit zu unterdrücken, dass mir von meiner Begegnung mit Kajira noch zu gut in Erinnerung ist. Im Augenwinkel bemerke ich, dass mich die anderen Drachen schweigend umzingeln.

Auch dieser Drache gräbt tiefer und ich lasse ihn gewähren – alles was mich vielleicht am Leben hält, soll mir recht sein. Und schließlich ist in meinem Magen eh nichts mehr, was ich noch hervorwürgen könnte. Trotzdem taumele ich schwer, als er sich schließlich abrupt von mir löst. Fast zeitgleich erfüllt ein grauenvolles Brüllen das Nest. Spätestens jetzt dürfte wohl auch der letzte Drache wach sein. Doch ihr Echo wird übertönt von dem Klang mehrerer Kriegshörner ringsum auf den Dünen, die das Nest einschließen.

Schlagartig wenden sich die Drachen von mir ab, lassen mich einfach so stehen. Ich schaue mich um. Hier stehe ich wie auf dem Präsentierteller, kein Fluchtweg, keine Deckung. Ein Seufzen entfährt mir, es bleibt mir wohl nichts anderes übrig, als mich unter die Drachen zu mischen und das beste zu hoffen. Die sind ihrerseits dabei, sich zu formieren. Sie treiben ihre Kinder in der Mitte des Nestes zusammen, die älteren versuchen einen schüt-

zenden Ring um das Nest zu bilden. Das alles geschieht erstaunlich schnell, wenn man die Größe ihrer Körper und das doch recht eingeschränkte Platzangebot im Nest bedenkt, aber insbesondere die älteren Drachen beeindrucken durch äußerst präzise kurze Flüge über die anderen Drachen hinweg. Das alles sieht fast aus wie choreographiert, besonders da das ganze abgesehen von Drohgebärden und dem irritierten Quieken der Kleinen fast lautlos abläuft.

Doch als schließlich der Sturm losbricht, ist noch lange nichts vollendet, erst die Ansätze sind zu erkennen. Und so prasselt ein wahrer Hagelschauer aus Pfeilen auf die Drachen nieder. Am Rand des Nestes besonders viele, aber weiter in der Mitte deutlich weniger – die Schützen scheinen keine besonders große Reichweite zu haben. Und viel Effekt hat der Beschuss irgendwie auch nicht, die Pfeile prallen nutzlos von den Schuppenpanzern der Drachen ab. Selbst bei den kleinsten scheint die Panzerung schon stark genug zu sein, um sie vor den Pfeilen zu schützen. Was soll diese Munitionsverschwendung? Die Drachen, die bereits im äußeren Ring Stellung bezogen haben, richten sich auf den Hinterbeinen auf, spreizen ihre Flügel bedrohlich und beantworten den Pfeilhagel mit diversen, allerdings viel zu kurzen Flammensäulen aus ihren Mäulern. Noch mehr Drohgebärden. Das wird ihnen nichts nützen. Doch warum nutzen sie nicht ihren Vorteil und greifen den Feind aus der Luft an? Wieso laufen auch die Ältesten inzwischen am Boden, statt wie eben noch schnell zu ihrem Ziel zu fliegen?

Aus der Sicherheit in der Mitte des Nestes heraus beobachte ich das Verhalten der Drachen. Tatsächlich schützen auch die Drachen an den Rändern ihre Bäuche, sobald eine neue Salve der Bogenschützen abgefeuert wird. Es sind doch nicht nur Drohgebärden, sie versuchen, den Gegner dazu zu bringen möglichst viele Pfeile zu verschwenden, bevor sie sich selbst in die Luft begeben. Doch das müsste den gegnerischen Anführern inzwischen doch auch klar geworden sein. Warum also setzen sie diesen sinnlosen Versuch fort? Was haben sie vor?

Nach ein paar Minuten lässt der Beschuss wie erwartet nach und ein paar Drachen aus der Mitte des Lagers erheben sich schwungvoll in die Luft, während die anderen den Ring um das Nest langsam enger ziehen und so dichter zusammenrücken. Doch was ist das? Geräusche wie von springenden Federn aus allen Richtungen, gefolgt von unheilvollem Zischen und plötzlich stürzen zwei der Drachen von dicken Bolzen in der Brust durchbohrt mit einem Krachen zu Boden. Flügel und Beine der beiden brechen. Einer der beiden trifft einen der am Boden umherlaufenden Drachen und bricht ihm den Flügel, der andere verfehlt nur knapp eines der Drachenkinder, das erschrocken zur Seite springen will, dabei stolpert und hilflos auf der Seite landet. Ein paar Drachen eilen den Verwundeten zur Hilfe, doch viel ausrichten können sie nicht. Immer mehr Drachen steigen auf, weitere werden getroffen, doch die meisten schaffen es irgendwie und beginnen, begrüßt von ein paar letzten, wohl noch aufgesparten Pfeilen der Bogenschützen ihren Angriff auf die feindlichen Reihen. Scheinbar können die Ballisten wenigstens nicht besonders weit nach oben schießen. Und sehr viele haben sie auch nicht dabei.

Aber noch während die Drachen versuchen, dieser ersten akuten Bedrohung zu begegnen, holen die Angreifer schon die nächste Überraschung für die mit diesen Technologien scheinbar völlig überforderten Drachen hervor: kleine und größere Felsbrocken regnen plötzlich um mich herum auf das Lager nieder. Katapulte. Die Brocken sind zu klein, um den größeren Drachen mehr als ein dumpfes Schnaufen zu entlocken, doch die kleinsten können ihnen nichtmal ausweichen. Was für ein fieser Angriff auf die Schwächsten. Viele werden verletzt, einige gehen laut jammernd getroffen zu Boden. Ein größerer Brocken trifft eines der schon etwas größeren Kinder am Kopf. Still sackt es in sich zusammen.

Schnell formieren sich die Drachen neu, versuchen die Kinder unter sich in Sicherheit zu bringen, doch da die meisten inzwischen in der Luft sind, um sich auf die Gegner zu stürzen, sind viel zu wenige hier am Boden, um die Kinder zu schützen. Zwei besonders

große Drachen landen in all dem Chaos. Sie sind leicht verletzt, trotzdem bilden sie gemeinsam eine Art schützende Burg um und über einer größeren Gruppe um Hilfe schreiender Drachenkinder. Mit ausgebreiteten Flügel ein Dach zwischen sich bildend, wäre noch reichlich Platz für weitere Kinder, doch diese irren hilflos umher zwischen den Verletzten, den anderen Drachen, den umherliegenden und umherfliegenden Trümmern, Pfeilen. In all dem Lärm zwischen Kriegsgeschrei, Drachengebrüll, Hörnerklang. Und ich muss alles hilflos mit ansehen.

Zwei der jüngeren Drachen versuchen, die kleinsten zusammen zu treiben, doch schon prasselt eine neue Salve auf uns ein. Ich sehe, wie ein größerer Fels auf ein völlig orientierungsloses Drachenbaby zufliegt, dass ziellos umherhumpelt und erinnere mich an den Speer in den Sümpfen. Wenn ich diesen Speer aufhalten konnte, dann vielleicht auch diesen Klumpen. Ich sprinte los. Unmöglich das zu schaffen. Doch ich muss es versuchen. Und plötzlich ist mir, als wenn alles um mich herum sich nur noch in Zeitlupe bewegt. Noch immer laufe ich so schnell ich kann, doch die Welt scheint langsamer zu drehen, die Zeit beinahe still zu stehen. Und ich komme dem Kleinen näher. Schneller als der fliegende Stein über ihm. Nicht viel schneller, aber schneller. n Mit einem gewagten Sprung lande ich auf dem Rücken des „Kleinen“, der immerhin fast genauso groß ist wie ich, nur um gleich wieder abzuspringen, dem Geschoss entgegen. Im Augenwinkel sehe ich, wie der Drache seinen Kopf nach mir umdreht, meiner Bewegung zu folgen versucht. Dann habe ich auch schon den Stein vor mir. Mann, ist der groß. Ich ramme meine Faust in den Stein, versuche dabei, mich daran zu erinnern, wie sich der Speer angefühlt hat. Dieses Brennen, Verbrennen. Doch alles was ich jetzt spüre, ist ein stechender Schmerz, der mir durch Hand und Arm bis in die Schulter schießt. Der Stein zeigt keinerlei Reaktion, stelle ich fest, während ich rücklings zu Boden geschleudert werde. Der Aufprall presst mir jede Luft aus den Lungen und im gleichen Moment beginnt die Zeit wieder normal zu laufen.

Was für ein idiotischer Versuch. Als wenn ich es mit Steinen aufnehmen könnte. Unaufhaltsam rast der Brocken auf den Kleinen zu. Dann, ich will gerade die Augen schließen, mit einem ohrenbehebenden Knall, zerspringt er in tausende kleine Stücke, etliche davon rotglühend. Während ich tief einatme, reiße ich gleichzeitig schützend die Arme vor mein Gesicht. Überall am Körper und um mich herum spüre ich die Einschläge der kleinen Steine, doch wenn sie mich nicht töten, wird auch der kleine Drache sie überleben.

Aber er zeigt sich nicht besonders dankbar. Kommt fauchend und Zähne fletschend näher. So schnell ich kann, richte ich mich auf. Er scheint zu glauben, dass ich für seine Schmerzen verantwortlich bin. Ich versuche ihn zu berühren, um ihn zu beruhigen, doch er schnappt nach mir. Ein weiterer Stein schlägt neben uns ein, lenkt uns beide kurz ab, doch ich erkenne meine Chance und berühre seinen Kopf. Und wie schon zuvor bei den erwachsenen Drachen erstarrt er plötzlich. Ich kann seine Angst spüren, seine Hilflosigkeit und seine Schmerzen. Ich versuche mich auf ein Gefühl von Wärme und Geborgenheit zu konzentrieren. Rufe mir das Bild der beiden Drachen mit den Kindern um und unter sich ins Gedächtnis. Versuche, dem kleinen Jungen hier vor mir ein Gefühl des Schutzes dort zwischen diesen Drachen zu vermitteln. Hoffentlich versteht er mich.

Jedenfalls schaut er sich völlig ruhig um, als ich ihn wieder loslasse. Betrachtet mich kurz, entdeckt dann die beiden Drachen und beginnt, auf sie zu zu hinken. Ein anderer Drache kommt ihm entgegen, doch ich entdecke weitere ungeschützte Kinder ringsum und mache mich auf, auch sie in die Sicherheit unter den beiden Großen zu bringen. Es ist das einzig Sinnvolle, das ich hier tun kann, um den Drachen zu helfen.

Das stellt sich aber auch bei den anderen Drachenkindern als äußerst schwer heraus. Sie reagieren in ihrer Verwirrung äußerst aggressiv auf jeden Versuch der Annäherung – vielleicht bin ich

auch einfach nicht groß genug, um Respekt auszuüben. Es gelingt mir zwar, den herumfliegenden Geschossen auszuweichen, aber die Klauen und Zähne der Kleinen sind rasiermesserscharf und so ist meine frisch verheilte Haut bald wieder von unzähligen blutigen Schrammen übersät. Und noch mehr Löcher in meiner Kleidung.

Im Übrigen sind auch die Erwachsenen keine besonders große Hilfe. Immer wieder muss ich aufpassen, nicht von einem plötzlich landenden Drachen niedergetrampelt zu werden. Eine Mutter landet plötzlich direkt zwischen mir und ihrem Kind und faucht mich drohend an, während sie ihr Kind mit dem Schwanz unter ihren Bauch bugsiert. Ich hebe die Hände hoch, um ihr zu signalisieren, dass ich keine Waffen trage und nichts Böses von ihr oder ihrem Kind will. Schließlich will ich nicht als Drachenfutter enden. Mich umsehend stelle ich fest, dass schließlich alle Kinder in Sicherheit sind.

Allerdings ist der geschützte innere Bereich des Nestes inzwischen bedrohlich zusammen geschrumpft. Fast alle Drachenkinder sind unter den Flügeln der beiden Großen untergebracht. Schreien, jammern, einige schlafen. Die übrigen werden von zwei kleineren Drachen beschützt, aber bis auf fünf weitere, die einen Ring um uns gebildet haben, sind alle anderen in Luftkämpfe verwickelt. So lange kämpfen sie jetzt schon und noch immer scheinen sie keinen Vorteil gewonnen zu haben. Wieder und wieder sehe ich am Rand des Tales Flammensäulen über die Feinde hinwegfegen, doch ohne ein erkennbares Ergebnis. Einzig die Belagerungsmaschinen scheinen inzwischen alle zerstört zu sein, denn nun stürzen sich die gegnerischen Truppen zu Fuß in die Schlacht.

Trotz der intensiven Bemühungen ihrer Freunde, sie aus der Luft zu unterstützen, kommen unsere Beschützer am Boden schnell in große Bedrängnis. Und obwohl sie mit ihrem brennenden Atem der Luft einen inzwischen widerlichen Gestank nach verbranntem Fleisch beimischen, mit Füßen, Zähnen und Schwänzen nach

allem schlagen, was den Flammen entkommen kann, können sie doch nicht verhindern, dass immer wieder ein paar Angreifer ins innere des Nestes vordringen. Noch können die vier Beschützer sich zwar gut verteidigen, aber sie sind mit all den Kindern unter sich doch stark in ihren Möglichkeiten eingeschränkt. Und ich bin kein Kämpfer.

Zumal meine einzige Waffe das Messer an meinem Gürtel ist. Den Rest von unserer Ausrüstung habe ich irgendwo verloren. Zwei weitere, allerdings bereits verletzte Drachen füllen die Lücken im Ring um uns auf, doch die Drachen können nun nicht mehr enger zusammenrücken, ohne sich gegenseitig in ihren Bewegungen zu behindern. Wild schlagen und beißen sie zwischen den Feuerattacken um sich, dabei bleibt es nicht aus, dass sie auch mal ihren Nachbarn treffen. Nur gut, dass ihre Schuppenpanzer so robust sind, die kleinen Äxte und Speere verursachen selten mehr als einen kleinen Kratzer.

Aber die Taktik der Angreifer ist klar: auch kleine Kratzer schwächen die Drachen, und viele kleine Kratzer, nunja, es ist jetzt mehr eine Frage, welche der beiden Parteien die größere Ausdauer hat, nicht wer die größte Kraft. Im Moment jedenfalls scheint sie ausgeglichen zwischen ihnen zu sein. Mit leichtem Nachteil bei den Drachen wegen der vielen Kinder. Genug beobachtet, langsam wird es hier zu gefährlich für mich. Ein kurzer Blick in die Menge der Drachenkinder sagt mir, dass es dort nicht viel sicherer ist. Zu viele Klauen und scharfe Zähne. Doch wenn es mir gelingt, dort oben auf den Rücken eines der beiden großen Drachen zu gelangen, wäre ich außer Reichweite aller Angreifer. Und ich hätte einen besseren Überblick über das Geschehen und wo ich mich vielleicht doch noch nützlich machen könnte.

Gute Idee, aber die Umsetzung stellt sich als äußerst schwierig heraus. Zum Einen sind die beiden wirklich groß. Fast so groß, wie Kajira. Mal eben so auf den Rücken springen wie bei dem

Kleinen vorhin ist da nicht. Außerdem sind sie ständig in Bewegung, schlagen, beißen, flattern mit den Flügeln, lassen ihren Schwanz durch die Luft fegen. Was gut ist, um Feinde fern zu halten, macht es mir genauso schwer, mich ihnen zu nähern. Immer wieder muss ich zurückweichen, um nicht von ihnen zu Boden oder durch die Luft geworfen zu werden. Ein Schlag, und ich wäre mit Sicherheit tot. Wer hätte gedacht, dass diese riesigen Wesen sich so schnell bewegen können?

In einem günstigen Moment gelingt es mir schließlich, unter dem Schwanz des einen Drachen hindurch zu tauchen, während der andere gerade kurz abgelenkt ist. So schnell ich kann, laufe ich zu seinen Hinterbeinen, die, da er mit seinen Vorderbeinen gerade versucht, ein paar Angreifer abzuwehren, im Moment fast still stehen. Doch unter seinem Körper werden ich vom Fauchen der kleinen Drachen empfangen. Einer spuckt sogar eine kleine Flamme nach mir aus, die ich aus sicherer Entfernung an einem anderen Tag sicher als „niedlich“ bezeichnet hätte. Doch hier und jetzt ist sie genauso gefährlich wie der riesige Hinterfuß, hinter dem ich nun Deckung vor ihr suche.

Was habe ich mir nur dabei gedacht? Aufrecht stehend kann ich mit den Händen vielleicht gerade mal sein Hüftgelenk erreichen. Und die abwärts gerichteten Schuppen sind nicht gerade geeignet, um sich an ihnen nach oben auf den Rücken zu ziehen. Wie soll ich dort hinauf kommen? Für einen Moment beruhigt sich der Drachen und in einem Anflug von Verzweiflung lege ich meine Hand auf die Haut an seinem Bein. Hoffentlich funktioniert das. „Hilf mir bitte auf Deinen Rücken. Ich will Dir helfen,“ versuche ich ihm in aller Eile mitzuteilen. Für Worte ist es hier viel zu laut und viel zu hektisch. Hoffentlich hat er mich verstanden.

Denn ein kleiner Trupp äußerst finster aussehender Krieger kommt schnell näher. Irgendwie gelingt es ihnen, allen Hieben und umherschwingenden Schwänzen auszuweichen. Sie bewegen sich unglaublich schnell und agil. Und sie kommen direkt auf mich zu.

Im gleichen Moment schleudert mich ein schmerzhafter Tritt des Drachen in die Luft und noch ehe mir richtig bewusst wird, was geschieht, trifft mich sein Flügel hart mitten im Flug. Mindestens genauso hart schlage ich auf seinem Rücken auf. Schwer keuchend und unter Schmerzen drehe ich mich auf den Bauch und versuche aufzustehen. Das wird heftige blaue Flecke geben. Auf allen Vieren mit zitternden Armen versuche ich mich zu sammeln. Alles dreht sich um mich, irgendwie kann ich auch nur verschwommen sehen.

Ich schüttele den Kopf, dann den Rest des Körpers, um einerseits wieder klar denken zu können und andererseits zu schauen, ob noch alles heil ist. Mein Sehvermögen kehrt zurück und mit ihm auch mein Gehör. Erst jetzt fällt mir auf, wie ruhig es für ein paar Momente war, und wie laut es um mich herum ist. Aufstehen ist noch nicht drin, meine Kniee fühlen sich an wie Wackelpudding, außerdem bewegt sich der Drache unter mir ständig. Selbst knieend fällt es mir schwer, das Gleichgewicht zu halten.

Auf den Fersen sitzend und auf meine Hände gestützt sehe ich mich um. Ich sitze mitten auf seinem breiten Rücken, vor mir sein Schwanz, hinter mir sein Hals, beide in beängstigender Geschwindigkeit umherschwingend, ständig im Kampf mit immer neuen Angreifern. Apropos: der Kriegertrupp hat sich, wie ich es auch gemacht habe, bereits an der Verteidigung des Drachens vorbeigeschlichen und ist nun bedrohlich nah. Durch den Winkel, in dem sie sich nähern, können beide Drachen sie im Moment nicht sehen. Verzweifelt, immernoch unsicher, ob er mich überhaupt wahrnimmt, so weit von seinem Kopf entfernt, versuche ich ihm das Bild des Trupps zu übermitteln. Die Antwort folgt sehr prompt und brutal: er bäumt sich auf – was dazu führt, das ich kopfüber in Richtung seines Schwanzes rolle –, verdreht seinen Körper in einer Art und Weise, wie ich es allenfalls einer Katze zugetraut hätte und lässt seinen Kopf blitzschnell auf die Angreifer niederfahren. Gleich drei von ihnen erwischt er mit seinem scharfen Zähnen und schleudert sie mit einem Ruck weit von

sich, während sein Körper sich wieder wie eine Feder in die Ausgangslage zurückdreht. Zeitgleich schwingt sein Schwanz herum und erschlägt den Rest von ihnen. Sie hatten nicht einmal mehr Zeit, Angst zu haben, so schnell ging alles. Warum nur tun sie mir irgendwie leid? Sie wollten mich und die Drachen doch immerhin töten!

Vorsichtig, immer auf die Bewegungen unter mir achtend, krieche ich zurück in die Mitte des Drachenrückens. „Danke,“ flüstere ich. Mein Atem geht schon deutlich ruhiger. Vielleicht kann ich ja doch endlich versuchen, aufzustehen. „Ebenso, Feuermagier,“ höre ich es unter mir leise grollen begleitet von ein paar Bildern, wie ich zwischen den Drachenkindern umherlaufe und ein Felsblock zerspringt.

Schon wieder dieser Titel. Mein Ruf scheint mir voraus zu eilen. „Ich heiße Hendrik.“ Ich ziehe die Füße heran und versuche, vorsichtig in die Hocke zu gehen, doch im nächsten Augenblick lande ich schmerzhaft auf meinem Hintern. Die Schuppenpanzer sind wirklich hart. „Mich nennen sie Mikael. Zieh Deine Schuhe aus, Hendrik,“ antwortet der Drache, und diesmal schickt er ein paar Bilder von nackten Füßen mit, sowie eine Reihe von Eindrücken, die ich nicht interpretieren kann. Egal, ich will ihm diesen Gefallen tun, mir würde es schließlich auch nicht gefallen, wenn jemand mit rauen Sohlen auf meinem Rücken herumtrampelt.

Unter den heftigen Bewegungen des Kampfes ziehe ich beide Schuhe aus, dann versuche ich erneut, aufzustehen. Es gelingt mir auf Anhieb, und völlig ohne Probleme. Es ist fast, als würden meine Beine die Bewegungen des Drachens erahnen und von selbst auf alles reagieren. Wie festgewachsen sind meine Fußsohlen mit seinem Rücken verbunden. „Wie machst Du das?“ frage ich Mikael. „Das bin nicht ich, sondern Du, der das macht.“ Ähm. Wie bitte? Doch meine Gedanken werden durch lautes Brüllen zu meiner Rechten unterbrochen. Ein Drache ist abgestürzt und macht

nun seinen Schmerzen lauthals Luft. Aber nicht lange, denn seine Kräfte schwinden schnell und sein Schreien geht in ein leises Wimmern über. Und es macht den Eindruck, als wenn die Drachen über keinerlei heilerische Fähigkeiten verfügen. Jedenfalls kümmern sie sich überhaupt nicht um ihre Verletzten, nicht einmal um diejenigen, die in ihren eigenen Reihen liegen. Und es sind nur noch zwei oder drei Drachen in der Luft.

Eine zeitlang helfe ich Mikael und seiner Partnerin, die sich äußerst knapp als Olga vorstellt, vor allem indem ich ihnen meine Augen zur Verfügung stelle, sie sehen lasse, was ich sehe. Keine Ahnung, wie sie das machen, genausowenig, wie ich erklären kann, wie es mir gelingt, einfach so auf ihren Rücken Halt zu finden, selbst wenn ich vom Einen zum Anderen springe. Immer lande ich völlig sicher und sofort verwachsen meine Füße mit ihrem Rücken, während mein Körper selbsttätig auf ihre Bewegungen reagiert. Nach einer Weile habe ich sogar den Eindruck, ihre Bewegungen errahnen zu können. Ich weiß sozusagen, welche Muskeln sie als nächstes anspannen werden, wohin sie sich drehen, wann sie springen werden – wenn auch nur Sekundenbruchteile vorher. Ein merkwürdiges Gefühl.

Was die Schlacht betrifft, habe ich jedenfalls ein sehr eindeutiges Gefühl: ein schlechtes. So, wie ich das sehe, ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis wir überrannt werden. Der Widerstand der Drachen wird immer schwächer. Und das sind deutlich mehr auf den Dünen ringsum, als die zweitausend, die ich in meinem Traum gesehen habe. Hier hilft nur noch ein Wunder. „Gib nicht auf,“ ruft mir Mikael zur Antwort auf diesen Gedanken zu, er muss gespürt haben, dass mich der Mut verlässt. Leichter gesagt, als getan.

Plötzlich ändert sich etwas. Von allen Seiten rollt ein gewaltiger, alles übertönender Donner über uns hinweg. Erschrocken sehe ich nach oben. Doch der Himmel ist sternenklar. Ein zweiter Donner ist zu hören, lauter noch als der erste. Aber statt eines Blitzes oder dergleichen erscheinen ringsum gewaltige Feuersäulen, die

den ganzen Horizont hell erleuchten. Und in ihrem Licht sehe ich unzählige Drachen näherkommen. Verstärkung. Schnell wie der Wind fegen sie über uns hinweg, hinterlassen mit ihren Flammen überall Löcher und Schneisen in den mit der neuen Situation völlig überforderten Reihen der Gegner.

Etliche von ihnen stürzen sich auf die nun wild durcheinander laufenden Kreaturen herab, reißen weitere Löcher, lenken sie von uns ab. Von irgendwoher ertönen wieder die Kriegshörner, und auf der Stelle versuchen etliche, wenn auch bei weitem nicht alle Krieger, die Flucht zu ergreifen. Was wohl ein Rückzug werden sollte, entwickelt sich zu einem blutigen Desaster für den Gegner. Insbesondere diejenigen, die den Rückzug ignorieren, um sich weiter auf die zahlreichen wütenden Drachen zu stürzen, fallen wie die Fliegen. Sozusagen. Die übrigen werden von den Drachen verfolgt, in dem weichen Sand haben sie gegen die tief über den Boden gleitenden Riesen keine Chance. Ich kann mir nicht vorstellen, dass allzu viele von ihnen in den Schutz der Nacht entkommen können.

Schließlich landet Kajira in einer großen Staubwolke neben uns. Auf ihrem Rücken sitzt tatsächlich Yasmin. Darum ist sie also verschwunden. „Komm,“ ruft Kajira, „ich werde Euch aus der Wüste herausbringen.“ Ich sehe mich um, und tatsächlich ist hier nichts mehr für uns zu tun. „Danke,“ sage ich leise zu Mikael, und er und Olga verabschieden mich mit einem kurzen Nicken. Dann wenden sie sich den kleinen Drachen unter ihren Flügeln zu, während ich von Mikails Rücken herunter klettere. Irgendwo müssen doch meine Schuhe hingefallen sein. Mikael bewegt sich, und unter seinem Fuß kommen sie plattgedrückt im Staub zum Vorschein. Die kann ich wohl vergessen. Aber ich will sie nicht hierlassen, vielleicht kann man sie ja nochmal reparieren. Bei dem bißchen Geld was wir hier haben, braucht es nicht meine notorische Knappheit in der anderen Welt, um geizig zu werden. Fast schon ein Glück, dass ich nicht noch mehr an diesen windigen Führer verloren habe.

Kajira beugt sich so weit nach vorne, dass ich auf ihren Vorderbeinen nach oben klettern kann. „Beeil Dich, Hendrik,“ grummelt sie leise, während Yasmin scheinbar teilnahmslos in die Gegend blickt. Ich bin noch nicht ganz oben, als Kajira schon startet. Eine ganze Menge Sand und Staub gerät mir in Nase, Mund und Augen, sodass ich plötzlich völlig blind und hustend am Rand ihres Rückens stehe. Was ein Glück, dass der Trick mit dem Fühlen der Bewegungen auch bei ihr funktioniert und mein Körper sich von selbst oben hält. Mit einem kurzen Ruck ihrer Schulter befördert mich Kajira stolpernd in die Sicherheit ihres breiten Rückens.

Es dauert eine Weile, bis mir klar wird, dass die Blindheit nicht unbedingt vom Sand in meinen Augen herrührt. Der Mond ist untergegangen und die Drachenflammen, die die Schlacht beleuchtet haben, sind bereits hinter dem Horizont verschwunden, als ich endlich die letzten Sandkörner aus Augen und Hals entfernt habe. Yasmin schläft. Ihr Körper ist völlig unsichtbar in der Dunkelheit, keinerlei Leuchten geht von ihr aus. Einzig dank Kajira kann ich fühlen, wo sie liegt – und das sie lebt. Schlafen ist sicher nicht die schlechteste Idee nach den letzten Tagen, aber andererseits hat sie auch nicht gesehen, was ich gesehen habe. All das viele Blut. Und Leid. So viel Leid. So viel Blut. Übelkeit steigt in mir auf und so taumele ich in Richtung von Kajiras Schwanz, lasse mich auf Hände und Kniee fallen und übergebe mich. Mit dem Wasserschlauch, den Yasmin irgendwie hierher gerettet hat, und den ich tastend neben ihr finde, wasche ich mir noch den Mund aus, dann falle ich erschöpft an Ort und Stelle in einen traumlosen Schlaf.

Kurz vor Sonnenaufgang erwache ich, als Kajira sanft aber geräuschvoll landet. Noch mehr Wüste umgibt uns. Und hier gibt es nichteinmal eine Oase. Wo hat sie uns nur hingebracht? „Eine halbe Tagesreise von hier in Richtung Westen findet Ihr einen Salzsee, in dem ein Fluss endet. Folgt diesem Fluss, und Ihr werdet bald wieder zu den Euren zurückfinden. Ich muss wieder zurück zu meinem Volk. Wenn ich kann, stoße ich in den nächsten Tagen

nocheinmal zu Euch. Gute Reise!“ Und damit ist sie auch schon wieder in der Luft und fliegt in den Sonnenaufgang davon.

Ich drehe mich zu Yasmin um, doch die ist bereits ohne was zu sagen losgezogen. Also rücke ich nochmal kurz Mantel und mein Zeug zurecht, dann folge ich ihr. Obwohl sie nicht besonders schnell geht, ich also keine Probleme habe, mit ihr Schritt zu halten, bleibe ich die ganze Zeit doch lieber hinter ihr. Irgendwie strahlt sie etwas aus, das mir laut zuruft, sie in Ruhe zu lassen. Wie kann man nur gleichzeitig so majestätisch und so deprimiert aussehen?

Der Salzsee ist eher eine große Salzwüste, die sich in Richtung Süden bis zum Horizont erstreckt. An seiner nordwestlichen Ecke finden wir ein paar Rinnsale, die im Salz versickern. Wir folgen ihnen und finden stetig mehr Wasser. Dies muss ein ziemlich weit verzweigtes Delta sein. Aber erst als wir die ersten kleinen Bäume am kleinen Bach finden, hält Yasmin an. Ich probiere das Wasser, es schmeckt nicht salzig, also nutze ich die Chance, unsere Wasserreserven wieder aufzufüllen. Yasmin legt sich wieder in die Sonne. Muss sie ja wissen. Für mich ist das die perfekte Gelegenheit, meine geschundenen Füße mal im lauwarmen Nass zu baden. Zu entspannen. Wenn auch nicht für lange. Als Yasmin nach vielleicht einer halben Stunde wieder aufsteht, bin ich schon fast froh, weiter zu gehen. Denn auch hier ist es immernoch unangenehm warm um diese Zeit. Und wenn der Fluss seine Quelle weiter im Norden hat, dürften wir in den nächsten Tagen hoffentlich in angenehmere Regionen kommen.

Sie wäscht sich kurz Hände und Gesicht, dann lächelt sie mich freundlich an. Doch mehr als „Komm!“ sagt sie nicht, bevor sie wieder aufbricht und ich ihr folge. Nördlich und etwas westlich folgen wir dem Flusslauf. Unterwegs stoßen wir immer wieder auf kleine Vegetationsflecken, dazwischen wächst nur trockenes, hartes, gelbbraunes Gras in Büscheln auf dem von der Trockenheit rissigen gelbbraunen Boden.

Nach einem Tag ohne Essen und weitere Pausen schlafen wir nur wenige Stunden direkt auf dem harten Boden, bevor wir noch vor Sonnenaufgang weitergehen. Am darauffolgenden Tag finden wir in einem kleinen, vom Fluss fast völlig abgeschnittenen Nebenarm ein paar kleine Fische – eine willkommene, wenn auch ziemlich salzige und nicht besonders große Mahlzeit.

Doch auch nach mehreren Tagen Wanderschaft ist von der Zivilisation, die wir Kajira zufolge bald finden sollten, noch nichts zu sehen. Immerhin finden wir nach einer Woche ein paar Landlebewesen, eine willkommene Abwechslung zu unserer eintönigen Kost aus dem inzwischen ziemlich breiten Fluss. Offenbar erreichen wir so langsam den Rand des Deltas. Die Sonne hat bereits ihren höchsten Stand überschritten, als über uns plötzlich ein Rauschen zu hören ist. Wir drehen uns um und schauen nach oben. Kajira. Sanft landet sie neben uns. Wie konnte ich vor diesen anmutigen Wesen nur solche Angst haben? Natürlich sind da ihre riesigen, mit spitzen Zähnen bestückten Mäuler. Und ihre unheimliche Art zu sprechen. Und zugegeben, ich möchte sie ungern zu meinen Feinden zählen. Aber zu sehen, wie sie ihre Kinder beschützen, lässt sie gleich viel weniger als Monster erscheinen und viel mehr als mitfühlende Wesen.

„Hallo Kajira,“ begrüßt Yasmin sie. „Willkommen zurück,“ ergänze ich, „Wie geht es Dir und den anderen?“ Bevor sie antwortet, umrundet uns Kajira, bis sie hinter uns steht. Dann legt sie sich hin, mit dem Kopf auf dem Schwanz einen Kreis um uns bildend und einen Flügel wie ein Sonnendach über uns gespannt. Ernst sieht sie uns an, während wir uns im angenehm kühlen Schatten auf den warmen Boden setzen. „Zwei von uns sind gestorben,“ beginnt sie, „und manch einer wird mehrere Monate lang nicht fliegen können. Auch unter unseren Kindern hat es viele Schwer verletzte gegeben. Aber die Wunden werden irgendwann heilen. Nur wenige werden dauerhafte Folgen davontragen. Die, die gestorben sind, haben wir beerdigt. Und die, die überlebt haben,

konnte ich schließlich davon überzeugen, dass die Geschehnisse nicht Eure Schuld sind.“

„Von etlichen Müttern soll ich Euch tiefste Dankbarkeit übermitteln,“ fährt sie nach einer kurzen Pause, in der sie den Ring um uns enger zieht und mit ihrem Kopf näher zu uns heranrückt, fort, „aber, mein lieber Feuermagier, es gibt auch noch eine offene Rechnung, die Du zu begleichen hast. Es ist äußerst unhöflich, wenn sich ein Feuermagier einfach so anschleicht. Dein Gegenüber hatte überhaupt keine Chance, sich auf Deine Fähigkeiten einzustellen, und so handelt ein Freund der Drachen nunmal nicht. Eigentlich stünde ihm nach unserem Recht sofort eine Revanche im Kampf zu, doch ich konnte ihn davon überzeugen, dass Du Dir Deiner Fähigkeiten selbst noch nicht so recht bewusst bist und somit kein fairer Kampf zwischen Euch möglich wäre. Doch wenn Ihr Euch das nächste Mal begegnet, wird er sein Recht einfordern.“

Anschleichen? An wen? Und auf welche Fähigkeiten spielt sie an? „Kajira, entschuldige bitte, aber ich verstehe Dich nicht. Und warum nennst Du mich ständig einen Feuermagier?“ Und nicht nur Du! – Ist das ein Lachen, was sie da von sich gibt? „Hendrik, wie denkst Du, gelang es Dir, meinen Flammen zu entgehen? Wie konntest Du die Flammen eines Drachen in seinem Maul erlöschen lassen? Nur ein Feuermagier, noch dazu ein ziemlich starker, ist zu solchen Dingen in der Lage. Deine Flamme ist noch klein, darum spüren wir sie nicht sofort. Doch was Du tust, spricht für sich. Aber die Kunst des Feuers ist gefährlich. Entweder Du beherrscht das Feuer in Dir, oder es wird über kurz oder lang Dich beherrschen und schließlich vernichten. Du hast enormes Potential, doch es ist der sichere Weg in den Tod, wenn Du weiterhin Deine kleine Flamme in dieser Art und Weise überreizt, wie Du es für uns getan hast. Wenn Du mich lässt, will ich Dir zeigen, wie Du das Feuer in Dir weckst, es nährst und benutzt, aber auch wie Du es kontrollierst und Dich vor ihm schützt.“ Eine Art Stolz schwingt bei diesen letzten Worten in ihrer Stimme mit, so als wäre es ihr eine Ehre, oder so.

Ich sehe Yasmin an. „Du solltest ihr Angebot annehmen. Ich werde Dir auch helfen, so gut ich kann, doch niemand kann Dich so gut ausbilden, wie ein Drachen. Und vor Dir steht die Mutter der Drachen, Anführerin aller Drachen dieser Welt.“ Mit offenem Mund richte ich meinen Blick wieder auf Kajira. Wie immer diese Ausbildung aussehen soll, eigentlich sollte ich es sein, der geehrt ist. Und so nicke ich langsam.

„Gut, wenn das dann jetzt geklärt ist,“ vibriert Kajiras Stimme wieder zu uns herüber, „dann schlage ich vor, dass Ihr für heute hier Rast macht, morgen werde ich Euch in die Nähe der nächsten größeren Siedlung bringen. Ich denke, ich werde eine Weile mit Euch reisen, wenn ich mein Angebot erfüllen will.“

Es folgt eine gewisse Zeit des Schweigens, während wir unser Lager im Schutz und Schatten von Kajiras mächtigen Körper errichten. Auch wenn wir kaum noch Gepäck besitzen und beide ziemlich genügsam sind, was unsere Schlafgelegenheiten betrifft, so muss doch ein wenig Nahrung besorgt und Wasser geholt werden, was alles in allem bis kurz vor Sonnenuntergang dauert. Yasmin legt sich früh hin, sie scheint täglich mehr Schlaf zu benötigen. Was immer dort im Sumpf vorgefallen ist, muss sie extrem mitgenommen haben. Aber solange sie nicht mit mir redet, kann ich ihr nicht helfen.

Mir fällt es deutlich schwerer, zu schlafen, mit Kajiras Gegenwart sind die Erinnerungen zurückgekehrt. Aber da wir Yasmins Schlaf nicht stören wollen – was Kajiras Stimme mit Sicherheit würde – verlegen wir uns auf die für mich ungewohnte Kommunikation mit Bildern und Gedanken. Kajira gibt sich große Mühe, mich mit der Flut und Geschwindigkeit nicht zu überfordern, doch immer wieder wird mir schwindelig, und schließlich fühle ich mich so schwach, dass ich nicht mehr vor ihrem Kopf stehen kann.

Ich weiß nicht, ob es ihr Gedanke oder meiner ist, doch mir schießt das Bild durch den Kopf, wie ich auf dem Rücken der beiden Drachen stehe und mit ihnen spreche. An ihren Gedanken und

Wahrnehmungen teilhabe, und sie an meinen teilhaben lasse. Es ist die Berührung, auf die es ankommt, nicht wo oder mit welchem Körperteil ich sie berühre! Einzig und allein, wenn meine Haut die eines Drachen berührt, kann ich mit ihnen auf diesem einzigartigen Weg kommunizieren.

Es wäre sicher unhöflich, mich neben ihren Kopf zu setzen, wo sie mich nicht sehen kann, also wanke ich mit zittrigen Knien zu ihrem Bauch hinüber. Ihr Vorderbein bildet dort, gleich gegenüber von ihrem Kopf, eine Tasche, die einladend aussieht. So kann ich entspannt sitzen, während ich weiterhin Kontakt zu ihr halte und gleichzeitig können wir uns gegenseitig in die Augen sehen. Gerade, als ich mich in diesen weichen Sessel hineinfallen lassen möchte, fällt mir auf, dass Kajira unglaublich leise ist – hält sie etwa den Atem an? Warum? Ich sehe sie an, und sie sieht starr zurück. Was hat sie nur? Da fällt es mir plötzlich auf. Das, was ich dort vor mir sehe, ist Kajiras Bauch, und er ist um vieles weicher und vermutlich auch empfindlicher, als ihr harter, gepanzerter Rücken.

„Darf ich?“ frage ich, mit der Hand auf die Hautfalte zwischen Bein und Bauch deutend. Und mit einem freundlichen Blinzeln entspannt sich Kajira schlagartig wieder – während meine Beine nach der unerwarteten zusätzlichen Anspannung einfach unter mir nachgeben und ich äußerst unelegant an ihrem Bauch heruntergleite. Die Hand matt auf ihr Bein gelegt, bitte ich Kajira in Gedanken um Entschuldigung. Bevor ich erschöpft einschlafe vernehme ich noch ihre Stimme in meinem Kopf: „Du lernst schnell, kleiner Freund. Aus Dir könnte fast ein ganzer Drache werden.“ Der Rest ist nur ein intensives Gefühl von Geborgenheit.

5 Wahre Magie

Am nächsten Abend setzt uns Kajira in der Nähe einer Stadt ab, und wir schaffen es noch rechtzeitig hinein, bevor die Tore für die Nacht geschlossen werden. Von den letzten paar Talern in meiner Tasche miete ich uns ein Zimmer für die Nacht – endlich wieder ein Bett. Irgendwo hat Yasmin auch noch ein paar Früchte aufgetrieben, was gut ist, denn für eine Mahlzeit reicht mein Geld nicht mehr. Wir müssen dringend wieder etwas Arbeit finden.

Schweigend nehmen wir unser karges Mahl zu uns, und gleich nachdem Yasmin aus dem Bad am Ende des Flurs zurückgekommen ist, gehe auch ich mich für die Nacht fertig machen. Zu meiner freudigen Überraschung gibt es eine Art Dusche, ein Eimer mit einem Seil, der über einer mit Steinen gefliesten Wanne hängt. Auch wenn das Wasser selbstverständlich kalt ist, genieße ich die Wäsche in vollen Zügen. Sogar Seife gibt es hier. Es ist zwar anschließend um so unangenehmer, in die schmutzige und durchgeschwitzte Kleidung zu steigen, trotzdem tat das nach den letzten Wochen mal wieder gut.

Bereits vor Sonnenaufgang weckt mich Yasmin. Dabei hatte ich gehofft, endlich mal wieder richtig ausschlafen zu können. Aber sie meint, sie hätte gestern Abend eine Markthalle gesehen und hofft, dass wir dort heute morgen noch ein wenig Geld verdienen könnten, bevor wir weiterziehen. Warum will sie gleich weiterziehen? Wir sind doch gerade erst angekommen! Doch noch bevor ich die Frage aussprechen kann, ist sie zur Tür hinaus. Ich schnappe mir meine Sachen und den Apfel, den ich gestern vom Abendbrot übrig behalten habe, dann eile ich ihr nach.

Wir haben Glück. In der nur langsam erwachenden Stadt können wir uns tatsächlich ein paar Münzen verdienen, indem wir für die Händler Kisten von Wagen laden und quer durch die Markthalle schleppen. Im Gegensatz zu den Straßen draußen geht es hier drinnen schon zu so früher Stunde zu, wie in einem Bienenstock. Irgendwann winkt mich Yasmin nach draußen, die Sonne steht bereits ein gutes Stück über den Mauern der Stadt. „Das soll reichen, mehr können wir hier nicht verdienen,“ sagt sie. Dann zählen wir unser Geld, teilen es zwischen uns auf und suchen dann einen Weg aus der Stadt hinaus.

Wir finden ein Tor im Norden der Stadt, fast genau gegenüber dem, durch das wir hereingekommen sind. Doch die chaotische Bebauung innerhalb der Stadtmauern macht es uns nicht leicht, den Weg dorthin zu finden. Immerwieder können wir es zwischen zwei Häusern sehen, doch wie in einem Labyrinth scheinen alle direkten Wege in Sackgassen zu enden. So kommt es, dass ich erst ein gutes Stück vor der Stadt, nachdem auch die Außensiedlungen schon hinter uns liegen, dazu komme, Yasmin nach unserem hastigen Aufbruch zu fragen.

Sie bleibt so abrupt stehen, dass ich bereits zwei Schritte vor ihr bin, bis ich selbst anhalten kann. „Hendrik, was für eine Frage ist das? Hast Du vergessen, dass wir verfolgt werden?“ Ich sehe sie irritiert an. „Ich dachte, unsere Verfolger wären auf der Jagd nach Drachen gewesen, und wir nur zufällig in ihrem Weg?“ – „Wenn jemand Drachen jagen will, denkst Du, er nimmt dann winzige Giftpfeile mit?“ Nein, wohl eher nicht. „Es war vielleicht ein Zufall, dass wir in den Angriff auf die Drachen hineingeplatzt sind, aber dass wir verfolgt wurden, war sicher kein Zufall.“ Und damit lässt sie mich stehen und folgt wieder zügigen Schrittes der Straße.

5.1 Feuer lernen

Ich öffne meine Hand, mit einem Ruck, genau, wie sie es mir gezeigt hat. Nicht, dass ich wirklich daran glauben würde. Doch erschrocken sehe ich meine Hand an, ein kurzes Aufflackern, dann Rauch. Tatsächlich, Feuer aus meiner Hand! Aus meiner! Ich sehe sie an, ihr Gesicht eine Mischung aus Belustigung und Stolz, ein fröhliches Lächeln auf ihren Lippen. Sie nimmt meine Hand und schließt sie erneut zu einer Faust. Mit der anderen Hand fährt sie mir über die Augen, ich verstehe die Geste und schließe sie.

Plötzlich ist da diese Stimme im meinem Kopf, die laut FEUER sagt. Verwirrt reiße ich die Augen auf und starre sie an. Doch sie lächelt nur und nickt, die Augen auf meine Hand gerichtet. Ich folge ihrem Blick und stelle zu meinem Erstaunen fest, dass meine Hand geöffnet ist. Und noch viel mehr erstaunt mich die kleine Flamme, die gleichmäßig dicht über meine Handfläche brennt.

Der Anblick lässt mich geradezu erstarren, ich traue mich nicht, meine Hand auch nur einen Millimeter zu bewegen. Mein Blick wandert wieder zurück zu ihr, stolz sieht sie mir in die Augen. Ich kann es kaum glauben, Feuer, aus meiner eigenen Hand, es steckt tatsächlich Magie in mir! Doch war ich das wirklich selbst? Oder wirkt nur ihre Magie, ich weiß nicht, durch mich hindurch, sozusagen? In meine Zweifel mischt sich plötzlich ein anderes Gefühl. Heiß! Ich hatte das Feuer ganz vergessen. Vor Schreck schüttelte ich meine Hand, als wollte ich ein Streichholz löschen. Und tatsächlich, das Feuer erlischt, doch es hinterlässt eine verbrannte Stelle in meiner Haut.

Doch dann geschieht etwas Unerwartetes: zum ersten Mal höre ich sie laut und herzlich lachen, ein fröhliches, helles Lachen. Dann nimmt sie meine verbrannte Hand zwischen ihre Hände. Unsere Blicke treffen sich, und in diesem Moment spüre ich eine angenehme Kühlung auf der verkohlten Haut, als würde ganz weiches Wasser darüber laufen. Doch gleichzeitig ist da auch eine Wärme,

die aus dem inneren meiner Hand zu kommen scheint. Und noch während ich versuche, meine Wahrnehmungen einzuordnen, lässt sie mich los.

Schon wieder gibt es etwas zum Staunen für mich, denn so genau ich auch meine Hand untersuche, die Brandwunde ist restlos verschwunden.

Träumer

Seit Wochen tingeln wir nun von Stadt zu Stadt. „Und ich kann kein Ziel unserer Reise erkennen!“ Es wurde dringend Zeit, mit Yasmin zu sprechen. „Wohin wollen wir? Wonach suchst Du?“ Zum ersten Mal haben wir unser nächstes Nachtlager vor Kajira erreicht, und so kann ich nun endlich mal mit Yasmin unter vier Augen sprechen. Seit einer Weile kann ich mich schon nicht mehr des Eindrucks erwehren, dass sie mir aus den Augen geht. Und tagsüber, während wir arbeiten, gibt es nur wenig Zeit, sich zu unterhalten.

Sie sieht mich nicht an, reagiert nichteinmal. Als hätte sie mich nicht gehört. Ich hole gerade Luft, um meine Frage lauter zu wiederholen, als ich ihre leise, fast geflüsterte Antwort wahrnehme. „Ist Dir das nicht klar?“ Es klingt fast, als wäre sie wütend auf mich. „Ich muss wissen, wer sie ist. Wer ihre Freunde sind. Wieviel Macht sie besitzt. Ich muss es einfach herausfinden. Ich kann nicht zulassen, dass sie gewinnt! Dass sie noch länger frei herum läuft.“ Sie seufzt. „Dass sie uns weiter so verrät,“ fügt sie mit Resignation in der Stimme ihrer Tirade hinzu.

Sie sieht mich an. „Und mich würde interessieren, wie sie es geschafft hat, in Deine Träume zu kommen!“ Wieder ganz die alte. Jedenfalls äußerlich. „Was meinst Du damit?“ Meine Träume sind schon so lange ein Teil von mir, aber noch nie habe ich mir diese Frage gestellt. „Wir ... wir träumen nicht. Niemals. Wir können nicht träumen, wenn man so will. Jedenfalls nicht so, wie ihr Menschen träumt.“ Ok, sie ist kein Mensch, das war mir ja sowieso klar, aber ich hätte nicht gedacht, dass die Unterschiede

zwischen uns so groß sind. Irgendwie habe ich instinktiv immer angenommen, dass jedes menschenähnliche Wesen auch träumt. Hm. „Und um die Träume eines anderen zu manipulieren, wie sie es getan hat, um Dich anzulocken, benötigt man einen erfahrenen und sehr starken Träumer, von denen es aber nicht allzu viele gibt. Wenn einer davon verschwunden ist, kann ich das vielleicht herausfinden. Oder hier ist irgendeine Magie im Spiel, von der ich noch nichts weiß.“

„Du machst mir Angst,“ antworte ich. Was muss ich mir darunter vorstellen, wenn jemand einfach so in meine Träume eindringen kann? Welche Gefahren drohen mir dadurch? „Es gibt vielleicht jemanden, der Dir helfen kann, zu lernen, Dich zu schützen. Deine Träume zu schützen.“ Dann sollten wir den finden! „Doch ich weiß nicht, wie man diese Wesen finden kann. Sie scheinen keinen festen Wohnort zu haben. Sie scheinen vielmehr in den Träumen anderer zu leben ... sozusagen.“ Mit anderen Worten: sie ist ihnen noch nie begegnet. Und offenbar kennt sie sie nur aus Büchern.

6 Kleine Freunde

6.1 Tag 1

Ich öffne die Augen. Es ist so dunkel, dass ich nichts erkennen kann. Ich versuche, mich zu bewegen und stelle fest, dass ich in einem Bett liege. Wie bin ich hierher gekommen? „Hallo?“, frage ich vorsichtig in die Dunkelheit. „Ist dort jemand? Hallo!“, versuche ich es nochmal lauter. „Ihr seid also endlich erwacht,“ antwortet eine helle, freundliche Stimme. „Wo bin ich? Wer seid Ihr?“

Aus der Dunkelheit kommen zwei kleine Lichtpunkte auf mich zu. Zwischen ihnen schwebt eine Schale. Als sie näher kommen erkenne ich, dass die Lichtpunkte in Wirklichkeit zwei kleine fliegende Wesen sind, die das Licht ausstrahlen und zwischen sich die Schale tragen, obwohl diese für ihre zierlichen Gestalten viel zu schwer zu sein scheint. „Trinkt, damit Ihr wieder zu Kräften kommt!“ ertönt erneut diese Stimme, aus dem Mund der linken Figur. Vorsichtig setze ich mich auf und nehme ihnen die Schale ab. Sie ist wirklich schwer, aus Ton geformt und randvoll mit einer Flüssigkeit, die ich in dem schummrigen Licht der beiden nicht näher erkennen kann. Doch schließlich gebe ich dem Grummeln in der Magengegend nach und probiere einen Schluck. Es schmeckt sehr gut, ich kann geradezu fühlen, wie neues Leben meinen Körper durchströmt.

Das erinnert mich an Yasmin, „Wo ist ...“, setze ich zu einer Frage an. Noch bevor ich zuende sprechen kann sagt sie: „Sprecht noch nicht. Schont Eure Kräfte, ruht Euch aus. Anschließend werden wir Eure Fragen beantworten. Sie wird leben,“ beantwortet sie meine unausgesprochene Frage nach einer kurzen Pause. Langsam trinke ich die Schale leer. So gut es mir auch geht, merke ich nun doch, wie müde ich immernoch bin. „Danke!“, sage ich noch, bevor ich mich umdrehe und die Augen wieder schließe.

6.2 Tag 4

Als ich wieder aufwache, ist es hell im Zimmer. Durch ein Fenster fällt warmes Sonnenlicht auf mein Bett. Nachdem sich meine Augen an die Helligkeit gewöhnt haben, sehe ich, dass sich etwa 20 dieser winzigen Wesen auf meiner Bettdecke „sonnen“. Jedenfalls sitzen und liegen sie nahezu unbeweglich auf dem von der Sonne beschienenen Flecken, einige haben die Augen geschlossen, die anderen blicken andächtig zum Fenster. Es war also doch kein Traum. Ich möchte sie nicht erschrecken, also bleibe ich still liegen und beobachte sie. Auch die beiden, die ich nachts schon kennengelernt habe, sind unter ihnen. Dann dreht sich die Sprecherin der beiden langsam zu mir um, als wüsste sie bereits, dass ich wach bin. „Guten Morgen!“, sagt sie mit einem freundlichen Lächeln. Plötzlich sehen mich alle an, einige überrascht, andere neugierig, ein paar auch etwas ängstlich. Ich betrachte sie näher und stelle fest, dass sie wie winzige Frauen aussehen, mit fast durchsichtigen Flügeln auf ihren Rücken. Sie sind kaum größer als meine Hand. „Wer seid Ihr? Und wo bin ich?“, frage ich langsam, immernoch bedacht darauf, mich nicht zu sehr zu bewegen. „Seid ihr soetwas wie Elfen?“ Erneut antwortet dieselbe, vermutlich ist sie soetwas wie ihre Anführerin. „Nein wir sind keine Elfen, was immer das sein sollen. Wir sind vom Volk der Feen und die Hüter dieses Waldes.“ Stolz schwingt in ihrer Stimme mit. Sie steht auf, und die anderen folgen ihr.

„Wie fühlt Ihr Euch?“ Ich erinnere mich wieder an meine Wunden und schaue meine Arme an – alle Verletzungen sind vollständig verschwunden. „Sehr gut, Danke!“ antworte ich erfreut. „Doch wie geht es meiner Begleiterin?“ Für einen Moment senken sie den Blick, dann antwortet sie: „Sie wird leben. Doch sie ist sehr geschwächt. Ihre Heilung wird noch lange dauern.“ Besorgt sehe ich sie an. „Habt keine Angst, mein Herr, sie ist in den besten Händen,“ sagt sie mit beruhigendem Ton. „Doch Ihr solltet nun aufstehen, und euren Kreislauf wieder in Schwung bringen!“

Ihr habt immerhin drei volle Tage geschlafen – das sollte genug sein!“ So lange war ich weg? Dann hat sie recht: es ist Zeit, aus dem Bett zu kommen. Ich nicke zustimmend und sie gibt ihrem Gefolge ein Zeichen, worauf fast alle losfliegen und kurz darauf mit meiner Kleidung wiederkehren, die sie auf meiner Bettdecke ordentlich gefaltet ablegen. Sofort fällt mir auf, dass, obwohl es zweifelsfrei meine Kleidung ist, sie wie neu aussieht – alle Löcher sind geflickt, der ganze Dreck ist heraus gewaschen und die Farben strahlen geradezu. „Wir lassen Euch jetzt alleine, damit Ihr Euch ankleiden könnt. Lasst Euch Zeit, geht es langsam an. Wenn Ihr etwas benötigt, ruft uns einfach! Sobald Ihr soweit seid, treffen wir uns draußen,“ sagt sie, während sie den anderen hinterher aus der Tür fliegt und diese langsam hinter sich schließt.

Ich klettere vorsichtig aus dem Bett und während ich mich langsam anziehe, sehe ich mich in dem Zimmer um. Ein kleiner Raum, außer dem Bett gibt es keine Möbel und selbst das Bett geht nahtlos in die Wand über, an der es steht. Abgesehen von der weißen Bettwäsche ist der gesamte Raum in einer Mischung aus braun und grün gehalten. Es gibt keinerlei Ecken, selbst die niedrige Decke hat die Form einer Kuppel. Etwas unbeholfen wanke ich zur Tür, ich muss wirklich sehr lange gelegen haben, denn meine Beine gehorchen mir nicht so recht. Mit zusammengekniffenen Augen öffne ich die Tür und sehe vorsichtig hinaus.

Vor mir liegt eine sonnenüberflutete Lichtung, in deren Mitte eine alte Eiche steht. Unter dem Baum steht ein Tisch und ein Stuhl, offensichtlich aus roh behauenen Eichenholz. Auf dem Tisch und den unteren Ästen der Eiche schwirren hunderte Feen umher. Als ich mich langsam und neugierig nähere, lässt das Treiben nach, die meisten der kleinen Wesen flüchten in die Krone des Baumes. Schließlich sitzt nur noch die Delegation von vorhin auf dem Tisch.

Ihre Anführerin bedeutet mir, mich zu setzen, was ich sehr gerne annehme. „Danke. Bitte verzeiht mir, dass ich bislang so unhöf-

lich war, mich nicht mal vorzustellen.“ Sie sieht mich mit einem Lächeln an. „Wir kennen bereits Euren Namen, Herr Hendrik. Yasmin hatte uns Eure Ankunft bereits vor ein paar Wochen angekündigt,“ beantwortet sie erneut meine unausgesprochene Frage. „Ihr seid also Freunde von Yasmin? Und wie nennt Ihr Euch?“ Kaum ausgesprochen, beiße ich mir selbst auf die Zunge. Ich hatte mir doch vorgenommen, nicht mehr so unhöflich zu sein. „Ja, mein Herr, sie ist schon seit Generationen Freund aller Feen. Mein Name ist Leira, und ich bin die Anführerin dieses Stammes. Als Freund von Yasmin sollt Ihr uns ein willkommener Gast sein!“ Sie verbeugt sich, meinen Ausrutscher völlig ignorierend, bevor sie fortfährt.

„Ich nehme an, Ihr seid sehr hungrig, darum lasst uns beim Essen weiter plaudern.“ Ein gellender Pfiff ertönt aus ihrem Mund. Nach einem Moment der absoluten Stille höre ich es hinter mir surren und brummen. Als ich mich umdrehe, traue ich meinen Augen kaum. Vermutlich mehr als Tausend Feen kommen, beladen mit allerlei Schüsseln und Früchten, im Formationsflug aus dem Wald heraus. Ein beeindruckender Anblick. Sie legen das Essen auf dem Tisch ab und gesellen sich zu ihren Kameradinnen im Baum. Staunend beobachte ich das Spektakel. „Wie groß ist Euer Stamm?“, wende ich mich wieder an Leira. „Momentan gehören etwa 2500 Frauen und 2000 Männer meinem Stamm an.“ Irritiert blicke ich sie an. „Männer?“ Sie schmunzelt und zeigt auf den Baum. Und da sehe ich es: aus den vielen Spalten und Ritzen der uralten Rinde kommen nach und nach die Feen-Männer hervor. Nun wird mir auch klar, warum ich bislang noch keinen von ihnen zu Gesicht bekommen habe: im Gegensatz zu ihren Frauen besitzen sie nämlich offensichtlich keine Flügel. Etlichen Männern folgen Feenkinder zu ihrer Mutter, die sie so herzlich begrüßen, als hätten sie sich seit Ewigkeiten nicht gesehen. Unterdessen hat sich Leira in die Luft erhoben und schwebt über dem Essen. Schnell kehrt Stille ein. Dann sagt sie: „Wir danken dem Wald für seine reichen Gaben. Möge das Mahl beginnen!“

Dann dreht sie eine kleine Schleife über dem Tisch und landet schließlich direkt vor mir. Das Treiben das nun beginnt, ist so faszinierend, dass ich beim Beobachten völlig vergesse, selbst etwas zu essen. Wie in einem Tanz beginnen alle Feen-Frauen das Essen zu umkreisen, nehmen sich mal eine Frucht, mal ein paar Samenkörner oder eine winzige Schale voll mit einem Getränk, um sie zu ihrer Familie auf einem der Äste oder auf einem der „Balkone“ am Stamm der Eiche zu bringen. Nach gemeinsamen Verzehr stürzen sie sich dann erneut ins Getümmel für den nächsten Gang. Einige nehmen dabei ihre Kinder mit, zeigen ihnen mal mehr, mal weniger geduldig das Fliegen. Andere, insbesondere jene aus den oberen Ästen der Krone, verfrachten gleich die ganze Familie auf den Tisch. Das führt dazu, dass – sehr zum Missfallen ihrer Eltern, aber dafür unter johlendem Beifall ihrer Altersgenossen – ein paar der Kinder anfangen, wild herum zu toben und mit den Früchten Ball zu spielen. Schließlich wird es Leira offensichtlich zu eng auf dem Tisch, und sie setzt sich auf meine Schulter. „Herr, esst! Oder schmeckt Euch unser Essen nicht?“ Ich lache fröhlich. „Nein, keine Angst,“ sage ich, während ich versuche, eine offensichtlich äußerst beliebte Frucht zu erwischen, ohne dabei versehentlich mit einer der Feen zusammenzustoßen. „Ich sehe Eurem Volk nur so gerne zu. So unbeschwerte Wesen habe ich schon lange nicht mehr erlebt. Ich freue mich sehr, Euer Gast zu sein,“ sage ich und stecke mir genüsslich meine „Beute“ in den Mund.

Kurz darauf sind die Schüsseln und Teller leer gegessen, und die Versammlung löst sich schnell auf. Die allermeisten Feen, auch einige der Kinder verschwinden fliegend im Wald, ich meine sogar den einen oder anderen „Kindergarten“ oder vielleicht auch eine „Schulklasse“ darunter zu entdecken. Am Ende bleibe ich alleine mit Leira zurück. „Möchtet Ihr nun zu Yasmin?“ Ich nicke nur stumm zur Antwort. Sie erhebt sich sanft von meiner Schulter und fliegt langsam voraus. „Folgt mir!“ Am Ende der Lichtung, meiner eigenen Behausung genau gegenüber, stoßen wir auf eine zweite, fast identische Hütte, allerdings hat diese keine Fenster,

nur eine Tür, zu der mich Leira nun führt. „Tretet ein.“ Langsam öffne ich die Tür und gehe langsam und vorsichtig hinein. Drinnen ist es, wie erwartet, völlig dunkel. Erst als meine Augen sich so langsam an die Dunkelheit gewöhnen, erkenne ich zwei Feen, die in der Mitte des Raumes bedächtig arbeiten. Was sie genau machen, erkenne ich nicht, doch dann bemerken sie mich und stellen ihre Tätigkeit ein. Sie bedeuten mir, näher zu kommen und ich folge ihrer Aufforderung. Bei ihnen angekommen flüstert eine der beiden „Setzt Euch“ und zeigt auf einen Stuhl, den ich schemenhaft im Licht der anderen Fee erkennen kann. „Wie geht es ihr?“ flüstere ich ebenfalls, während ich versuche, Yasmin in dem Bett auszumachen, das wie ich nun feststelle direkt neben mir steht. „Sie lebt.“ Diese Antwort ist nicht nur wenig zufriedenstellend, sie löst sogar eine gewaltige Unruhe und ein wenig Panik in mir aus. „Was hat sie denn?“ Ich kann meine Besorgnis nur schlecht verbergen, dass erkenne ich an dem mitfühlenden Ausdruck im Gesicht meiner Gesprächspartnerin. Unterdessen nimmt ihre Partnerin die Arbeit wieder auf. „Wir wissen es nicht genau. Und wir sind mit unseren Fähigkeiten am Ende.“ Ihr Ton ist traurig, ein wenig entmutigt lässt sie ihre Schultern hängen. „Ihre vielen Wunden haben wir geheilt, körperlich ist sie vollauf gesund. Und doch will sie einfach nicht erwachen. Es ist, als hätten alle ihre Lebensgeister sie verlassen.“

Sie sieht mich an, eine Träne rollt gerade über meine rechte Wange. Ich wische sie schnell weg. „Es ist nicht Eure Schuld. Ganz im Gegenteil. Ihr habt sie vor Schlimmerem bewahrt und hättet dabei fast selbst Euer Leben verloren. Dafür ist Euch der Dank der Feen auf ewig sicher. Und doch wissen wir nicht, wie wir sie wieder ins Leben zurückholen können,“ fährt sie nach einer kurzen Pause mit Blick auf Yasmin fort. Ihre Partnerin streicht gerade ihre Stirn mit einer grünen, stark riechenden Paste ein, sodass ich einen kurzen Blick auf Yasmin s Gesicht erhaschen kann. „Habt Ihr mich auch geheilt?“ Sie sieht mich erstaunt an. „Nein, aber das war auch nicht nötig. Als wir Euch fanden, wart ihr zwar

bewusstlos, ansonsten aber völlig unversehrt!“ Wie ist das möglich? Ich kann mich noch genau an die unglaublichen Schmerzen und die blutenden Wunden erinnern. Das ist verwirrend, aber es bringt nichts, jetzt weiter darüber zu grübeln. Hier finde ich ohnehin keine Antwort auf diese Fragen. „Kann ich Euch irgendwie helfen?“ frage ich schließlich.

Mit einem erneuten besorgten Blick auf Yasmin antwortet sie: „Ich fürchte im Moment nicht, jedenfalls wüsste ich nicht, wie. Es sei denn, Ihr habt noch eine Idee für uns, oder Wissen aus Eurer Welt über die Behandlung der Kranken, das uns bislang unbekannt ist.“ Nur für einen kurzen Moment kann ich etwas Hoffnung in ihren Augen aufflackern sehen, die jedoch gleich darauf der Enttäuschung weicht. Ich kann ihr nicht helfen. „Aber habt Dank für Euer Angebot.“ Ich stehe auf, verbeuge mich vor den beiden Feen. „Nicht ich bin es, der Dank verdient. Was Ihr hier leistet, lässt mich für immer in Eurer Schuld stehen.“ Mit bescheidenem Lächeln sehen mich die beiden Feen an. Bevor ich gehe, berühre ich noch kurz eine Hand von Yasmin und nicke den Beiden zum Abschied zu. Sie winken und flüstern „Bis bald!“ hinter mir her.

Von Leira ist draußen nichts zu sehen. Ich fühle mich erschöpft, bin wohl doch noch nicht so ganz fit. Also gehe ich zurück in meine Hütte. Beim Aufstehen hatte ich ganz übersehen, dass in einer Ecke des Raumes sorgfältig gestapelt meine Sachen liegen. Daneben steht der Stab an die Wand gelehnt. Ich greife ihn, und als meine Hand den Schaft berührt, spüre ich ganz kurz ein Kribbeln. Hier ist es zu dunkel, ich nehme ihn mit, um ihn im Licht des Fensters an meinem Bett näher zu betrachten. Er ist etwas länger als ich groß bin, etwa zwei Meter, würde ich schätzen. Ich setze mich auf das Bett und lege den Stab auf meinen Schoß. Die Sonne scheint zwar nicht mehr zum Fenster herein, es muss wohl nach Osten liegen, aber draußen ist es so hell, dass ich trotzdem gut die Details des Stabs erkennen kann.

Ich stelle fest, dass seine Farbe gar nicht wirklich weiß ist, sondern mehr an Elfenbein erinnert. Vom Gewicht her und dem Geräusch, das er macht, als ich mit den Fingern darauf klopfe, würde ich tippen, dass er aus einem sehr leichten Holz besteht, allerdings ist keine Maserung zu erkennen. Er scheint aber auch nicht bemalt oder lackiert zu sein. Ich drehe und wende ihn im Licht und zufällig entdecke ich eine hauchdünne Gravur auf den Schaft. Ich halte ihn ganz dicht an die Augen, aber kann nur erkennen, dass sie sich über seine gesamte Länge zu erstrecken scheint. Also versuche ich sie zu ertasten, doch meine Finger fühlen nichts. Doch was ist das? Für einen Moment schien es mir, als würde die Gravur schimmern. Ich streiche noch einmal den Schaft entlang, und tatsächlich erleuchten die Linien rings um die Stelle, an der meine Finger den Stab berühren, sie scheinen ganz fein zu brennen. Sobald ich ihn loslasse, erlischt das Leuchten wieder. Ich versuche die Zeichen zu erkennen, jedoch sind es entweder nur einfache Verzierungen oder eine mir unbekannte Schrift. Ich hätte vielleicht doch noch mehr lesen sollen, als ich noch Zeit dafür hatte.

Also wende ich mich den Enden des Stabes zu. Auf der einen Seite ist er verdickt und läuft schließlich spitz zu. Die Form erinnert entfernt an einen Football. In die Oberfläche ist ein Muster geschnitzt, wie Schuppen eines Fisches sieht es aus, allerdings mit der offenen Seite in Richtung des Schaftes. Ich vermute, dass dies die „Unterseite“ des Stabes ist. Denn auf der anderen teilt er sich in drei dünne identische „Äste“, die absolut perfekt angeordnet zu sein scheinen. Wenn dieser Stab tatsächlich so gewachsen sein sollte, muss es sich um eine ungewöhnliche Laune der Natur handeln. Aber auch als Handwerksarbeit ist das definitiv das Werk eines Meisters seiner Kunst. Jedenfalls sind keinerlei Spuren von Bearbeitung mit Werkzeugen zu erkennen, jeder der Äste wächst geradezu aus dem Schaft heraus, und etwa zehn Zentimeter oberhalb der Stelle, wo sie sich trennten, laufen sie wieder zusammen. So umrahmen sie einen etwa faustgroßen Raum der wirkt, als wäre er geschaffen, eine perfekte Kugel zu halten. Nur wie man dort

eine solche Kugel hinein bekommen sollte, kann ich nicht erkennen. Wenn nur Yasmin wach wäre, sie könnte mir sicher meine vielen Fragen beantworten. Das stimmt mich traurig. Also lege ich den Stab beiseite. Vielleicht sollte ich mich doch noch einen Moment hinlegen. Nur kurz die Augen schließen und entspannen. Ich erinnere mich, wie ich sie das erste Mal gesehen habe, damals in der Bar. Und dann in der Bibliothek. Und bei ihr zu Hause. Selbstsicher, bildschön und unglaublich stark. Doch immer wieder drängt sich ein anderes Bild in mein Bewusstsein, wie sie dort liegt auf dieser Lichtung, leblos, regungslos. Und dann sehe ich sie dort, in dem Bett, in der Dunkelheit, allein.

6.3 Tag 5

Ich wache auf. Wie lange ich geschlafen habe? Draußen geht die Sonne bereits unter. Mein Magen knurrt, lange nichts mehr gegessen. Leira ist wieder da. Regungslos sitzt sie im Schneidersitz auf der Bettdecke neben meinen Füßen, den Kopf nachdenklich gesenkt. Hinter ihr steht eine Schale mit süßlich riechendem Brei. „Hallo Leira. Schön Euch wiederzusehen. Ich habe Euch schon vermisst,“ sage ich, während ich nach der Schale greife. Sie schreckt hoch. „Entschuldigt, mein Herr, ich wollte Euch nicht wecken. Ich hatte viel zu tun.“ Ihre Stimme und ihre Haltung lassen sie sehr bedrückt wirken. „Ist irgendetwas passiert?“ frage ich. Zögerlich esse ich weiter, während ich auf ihre Antwort warte. „Nein, nein. Ich möchte Euch nicht damit belästigen.“ Doch der Blick, den ich für einen Moment in ihren Augen sehe, lässt Sorge in mir aufsteigen. „Ihr belästigt mich nicht, Leira, doch kann ich sehen, wie sehr es Euch belastet. Euer Volk hat mir schon so viel geholfen, also lasst mich Euch auch ein bisschen helfen.“

Sie zögert. Doch dann spricht sie, langsam. Ich merke, dass sie ihre Worte sehr vorsichtig wählt. „Nicht jeder in meinem Volk heißt Euch so willkommen, wie es nach meiner Ansicht gebührend wäre.“ Schüchtern und beschämt sieht sie zu Boden. Nach einer langen Pause holt sie tief Luft, bevor sie fortfährt. „Denn obwohl Ihr Großes getan habt, als Ihr Yasmin gerettet habt, habt Ihr zugleich auch großen Schaden angerichtet.“ Sie sieht mich ernst an. „Damit meine ich nicht so sehr die Brandschäden im Wald. Das sind Wunden, die schnell heilen werden. Aber leider war zu dieser Zeit auch eine der Feen zugegen, die ich ausgesandt hatte, um nach Euch Ausschau zu halten. Obwohl ich befohlen hatte, dass keine von ihnen sich Euch alleine nähert, entschied sie sich, Yasmin und auch Euch zu Hilfe zu eilen. Dabei ließ sie Euch für eine Zeit aus den Augen. Als sie bemerkte, was Ihr im Begriff wart, zu tun, konnte sie nicht mehr fliehen.“ Gebannt folge ich ihrer Erzählung. „Ist sie . . .?“ Mir bleiben die Worte im Hals stecken.

Leira schüttelt den Kopf. „Nein, sie lebt, doch hat Euer Werk ihre Flügel versengt. Eine Wunde, die wir nicht heilen können. Wir konnten sie zurückbringen, doch nun ist sie wie unsere Männer an das Haus gebunden, bedarf der Hilfe anderer. Eine demütigende Situation.“ Sie wischt sich schnell eine Träne aus dem Gesicht. „Deswegen halten Euch einige hier für eine Gefahr für uns und fordern Eure baldige Abreise. Den ganzen Tag habe ich versucht, sie vom Gegenteil zu überzeugen. Doch noch ist ihre Wut größer als ihre Einsicht. Sie sind bisher keinen Argumenten zugänglich.“ Sie schüttelt verzweifelt mit dem Kopf, ihre sonst so klare Stimme ist kaum mehr als ein Flüstern.

„Das tut mir leid,“ sage ich bedrückt, „aber ich kann sie durchaus verstehen. Weißt du, ich habe nicht wirklich Kontrolle über ...“ Ich rudere verzweifelt mit den Armen in der Luft. „Es war nicht meine Absicht, überhaupt jemanden zu verletzen, ich wollte einfach nur da weg. Und Yasmin helfen. Ich weiß nicht, was dann geschehen ist – oder wie. Ich weiß noch nicht einmal, wie ich in den Besitz dieses Stabes gekommen bin!“ Ich zeige auf den Stab, der neben mir auf dem Bett liegt. Sie nickt. „Das dachte ich mir schon. Das ist aber hier nicht wichtig, da in unserem Wald keine Magie gedeihen kann. Außer unserer eigenen natürlich. Yasmin sei Dank.“ Sie redet mehr zu sich selbst, als mit mir. Gedankenversunken läuft sie auf dem Bett hin und her und ringt sichtlich verzweifelt um Fassung. Schweigend sehe ich sie an. Ich wünschte, ich könnte ihr irgendwie helfen. Möchte ihr anbieten, zu bleiben. Doch ich glaube, das steht mir nicht zu. Immerhin ist sie die Anführerin und die anderen sehen zu ihr auf. Und ich möchte nicht respektlos erscheinen, oder sie in Schwierigkeiten bringen. Also schweige ich. Draußen ist es inzwischen fast dunkel geworden. Nach einer Weile wird Leira wieder ruhiger. Doch sie sieht ratlos aus, wie sie sich mit hängenden Schultern neben mich setzt.

„Kann ich sie sehen?“ sage ich schließlich. „Ich meine, die Verletzte? Ich möchte mich bei ihr entschuldigen. Mit ihr reden. Denkt

Ihr, sie würde mich empfangen?“ Ich höre ein erleichtertes Aufatmen aus Leiras Richtung. „Wir werden sehen. Ich werde mit ihr sprechen und sie fragen. Wir sprechen morgen weiter. Gute Nacht, Herr.“ Schnell flüchtet sie zur Tür hinaus und lässt mich mit meinen Gedanken zurück. Was habe ich nur angerichtet? Es dauert lange, bis ich endlich Schlaf finde. Die Sonne weckt mich nach einer unruhigen Nacht. Ich verspüre keine große Lust auf Gesellschaft, also beobachte ich das Treiben an der Eiche von meinem Platz am Fenster aus. Nach einer Weile kommen ein paar Feen vorbei, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen. „Ich fühle mich heute ein wenig schwach. Habe wohl schlecht geschlafen,“ murmle ich, woraufhin sie mir ein bisschen von dem Essen bringen. Sie scheinen zu spüren, dass ich lieber allein sein möchte, vielleicht merkt man es mir auch deutlicher an, als ich es eigentlich will. Jedenfalls ziehen sie sich dann ohne jeden weiteren Kommentar freundlich lächelnd zurück. So hänge ich weiter meinen Gedanken nach. Lustlos spiele ich ein wenig mit dem Stab herum. Sortiere meine Sachen ein ums andere Mal neu. Sehe wieder und wieder aus dem Fenster. Immer wieder denke ich an das, was Leira mir erzählt hat. Und an Yasmins Zustand. Um die Mittagszeit herum langweile ich mich dann schon so sehr, dass ich beschließe, statt zu Essen doch noch ein wenig Schlaf nachzuholen.

Ein Geräusch weckt mich, ich glaube leises Tuscheln zu hören, irgendwo in der Nähe des Fensters. Ich öffne die Augen einen Spalt breit und versuche herauszufinden, was da vor sich geht, während ich gleichzeitig so tue, als würde ich immernoch schlafen. Ich sehe Leira, die mit ein paar Feen diskutiert, welche sich um eine andere Fee versammelt haben, die zwischen ihnen auf dem Boden sitzt. Auch wenn ich nichts von dem verstehen kann, was sie sagen, ist doch klar zu erkennen, dass der Wortwechsel ziemlich heftig – wenn auch leise – ist. Die einzige, die sich daran nicht zu beteiligen scheint, ist die Fee in ihrer Mitte, auf die ihre Begleiter immer wieder zeigen, so als würde es in der Diskussion um sie gehen. Mit geschlossenen Augen bewege ich mich geräuschvoll im Bett.

Es wird wie erwartet schlagartig still. Also öffne ich blinzeln und laut gähnen meine Augen und sehe alle Blicke auf mich gerichtet.

„Oh, hallo! Willkommen zurück Leira!“ Sie verbeugt sich und sagt: „Ich hoffe wir haben Euch nicht geweckt, Herr?“ Und als ich den Kopf schüttelte, fährt sie fort: „Ich möchte Euch auf Euren und ihren eigenen Wunsch hin“, sie deutet auf die schweigende Fee in der Mitte, „mit Alyna bekannt machen. Sie ist es, die leider bei dem Versuch Euch und Yasmin zu helfen, durch einen Unfall schwer verletzt wurde.“ Alyna steht auf und tritt vor. „Hallo Alyna,“ sage ich mit einem vorsichtig freundlichen Lächeln. Sie lächelt ebenfalls und kommt langsam auf mich zu. Die helfenden und beschützenden Hände ihrer Freunde weist sie mit einem einzigen Blick zurück. Als sie schließlich direkt vor mir steht, mustert sie mich still. „Lasst uns bitte alleine,“ sagt sie dann, ohne den Blick von mir zu nehmen. Ich erwidere ihren Blick, sehe jedoch im Augenwinkel, dass Leira den anderen mit einem Kopfnicken zu verstehen gibt, ihrem Wunsch zu folgen. Daraufhin, wenn auch etwas zögerlich, verlässt die Gruppe den Raum. Ich kann ihnen die bösen Blicke über die Schulter nicht verdenken, freue mich aber doch, dass ich schließlich allein mit Alyna bin.

Ich bin nicht sicher, was ich sagen soll, also schweigen wir uns noch eine Weile an. Endlich ringe ich mich durch, etwas zu sagen. Mit gesenktem Kopf und schwacher Stimme sage ich: „Ich kann verstehen, dass Ihr und Eure Freunde böse auf mich seid. Und doch hoffe ich, dass Ihr mir eines Tages verzeihen könnt. Ich wünschte, ich könnte es irgendwie wieder gut machen.“ Plötzlich spüre ich eine Berührung an meiner linken Hand. Sie hat sich still und leise neben mich gesetzt und nun ihre winzige Hand auf meine gelegt. „Grämt Euch nicht, Herr. Wie könnte ich böse auf Euch sein? Was sollte ich Euch verzeihen? Die Schuld liegt, wenn überhaupt, alleine bei mir.“ Ich will sie unterbrechen, etwas erwidern, doch sie lässt mich nicht zu Wort kommen. „Wenn ich Leira Folge geleistet hätte, nur das getan hätte, was sie mir aufgetragen hatte, wä-

re mir auch nichts geschehen. Doch ich habe mich wissentlich in Gefahr begeben. Und obwohl meine Freunde das nicht verstehen, kann ich euch daher unmöglich die Schuld dafür geben.

Ganz im Gegenteil. Ich glaube vielmehr, dass ich ebenso wie Yasmin Euch mein Leben zu verdanken habe.“ Ich sehe sie irritiert an. „Seht, Herr,“ fährt sie fort, „Euer Zauber hat die meisten Eurer Feinde auf der Stelle zu Asche verwandelt. Und obwohl sowohl Yasmin als auch ich mitten zwischen ihnen waren, leben wir noch. Yasmin hatte noch nicht einmal Brandflecken in ihrer Kleidung. Dafür habe ich nur eine Erklärung. Auch wenn es Euch vielleicht noch nicht gelingt, Eure Magie bewusst zu kontrollieren, so war Euer Wille, Yasmin zu helfen, so stark, dass sich das Feuer nur gegen die Bedrohung für ihr Leben richtete, nicht gegen sie und noch nicht einmal gegen mich, obwohl ihr von meiner Gegenwart nichts wusste. Ich bin sogar fest davon überzeugt: hätte ich mich Euch rechtzeitig zu erkennen gegeben, wäre auch mir nichts passiert.“

Sie atmet durch, und sieht mich an. „Und doch habe ich Euch schwer verletzt,“ antworte ich bedrückt. Doch sie lächelt und sagt nur: „Noch ist nicht alle Hoffnung verloren, denn ich glaube fest daran, dass Yasmin wieder erwachen wird – und mich dann heilen kann. Bis dahin muss ich mit den Konsequenzen meiner Entscheidung leben.“ Ich sehe sie an. „Danke.“ Das klang erleichterter, als ich es wollte, und so füge ich schnell hinzu: „aber ich möchte dennoch wenigstens etwas von dem Schaden, den ich angerichtet habe, wieder gut machen. Bitte, erlaubt mir, ein Ersatz für Eure Flügel zu sein. Ich bin bereit, Euch überall hinzubringen, wo immer ihr hin wollt. So hättet Ihr zumindest einen Teil Eurer Freiheit zurück.“ Etwas überrascht antwortet sie: „Das ist eine fantastische Idee Herr, und ein äußerst großzügiges Angebot, dass ich nur zu gerne annehme!“ Nun bin ich wirklich erleichtert.

Doch eine Frage habe ich noch. „Dürfte ich Eure Verletzung sehen, Alyna?“ Sie nickt. „Ich muss ohnehin noch die Salbe unter

dem Verband erneuern.“ Ich bedeuete ihr, auf meine Handfläche zu steigen, lege mich hin und setze sie auf meinem Bauch ab. Sie setzt sich hin und entfaltet ihre beiden Flügel, beziehungsweise, dass was von ihnen übriggeblieben ist und nun dick in einen Verband eingewickelt wurde. Dann beginnt sie, den Verband abzulösen. Was darunter zum Vorschein kommt, verschlägt mir den Atem, denn mit den filigranen, bunten Flügeln ihres Volkes hat es nur noch wenig zu tun. Vielmehr erinnert es an verbranntes Pergamentpapier. Viele Löcher, große Teile völlig verkohlt.

„Das muss Euch sehr große Schmerzen bereiten, Alyna,“ flüstere ich. Sie schüttelt den Kopf. „Macht Euch keine Sorgen, unsere Heilerinnen haben sehr gute Arbeit geleistet. Ich verspüre kaum mehr als ein Kribbeln“. Ich sehe ihr zu, wie sie ruhig und gleichmäßig die verbrannten Stellen mit einer gelben Salbe einschmiert, die sie aus einem Beutel an ihrem Gürtel entnimmt. Von Zeit zu Zeit ist in ihrem Gesicht ein Flackern zu sehen, dass darauf hinweist, dass das Kribbeln doch nicht so harmlos ist, wie sie vorgibt. Doch ich sage nichts, möchte sie nicht kränken, ihr nicht zu nahe treten. Dafür nehme ich mir fest vor, auf ihre Flügel besondere Rücksicht zu nehmen und ihr beim nächsten Mal meine Hilfe bei der Pflege ihrer Flügel anzubieten.

„Herr, dürfte ich Euch um etwas bitten?“ wendet sie sich schließlich wieder an mich. Doch zunächst habe ich ein Anliegen: „Bitte Alyna, wenn es Euch recht ist, da wir wohl demnächst eine Menge Zeit miteinander verbringen werden, könnten wir diese Förmlichkeit ablegen? Da wo ich herkomme, nennt man mich einfach Hendrik.“ Sie lächelt und nickt. „Sehr gerne ... Hendrik.“ Es klingt noch etwas holprig, aber wenigstens nicht mehr ganz so unterwerfend wie das „Herr“.

„Danke Alyna. Nun, was war Deine Bitte?“ Sie zögert. „Nunja, ich würde, wenn es Euch ... Dir recht ist, gerne hier übernachten.“ Etwas überrascht sehe ich sie an. „Was wird Deine Familie davon halten? Und Deine Freunde? Erwarten sie Dich nicht zurück?“

Nicht, dass sie am Ende denken, ich hätte Dir etwas angetan, wenn du nicht zurückkommst!“ Mit einem kurzen Kopfschütteln antwortet sie: „Weißt Du, ich habe keine Familie. Und was die Anderen betrifft, einerseits geht es sie nichts an, was ich mache, und andererseits lernen sie so vielleicht, dass ich zu meiner Meinung über Dich stehe.“ Zu meiner Freude gewöhnt sie sich schnell an das „Du“. Und ich freue mich auch darüber, in ihr statt einer Feindin eine Freundin gefunden zu haben.

„Du sollst mir ein willkommener Gast sein, Alyna. Allerdings weiß ich nicht, wo Du schlafen könntest. Du siehst ja selbst, wie wenig Möbel dieser Raum bietet. Ich würde Dir ja anbieten, bei mir im Bett zu schlafen, aber mein Schlaf ist mitunter etwas unruhig, und ich habe Angst, dich womöglich mitten in der Nacht zu zerquetschen.“ Sie zwinkert mir zu. „Zunächst einmal sind wir Feen bei weitem nicht so zerbrechlich, wie wir vielleicht auf Dich wirken. Und auch das Problem mit den Möbeln lässt sich lösen.“ Sie steht auf und geht langsam in Richtung meiner Schultern, wo sie auf das Kopfkissen herunterklettert. Schließlich kommt sie an der Wand neben meinem Kopf an. Mit konzentriertem Blick legt sie eine Hand auf die Wand und atmet tief durch. Ich weiß nicht, was sie dort macht, was sie damit bezwecken will. Doch dann sehe ich es: aus der Wand neben meinem Bett beginnen kleine Triebe zu sprießen, die langsam dicker werden und sich zu einer Art Treppe vereinen. Und am Ende der Treppe formt sich eine flache Schale, kaum größer als Alyna selbst. Zufrieden lächelnd präsentiert sie mir ihr Werk. „Siehst Du? Nun habe ich auch ein Bett.“ Ich bin zu sehr verblüfft, um etwas zu sagen. Mit offenem Mund beobachte ich, wie sie die Treppe zu der Schale hinaufsteigt und sich dort hinsetzt. „Ich wünsche Dir eine Gute Nacht, Hendrik,“ sagt sie. Dann legt sie sich auf die Seite, wobei sie einen der verbundenen Flügel zu einer Art Kopfkissen faltet und den Anderen wie eine Bettdecke über sich legt. Das kann ich nun doch nicht einfach hinnehmen. Denn man sieht ihr an, dass es bei weitem nicht so bequem ist, wie sie es erscheinen lassen möchte. „Alyna? Du

bist verletzt, Du solltest Deine Flügel schonen. Denkst Du, Du könntest Dein Bett etwas vergrößern? Ich habe da eine Idee.“

Sie sieht mich verwundert an, widerspricht mir aber nicht. Stattdessen wächst wieder wie durch Zauberhand ihr Bett auf etwa die doppelte Größe. „Danke, das sollte genügen. Komm bitte kurz aus Deinem Bett heraus.“ Ich ziehe meinen Mantel aus und lege ihn lose auf ihr Bett. Dann forme ich so gut ich kann eine Art Nest daraus und bitte sie mit einer Geste wieder hinein. „Bitte sehr, so hast Du es gemütlich und kannst trotzdem Deine Flügel schonen.“ Immernoch verwundert aber auch ein wenig dankbar sieht sie mich an. Dann legt sie sich in die Mitte ihres Bettes und beginnt, sich ihr Lager bequem zu machen. Als sie schließlich ruhig liegt, nehme ich einen der Ärmel und decke sie damit zu. Sie murmelt ein schwaches „Danke“, dann schläft sie ein.

6.4 Tag 6

Die Sonne weckt mich wieder am nächsten Morgen, und während ich noch ein wenig im Halbschlaf vor mich hin döse, höre ich leises Flüstern aus Alynas Bett kommen. Neugierig setze ich mich leise auf, um herauszufinden, wer uns denn zu so früher Stunde besucht. Zu meiner Freude sehe ich, dass es Leira ist, die zu Alyna unter den Ärmel gekrochen ist. Die beiden plaudern fröhlich miteinander. Da sie mich offensichtlich noch nicht bemerkt haben, räuspere ich mich leise. Während Leira ruckartig hochschreckt, um sich gleich darauf vor mir zu verbeugen, dreht sich Alyna nur zur mir um und lächelt mich freundlich an.

„Guten Morgen, Leira. Hallo Alyna, ich hoffe du hast gut geschlafen?“ Leira blinzelt nur, ihr Lächeln noch etwas fröhlicher. „Herr, wir haben Euch hoffentlich nicht geweckt,“ antwortet stattdessen Leira. Während ich den Kopf schüttele, kommt mir eine Idee. „Leira, bitte, wenn es Euch recht ist, nennt mich nicht andauernd 'Herr'. So eine vornehme Behandlung bin ich nicht gewohnt und ich fühle mich ihrer auch nicht würdig.“ Sie möchte zu einer Erwiderung ansetzen, doch diesmal lasse ich sie nicht zu Wort kommen. „Ich weiß, dass Ihr als Anführerin und Repräsentantin Eures Volkes vielen Pflichten, auch mir gegenüber, unterworfen seid. Darum schlage ich Euch einen Kompromiss vor: Wenn wir unter uns sind, bitte nennt mich formlos einfach bei meinem Namen, Hendrik. Und Ihr müsst Euch auch nicht andauernd verbeugen und entschuldigen, solange niemand anderes aus Eurem Volk in der Nähe ist. Ihr seid mir stets ein willkommener Gast und Gesprächspartner.“ Da sie nicht widerspricht, füge ich mit einem Zwinkern verschwörerisch flüsternd hinzu: „Ich werde auch niemandem davon erzählen!“

Etwas erstaunt sieht Leira erst mich und dann Alyna an, die jedoch ihren Blick nur mit einer stummen Geste beantwortet, die klar „Ich habe es dir ja gesagt!“ bedeutet. Nach einigen Minuten

des unschlüssigen Grübelns und wechselnder Blicke zu Alyna und mir fällt sie schließlich eine Entscheidung. „Wie Du wünschst, Hendrik,“ sagt sie mit einer tiefen Verneigung. „Nein, Leira, dort, wo ich herkomme, besiegelt man eine Abmachung mit einem Handschlag.“ Aber da meine Hand natürlich viel zu groß ist für ihre winzigen Händchen, gebe ich ihr nur den kleinen Finger, den sie mit beiden Händen ergreift. „Es freut mich sehr, mit Dir befreundet zu sein, Leira.“ Damit ist es beschlossen, das kann ich in ihren Augen erkennen.

„Wie geht es Yasmin?“ wechsele ich – zugegebenermaßen etwas abrupt – das Thema. Doch statt zu antworten, hilft Leira Alyna aus ihrem Bett und die beiden kommen langsam, fast andächtig die Treppe zu meinem Bett herunter. Dann gehen sie wieder zu dem sonnenbeschienenen Fleck auf meiner Bettdecke, wo sich Alyna hinlegt und mit geschlossenen Augen die Sonne genießt, während sich Leira hinsetzt und mit ernstem Blick an mich wendet. „Unsere Heilerinnen sind mit ihren Fähigkeiten am Ende. Wir haben alle uns bekannten und verfügbaren Heilkräuter und Heilmethoden ausprobiert. Doch alles erfolglos. Also habe ich mich bereits vorgestern entschieden, eine Delegation zu den Weisen zu schicken, um sie um Rat zu fragen. Doch der Weg dorthin ist weit. So weit, dass ich sie frühestens in zwei Wochen zurück erwarte.“ Sie wirkt etwas niedergeschlagen. „Das ist doch aber eine gute Nachricht, dann besteht doch noch Hoffnung. Wenn Du und Dein Volk mich solange in Eurem Wald duldet, so werde ich diese Zeit der Ruhe und Erholung genießen. Und wenn meine Hilfe irgendwo gebraucht wird, stehe ich gerne zur Verfügung.“ Mit sichtbarer Erleichterung nickt sie, schließt die Augen und lässt sich ebenfalls auf den Rücken fallen, um die Sonnenstrahlen, die durch das Fenster fallen, zu genießen.

Ich muss schmunzeln, denn an ihren ruhigen und gleichmäßigen Atemzügen erkenne ich, dass sie beide eingeschlafen sind. Also krieche ich, so leise wie ich kann aus dem Bett, nehme meinen Mantel und ziehe mich an. Dann tippe ich Alyna vorsichtig an die

Schulter, und bedeute ihr, als sie etwas erschrocken aufwacht, leise zu sein. Nur mit Gestiken frage ich sie, ob sie mich nach draußen begleiten möchte, was sie mit einem Lächeln und Nicken beantwortet. Also lasse ich sie auf meine Handfläche klettern und hebe sie auf meine Schulter, wo sie sich hinsetzt und sich an der Kapuze des Mantels festklammert. Schließlich flüstert sie „Bereit!“, und ich gehe langsam los.

Draußen angekommen sehe ich mich kurz auf der Lichtung um und entscheide mich für die wärmere, weil bereits ins Sonnenlicht getauchte Seite. Langsam gehe ich auf die Bäume am Rand der Lichtung zu und eine Zeitlang schweigen wir beide. Die Lichtung ist größer, als es mir auf den ersten Blick erschienen war. Und nach einigen Minuten im Schatten beginne ich zu frösteln. Noch ganz schön frisch um diese Uhrzeit. Ich ziehe den Mantel enger um mich. Da fällt mir Alynna wieder ein. „Frierst du gar nicht?“ Doch als Antwort kommt nur ein Kichern. Dann sagt sie: „Weißt du, wir Feen empfinden weder Wärme noch Kälte.“ Ich weiß nicht, was ich mit dieser Information anfangen soll. Also schweige ich wieder, bis wir schließlich an einem großen Baum ankommen, dessen Wurzeln von einem großen und dicken Moospolster umschlossen werden. An den Baum gelehnt setze ich mich in die Sonne. Alynna ihrerseits rutscht vorsichtig bis in meinen Schoß herunter, wo sie es sich ebenfalls in der Sonne gemütlich macht.

„Aber warum zieht es Euch dann immer so in die Sonne?“, setze ich die Unterhaltung von vorhin fort. Sie dreht sich zu mir um und sieht mich prüfend an. „Nunja, weißt du, wir brauchen die Sonne zum Leben. So, wie die Früchte, die wir essen, und die Luft, die wir atmen. Aus deiner Frage entnehme ich, dass es bei Deinem Volk anders ist?“ Ich nicke. „Die meisten Menschen mögen die Sonne zwar sehr gerne, aber wir brauchen sie nicht zum überleben. Jedenfalls nicht so wie Ihr. Es gibt zum Beispiel Menschen, die an Orten leben, wo die Sonne ein halbes Jahr lang nicht scheint. Auch wenn einigen davon die lange Dunkelheit nicht gut bekommt, so stirbt jedoch keiner daran.“

„Wie lange könnt Ihr denn ohne Sonne auskommen? Ich meine, ihr habt doch hier bestimmt mal schlechtes Wetter und dunkle Winter mit langen Nächten. Wie übersteht Ihr solche Tage?“ Sie zögert wieder ein wenig mit ihrer Antwort, so als müsste sie überlegen, was sie mir erzählen darf, und was nicht. Dann antwortet sie: „Wir können ein wenig Sonnenlicht in uns speichern. Nicht viel, aber es reicht für ein paar Tage, wenn wir in der Zwischenzeit sparsam mit unserer Energie umgehen. Und wenn es knapp wird, versammeln wir uns an einer zentralen Stelle und nehmen die Schwächsten in unsere Mitte und spenden uns gegenseitig Licht. Dir ist vielleicht schon aufgefallen, dass wir im Dunkeln schwach leuchten? Das ist das gespeicherte Sonnenlicht, das langsam wieder aus uns heraus strömt.“ Nach einer kurzen Pause fügt sie hinzu: „Es wärmt uns sozusagen von innen her, wenn du so willst.“

Das erklärt so einiges. „Deswegen benötigt ihr auch kein Bettzeug, richtig?“ Sie nickt eifrig. „Genau. Wir mögen es zwar gern, uns in etwas weiches einzuwickeln, aber wirklich benötigen tun wir es nicht. Denn wie bei einer Laterne: davon, dass man eine Decke um sie wickelt, erlischt noch nicht das Feuer, nur sein Licht dringt nicht mehr nach außen, sondern wird von der Decke eingefangen.“ Das leuchtet mir ein. „Das erklärt auch, warum ihr alle so leicht bekleidet seid,“ füge ich leise murmelnd hinzu. Doch natürlich hat sie es verstanden, dass kann ich daran erkennen, dass ihr Kopf ein wenig rot anläuft, was wiederum mir das Blut in die Adern schießen lässt. Ich sollte meine Zunge besser hüten. „Gefällt Dir unsere Kleidung nicht, Hendrik?“

Abwehrend hebe ich die Hand und schüttele heftig mit dem Kopf. „Nein, nein! So habe ich das nicht gemeint! Ganz im Gegenteil. Ich bin es nur nicht gewohnt, von so vielen ... hübschen, ähm, weiblichen Wesen umgeben zu sein. Auch wenn sie so viel kleiner sind, als ich. Aber ich kann Euch durchaus verstehen. Ich meine, bevor Ihr irgendwelche nutzlosen schweren Klamotten mit Euch rumschleppt. Außerdem seid Ihr so ja auch viel beweglicher ...“ mir gehen die Worte aus, ich schwitze vor Nervosität, was Alyna

offensichtlich nicht entgangen ist. Zunächst schmunzelt sie nur, doch dann kann sie sich nicht mehr halten und bricht in ein fröhliches Lachen aus. Sich den Bauch haltend lacht sie, bis auch ich nicht mehr widerstehen kann und mit einstimme. „Ich wollte dich nur aufziehen,“ sagt sie schließlich. Zur Antwort ertönt ein tiefes Grummeln aus meinem Magen. Man, habe ich einen Hunger! „Wann gibt es eigentlich was zu Essen?“, nutze ich schnell die Gelegenheit, das Thema zu wechseln. „Nicht bevor Leira aufgestanden ist,“ lautet die knappe Antwort, und so plaudern wir noch ein Weilchen fröhlich miteinander.

Später, nach dem wiederummal üppigen Frühstück, begeben wir uns auf Erkundungstour durch den Wald. Alynna gibt die Richtung vor, und ich übernehme das Laufen. Genau, wie ich es ihr versprochen hatte. Sie zeigt und erklärt mir viele der Pflanzen, und welche Wirkung sie haben oder wofür sie genutzt werden. Welche Bedeutung für den Wald sie haben, welche Früchte man essen kann und welche nicht. Auch wenn ich das alles total spannend finde, ich glaube nicht, dass ich mir besonders viel davon merken kann.

Schließlich kommen wir an den Rand des Waldes, wo Alynna mich abrupt anhält. „Was ist denn?“, frage ich. „Wir sollten umkehren,“ lautet die knappe Antwort. Sie wirkt sehr ernst. Ich schaue nochmal in alle Richtungen, dann machen wir uns auf den Rückweg. So gesprächig sie auf dem Hinweg war, so schweigsam ist sie jetzt. Wenn ich ehrlich bin, hätte ich mir bis jetzt nie vorstellen können, dass sie jemals so ernst sein könnte. Nach einer Weile kommen wir an den Rand einer Lichtung, auf der aus schwarzem Boden überall junge Pflanzen keimen. Es ist ein merkwürdiger Kontrast zwischen dem Grün und dem Schwarz. Hier sind wir auf dem Hinweg nicht vorbeigekommen. Etwas ratlos bleibe ich stehen. „Wo sind wir hier, Alynna?“ Das leise Schniefen an meiner Schulter ist nicht gerade beruhigend, also nehme ich Alynna vorsichtig von meiner Schulter, damit ich ihr in die Augen sehen kann. „Lass uns kurz hinsetzen,“ sagt sie mit zittriger Stimme. Ich setze mich also, lege

sie in meinem Schoß ab. Zusammengerollt unter meiner Hand beginnt sie laut schluchzend zu weinen. Leute zu trösten war noch nie meine Stärke, immer habe ich Angst etwas Falsches, zuviel oder nicht genug zu sagen. Also schweige ich, bis Alyna ruhiger wird.

Plötzlich setzt sie sich auf, wischt sich die letzten Tränen aus dem Gesicht. Auch wenn sie immernoch mit angezogenen Knien sitzt und sich bereitwillig von meiner Hand zudecken lässt, ist doch unmissverständlich klar, dass sie eine Entscheidung getroffen hat. Leise beginnt sie zu erzählen. „Wir sitzen jetzt genau an dem Ort, wo ich Euch, also Yasmin und Dich, erwarten sollte. Diese Lichtung gehört zwar noch zu unserem Wald, und auch noch ein gutes Stück darüber hinaus,“ ihre Hände beschreiben einen großen Halbkreis über den gesamten Rand der Lichtung, „aber hier an dieser Stelle endet der Schutz, der über dem Herzen des Waldes liegt. Dieser Schutz verhindert nicht nur, dass du Magie wirken kannst, sondern auch, dass jemand oder etwas ohne unser Wissen unseren Wald betritt. Wer es dennoch versucht, der wird in diesem Wald umkommen. Du musst wissen, die Bäume und Pflanzen des Waldes sind nicht so harmlos, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Im Gegenteil, sie sind sogar sehr wehrhaft und ziemlich aggressiv, wenn ihnen jemand zu nahe kommt. Alleine für uns Feen, die wir sie aufgezogen und ihr ganzes Leben beschützt, gepflegt und ernährt haben, machen sie eine Ausnahme. Und auf unsere Bitte hin auch für unsere Gäste. Wovon wir allerdings nur alle paar Jahre mal welche empfangen dürfen,“ fügt sie nach einer kurzen Pause hinzu.

„Ich glaube, ich sollte lieber nicht auf eigene Faust in den Wald hinein stapfen, oder?“ frage ich mit einem Schmunzeln auf den Lippen. Sie lächelt, schüttelt den Kopf, bevor sie wieder ernst, allerdings etwas entspannter, fortfährt. „Siehst du dort drüben die Öffnung im Unterholz?“ Sie zeigt auf die gegenüberliegende Seite der Lichtung, ohne jedoch eine Antwort meinerseits abzuwarten. „Dort kamt ihr aus dem Wald heraus gerannt. Ihr hattet es etwa

bis zu dem kleinen Hügel dort in der Mitte geschafft, als plötzlich von allen Seiten Eure Verfolger aus dem Wald brachen. Sofort hatten sie Euch umzingelt, und dann war die Luft erfüllt von Schreien und Feuerbällen und Lichtblitzen und Pfeilen. Ich konnte den Tod und die Verwüstung, die der Kampf anrichtete bis tief in meinem Inneren spüren. Es war ein grausamer Anblick und ein unglaublich stechender Schmerz, als schließlich Yasmin von einem der Pfeile getroffen wurde. Im Nachhinein glaube ich, dass jeder von uns Feen diesen Schmerz gespürt hat, gleich, wie weit entfernt wir waren. Die Angst und Verzweiflung hat mich fast um den Verstand gebracht, so ließ ich alle Vorsicht fahren und versuchte, zu ihr zu kommen.

Was dann geschah, weiß ich nur aus den Erzählungen der Anderen, die vermutlich auch angezogen von demselben Schmerz hinzugeeilt kamen. Sie sagen, dass plötzlich die ganze Luft in Flammen stand, der Boden bebte und eine ohrenbetäubende Explosion die Bäume am Rand der Lichtung umknickte wie Grashalme. Fast alle Eurer Verfolger lösten sich dabei in Rauch auf, nur wenige überlebten dieses Inferno. Diejenigen von ihnen, die das Pech hatten, im geschützten Wald Zuflucht zu suchen, werden nicht mehr nach Hause zurückkehren, um davon zu erzählen. Die Übrigen schleppten sich schwer verletzt zurück, dorthin, woher Ihr alle gekommen wart.“

Sie atmet tief durch und schüttelt eine Weile nur mit dem Kopf. „Mir graut vor soviel Gewalt, soviel Zerstörung. Und so geht es den meisten Feen. Wir sind nicht gemacht für die Zerstörung, sondern wir finden unsere Erfüllung in der Schöpfung, im Wachstum. Und so haben die Ersten von uns bereits begonnen, die verbrannte Erde dieser Lichtung aufs Neue zu bepflanzen.“ Sie schließt ihre Erzählung mit einer weiteren weit ausholenden Geste. Dann schweigt sie, und auch ich habe keine Ahnung, was ich sagen soll. Es war alles so schnell gegangen, und es kommt mir vor, als wäre ich schon eine halbe Ewigkeit hier bei den Feen, und nicht erst ein paar Tage. Ich kann mich an fast nichts mehr erinnern, was

da passiert ist, nur Bruchstücken. Selbst die Lichtung hätte ich nie wiedererkannt. So hänge auch ich zwischen Staunen und Unglauben eine Weile still meinen Gedanken nach.

„Ich danke Dir, dass Du mir davon erzählt hast,“ sage ich schließlich leise, „doch ich habe noch eine andere Frage. Versteh mich bitte nicht falsch, eigentlich geht es mich ja nichts an.“ Plötzlich bin ich mir nicht mehr so sicher, ob ich wirklich fragen sollte. Um Zeit zu gewinnen, atme ich tief durch. Doch Alynna, in ihrer typischen, fast hellseherischen Art, reagiert sofort. „Du willst etwas zu Leira wissen? Frag ruhig, wenn es Dich nichts angeht, werde ich einfach nicht antworten.“ Ich sehe sie an, und es ist ihr ernst. „Euch beide, Leira und Dich, verbindet mehr als nur Freundschaft, oder?“ Sie nickt. „Wie kommt das? Soweit ich erkennen konnte, hat Leira weder Familie noch wirkliche Freunde hier. Außer Dir, natürlich. Ich meine, alle oder wenigstens die meisten hier respektieren sie, und behandeln sie sehr freundlich, aber nichts davon geht über das hinaus, was man gegenüber einer beliebten Anführerin erwarten würde.“ Sie nickt wieder nur, und es scheint, als wollte sie nicht antworten.

Als ich gerade meine Frage wiederholen will, fängt sie an, zu erzählen, wieder mit der ernsten Stimme von vorhin. „Wir teilen sozusagen dasselbe Schicksal. Viele hier sind nicht hier geboren, sondern in anderen Feenwäldern. Einst gab es sehr viele solcher Wälder wie diesen hier. Sie wurden vor langer, langer Zeit von Yasmins Vorfahren geschaffen. Sie waren es auch, so besagt die Legende, die die magische Verbindung zwischen den Feen und ihren Wäldern schufen. Und über Generationen hinweg wurde die Aufgabe, sich um die Feen und den Wald zu kümmern vererbt, und nun ist es Yasmin, die sich für unseren Wald hier verantwortlich fühlt. Ursprünglich gab es keinen solchen Schutz, wie ihn unser Wald genießt. Den hat erst Yasmin vor ein paar Jahren errichtet, kurz nachdem der erste Feenwald überfallen und komplett niedergebrannt worden war. Die dort lebenden Feen wurden davon im Schlaf überrascht, es heißt, dass keiner von ihnen das

Feuer überlebt hat. Einige Hüter reagierten, und schützten ihre Wälder, doch viele sind bis heute ohne Schutz. Der Wald, in dem ich meine Kindheit verbrachte, hatte zuletzt nicht einmal mehr einen Hüter.

Wir wissen bis heute nicht, welches Ziel diese Angriffe auf unsere Wälder verfolgen, doch auch Leiras und mein Wald fielen einem solchen Angriff zum Opfer. Ich bin, soweit ich weiß, die einzige Überlebende meines Stammes, und auch Leira hat es als Einzige aus ihrem Wald hierher geschafft. Sie kam bereits eine ganze Weile vor mir hier an, sie trat in den Dienst der damaligen Anführerin und wurde schließlich von dieser als Nachfolgerin vorgeschlagen. Obwohl nicht alle damit einverstanden waren, wurde sie dann doch mit großer Mehrheit zur neuen Anführerin gewählt. Und als ich hier ankam, hat sie mich zunächst in ihre Wohnung aufgenommen und auch sonst mir jederzeit beigestanden und geholfen, mich hier zurechtzufinden. Und so sind wir beste Freundinnen geworden. Als Anführerin hat sie kaum jemanden, dem sie sich anvertrauen kann, und wir beiden sind die einzigen hier, die allein sind. Die keine Familie oder Freunde hierher retten konnten. Und meine neue Freunde können diese Lücke einfach nicht füllen.“

Der letzte Satz klingt fast wie eine Entschuldigung, doch ich kann gut nachempfinden, was die beiden aneinander schweift. Daher will ich auch nicht weiter nachbohren, und schlage ihr vor, zurückzukehren. Dorthin, wo es weniger düster und traurig ist. Auf dem Weg zurück zur Lichtung fällt mir zum ersten Mal auf, wie bunt und lebendig der Wald überall wirkt, besonders dort, wo die Sonne durch das dichte Laubdach bis auf den Boden scheint. Es kommt mir fast vor, als würde ich durch einen riesigen Schlosspark wandern. Je näher wir der Lichtung kommen, desto mehr Feen treffen wir. Und überall werden wir freundlich begrüßt, wodurch sich Alynas Gesicht ein wenig aufhellt. Immer mehr Feen schließen sich uns an, einige bitten mich, sie auch zu tragen. Als wir schließlich auf der Lichtung ankommen, schwirrt um mich ein

ganzer Schwarm Feen, und auf meinen Schultern, Armen, in meinen Taschen, meiner Kapuze und sogar in meinen Haaren sitzen Feen dicht gedrängt, fröhlich plaudernd. Doch erst als Leira gemeinsam mit vielen anderen Feen uns am großen Baum begrüßt, findet auch Alynas ihre gute Laune wieder.

Erst jetzt fällt mir auf, wie tief die Sonne bereits steht. Trotz allem ist der Tag wie im Fluge vergangen. Vor dem gemeinsamen Abendessen mache ich mich, begleitet von Alynas und Leira, die fröhlich miteinander diskutieren, auf den Weg zu Yasmins Hütte. Dort erwarten uns wieder zwei Heilerinnen, die, wie ich Leiras und Alynas Unterhaltung entnehme, die aktuelle Schicht bei der Betreuung von Yasmin übernommen haben. Ernst, leise und routiniert wechseln sie Kräuterumschläge, reiben sie mit Cremes ein oder verabreichen dem fast leblosen Körper flüssige Nahrung. Natürlich kleckert dabei das eine oder andere daneben, was ich mit einem Tuch vorsichtig von ihrem Gesicht und ihrer Kleidung abwische.

Meine beiden Freundinnen, die inzwischen schweigend auf Yasmins Bauch sitzen, habe ich schon fast vergessen. Ich bin hin- und hergerissen. Auf der einen Seite ist es eine Erleichterung, ihrem gleichmäßigen ruhigen Atmen im Schein einer kleinen Kerze zuzusehen und zuzuhören, den ruhigen Pulsschlag und die Wärme in ihren Händen zu spüren. Aber auf der anderen Seite versetzt es mich in tiefe Trauer und Angst, sie hier so leblos liegen zu sehen. Und dann wieder keimt die Hoffnung in mir auf, dass die Abgesandten bald wiederkehren werden, nur um gleich von der Angst abgelöst zu werden, dass auch diese Weisen keinen Weg zur Heilung finden werden.

Also lösche ich die Kerze und wische mir im Schutz der Dunkelheit schnell die Tränen aus den Augen. Mit einem letzten vorsichtigen Streicheln über Yasmins Hand nehme ich Leira und Alynas wieder auf und verlasse die Hütte. Nach ein paar Schritten in der Abendsonne lässt die drückende Last auf meinen Schultern nach

und beim Essen kann ich auch wieder lachen. Nach Sonnenuntergang, als die meisten Feen bereits mit ihren Familien in ihren Baumwohnungen verschwunden sind, kehren auch Alyna und ich in meine Hütte zurück. Doch während sie in ihrem Mantel-Nest fast sofort einschläft – wie ich an ihren gleichmäßigen ruhigen Atemzügen hören kann –, liege ich noch lange wach und grübele über die Ereignisse des Tages nach.

Und so bin ich auch noch wach, als ein paar Stunden später sich die Tür einen Spalt breit öffnet und Leira herein geflattert kommt. Sie schaut sich kurz in alle Richtungen um, bevor sie die Tür schließt und schnell in Alynas Bett kriecht. Schmunzelnd höre ich, wie sie sich beide leise eine gute Nacht wünschen und kurz darauf fast synchron atmend tief und fest schlafen. Schließlich falle auch ich in einen unruhigen Schlaf, aus dem mich am nächsten Morgen eine bereits hoch am Himmel stehende Sonne weckt.

6.5 Tag 7

Ein Blick in Alynas Bett zeigt mir, dass Leira bereits wieder verschwunden ist, Alyna blinzelt mich verschlafen an. „Hallo, Guten Morgen!“, sage ich lächelnd. „Mir scheint, wir haben beide das Frühstück verschlafen.“ Sie richtet sich halb auf, reibt sich die Augen und sieht sich um. Dann nickt sie heftig gähmend. Angesteckt von ihrem Gähnen, kann auch ich mich nicht zurückhalten, worauf wir beide lachen müssen. „Du hast Deine Salbe gestern Abend gar nicht erneuert, wollen wir das jetzt machen?“ Sie nickt, und so setze ich sie auf meinen Bauch. Bedächtig wickelt sie die Verbände ab, gibt ein wenig Salbe auf meine Finger und legt sich mit ausgebreiteten Flügeln auf den Bauch. Während ich sanft die Salbe in ihre Flügel einmassiere, überlege ich, wie ich am besten formulieren kann, was ich sagen will.

„Alyna?“ Ein wohliges Grummeln kommt als Antwort. Ermutigt fahre ich fort. „Was hältst Du davon, wenn Leira hier bei uns einzieht? Wenigstens solange, bis die Weisen eingetroffen sind?“ Sie dreht abrupt ihren Kopf zu mir um und mustert mich nachdenklich. Meine Hände zittern, trotzdem massiere ich fleißig weiter ihre Flügel. Bin ich zu weit gegangen? Doch dann lächelt sie. „Und Du bist sicher, dass Dir das nichts ausmachen würde?“ Ich nicke, woraufhin sich Alyna wieder entspannt und die Augen schließt. „Willst Du sie fragen?“, frage ich nach einer kurzen Pause, beantwortet von einem weiteren Grummeln, dass ich als „Ja“ interpretiere.

Kurz darauf, Alyna mit frisch verbundenen Flügeln leise pfeifend auf meiner Schulter sitzend, bin ich draußen in der wärmenden Sonne. Eine Weile wandern wir durch den Wald, hier und da sehen wir eine Fee, die uns freundlich zuwinkt, ohne dabei zu unterbrechen, was immer sie gerade tut. Was genau all diese fleißigen Wesen treiben, kann ich allerdings nicht erkennen. Ich bin mir nicht einmal sicher, ob ich es verstehen würde, wenn man es mir erklärte. Also frage ich lieber nicht nach. Wieder lehrt mich Alyna

eine Menge über all die Pflanzen des Waldes, und schließlich kommen wir auf einer Art Plantage an, wo etliche Feen fleißig umher schwirren. Einige tragen offensichtlich Pflanzenreste umher, andere scheinen die Pflanzen der Plantage irgendwie zu pflegen, einige reden sogar mit den Pflanzen. Auf Alynas Bitte hin setze ich sie in einem Baum am Rande der Plantage ab. Dann begeben sich die anderen Feen. Hoherfreut nehmen sie meine Hilfe an, und so verteile ich Humus zwischen den Pflanzen und schleppe große Mengen abgestorbener Reste auf einen großen Haufen.

Zwischendurch schaue ich immerwieder kurz zu Alyna. Zunächst sitzt sie etwas missmutig auf ihrem Ast. Sie wäre bestimmt lieber hier bei den anderen, um ihnen zu helfen. Etwas später sehe ich dann, wie sie am Stamm steht, ihn streichelt. Bilde ich mir das ein, oder schüttelt sich der Baum leicht unter ihrer Berührung? Als ich das nächste mal hinsehe, sind viele neue Blätter überall am Baum. Und ich sehe, dass Leira eingetroffen ist, und mit Alyna lachend und plaudernd auf dem Ast zwischen all den neuen Blättern sitzt. Kurz treffen sich unsere Blicke und es scheint mir, als würde sie kaum sichtbar nicken.

Die Zeit vergeht beim Arbeiten wie im Flug, plötzlich ist es schon wieder Abend. Leira ist längst fort, das Leben als Anführerin gibt ihr offensichtlich wenig Freizeit. Wie schon am Abend zuvor treffe ich umringt von einer großen Schar Feen auf der Lichtung ein, wo Leira und die anderen Feen bereits das Abendessen vorbereitet haben. Nach dem Essen, obwohl ich völlig erschöpft bin, setze ich nur Alyna in ihrem Bett ab, lasse ihr den Mantel da, und gehe anschließend allein Yasmin besuchen. Leise klopfe ich an die Tür der Hütte, bevor ich sie langsam und vorsichtig öffne. Ich bin mir nicht sicher, ob ich die beiden Feen kenne, sie nicken mir auch nur kurz zu, bevor sie sich wieder Yasmin zuwenden. Es ist stockfinster in dem kleinen Raum, sodass ich mich zu dem Hocker an der Seite von Yasmins Bett hintasten muss. Zum Glück hat sich mir der Raum gut eingeprägt, als ich ihn gestern im Kerzenlicht sehen konnte. So schaffe ich es, mich fast geräuschlos

hinzusetzen. Ich taste nach Yasmins Hand. Doch dann erschrecke ich. Im dünnen Licht der Feen sehe ich, dass sie gerade dabei sind, sie zu waschen. Auch wenn immer nur kleine Flecken von Yasmins Körper für einen kurzen Moment beleuchtet werden, so besteht doch kein Zweifel: sie ist vollkommen nackt! Abrupt schließe ich meine Augen und ziehe meine Hand zurück. Beschämt rutsche ich so weit weg von ihr, wie es mir die Enge des Raumes erlaubt. Mein Herz schlägt mir bis zum Hals, ich spüre, wie mir das Blut in den Kopf schießt. Gut dass es hier so dunkel ist. So sieht keiner, wie peinlich mir das Ganze ist.

Trotzdem hält mich irgendetwas davon ab, schnell zu verschwinden. Erstmal warten, bis sich der Puls beruhigt hat, rede ich mir ein. Konzentriert starre ich die Dunkelheit an, meide bewusst die beiden umherschwebenden Lichtpunkte. Es kommt mir vor wie eine Stunde oder mehr, bis schließlich ein Rascheln dann doch wieder meinen Blick auf das Bett lenkt, wo die Feen gerade dabei sind, Yasmin zuzudecken. Dann verlassen sie den Raum ohne einen weiteren Kommentar. Erleichtert atme ich tief durch. Es kommt mir vor, als hätte ich seit Stunden die Luft angehalten. Ihre Hände finde ich diesmal auf Anhieb, sie liegen verschränkt auf ihrem Bauch. Also lege ich eine Hand oben auf, und spüre die Wärme ihres Körpers und das schwache Heben und Senken ihrer Bauchdecke, während sie atmet. Ich bin wirklich erschöpft, also lege ich den Kopf neben ihrem Bauch auf die Matratze. Nur kurz ausruhen.

6.6 Tag 8

„Hendrik“ Ich schrecke hoch. Dunkelheit. Wo bin ich? Wessen Stimme war das gerade? Blinzeln versuche ich, irgendetwas zu erkennen. Schließlich fällt mein Blick auf einen hellen Fleck. „Guten Morgen,“ sagt er. Sie. Leira. Langsam kommt meine Erinnerung wieder. Ich taste nach Yasmins Hand. Sie ist noch da, warm und weich fühlt sich ihre Haut an. „Komm mit.“ Sie fliegt zur Tür, öffnet sie und geleitet mich hinaus und hinüber zu meiner eigenen Hütte. Doch sie lässt nicht zu, dass ich mich wieder hinlege. Stattdessen nehme ich Alyna auf, die bereits auf uns wartet. Dann folge ich Leira zunächst taumelnd in den Wald hinein. Auch wenn sie nichts sagen, bemerke ich doch, dass die beiden Feen ziemlich aufgeregt sind, geradezu auf das Ziel unserer Wanderung hinfiebern. „Wohin gehen wir?“ Am Horizont geht gerade die Sonne auf. „Lass Dich überraschen!“ sagt Alyna geheimnisvoll, und „Schnell, es ist noch weit!“ kommt als Antwort von Leira.

Nach einer Weile, die Sonne steht schon hoch am Himmel, höre ich in der Ferne das leise Plätschern von Wasser. Ein äußerst seltenes Geräusch für so einen großen, lebendigen Wald wie diesen hier. Dann sind wir da. Abrupt bleibe ich stehen. Es besteht absolut kein Zweifel, dies ist das Ziel unserer Wanderung. Ein unbeschreiblich schöner Ort. Lebendig und doch ruhig und erholsam. Alles was das Auge erblickt scheint ihm schmeicheln zu wollen. „W...?“ Ich bin mir nicht sicher, welche Frage ich stellen möchte. Oder besser: welche Frage ich zuerst stellen möchte. Doch Leira erlöst mich. „Heute ist unser allmonatlicher Badetag. Alle Feen haben frei, niemand muss arbeiten. Dieser Tag ist dem persönlichen Wohlbefinden gewidmet, und so suchen alle Feen mit ihren Familien ihre liebsten Badeorte auf und genießen dort den Tag.“

Dieser Ort jedoch ist allen Feen heilig. Wir nennen ihn das Bad der Beschützer. Yasmin liebte es, sich hier auszuruhen, so wie

auch ihre Vorfahren es bereits taten. Eigentlich, wann immer sie zu uns kam, hat sie mindestens einen Tag hier verbracht.

Jedes Jahr wird eine Fee für die Aufgabe auserwählt, diesen Ort zu pflegen. Außer ihr dürfen nur persönliche Gäste von Yasmin hierher kommen. So hatte ich bereits einige Male die Ehre, ihr hier Gesellschaft leisten zu dürfen. Gestern Abend haben Alyna und ich überlegt, wo wir den heutigen Tag mit Dir verbringen wollen. Und wir sind überein gekommen, dass Yasmin sicher nichts gegen Deinen Besuch hier hätte. Und wir hoffen natürlich, dass wir Deine Gäste sein dürfen.“ Staunend blicke ich zu Leira, dann wieder auf die Schönheit dieses Ortes. „Selbstverständlich seid Ihr meine Gäste. Und Du bist sicher, dass ich diesen Ort betreten darf?“ Sie nickt und zieht mich am Ärmel hinaus aus dem Wald auf diese Lichtung.

Der Boden ist überall mit weichem Moos bedeckt. Er fühlt sich so weich an, dass ich ihn nicht mit meinen Schuhen betreten möchte, also ziehe ich sie hastig aus und lasse sie am Waldrand stehen. In der Mitte der Lichtung steht eine Pyramide aus kunstvoll übereinander gestapelten Felsen und aus ihrer Spitze sprudelt ein kleiner Springbrunnen aus dampfend heißem Wasser. Über die teilweise moosbedeckten Felsen, durch verschiedene kleinere und größere Becken fließt das Wasser in ein großes und tiefes Becken am Fuß der Pyramide. Dieses Becken wiederum läuft an einer schmalen Stelle über und speist so den Bach, den ich zuvor im Wald gehört hatte. Ich knie mich vor dem großen Becken hin und berühre vorsichtig das Wasser mit meinen Fingern. Wie erwartet ist es angenehm warm, nicht zu heiß und nicht zu kalt, sondern absolut perfekt temperiert. Immernoch auf Knien blicke ich mich um. Die Lichtung, mit all ihren Pflanzen, die zum Waldrand hin immer größer werden, sodass von hier aus gesehen keine einzige Blume, kein Busch durch eine andere Pflanze verdeckt wird, mit den überall versteckten Felsen und dem Bach, der sich durch sie hindurch schlängelt, all das ist unmöglich natürlichen Ursprungs. Ich habe gesehen, wozu Yasmin und, nunja, natürlich auch ich fähig bin.

Dies hier ist um Nummern größer und doch spricht aus jedem Detail sein magischer Ursprung.

„Yasmin hätte dich sicher auch hierher mitgenommen,“ reißt Alyna mich aus meinen Gedanken. Leira hat sich auf einen der unteren Steine der Pyramide gesetzt und lächelt uns an. Ich lasse Alyna zu ihr herunter und die beiden legen sich – Alynas Kopf auf Leiras Bauch – auf einem Moosfleck in die Sonne. Nachdem ich schnell meine Kleidung abgelegt und auf einen Haufen geworfen habe, klettere ich vorsichtig in das Becken. Es wundert mich nicht, weiche, aber trittfeste Stufen unter der Wasseroberfläche zu finden. Als ich am Grund des Beckens ankomme, geht mir das Wasser knapp bis zur Brust. Auf der anderen Seite des Beckens ist eine Sitzbank, die so geformt ist, dass ich absolut entspannt auf ihr sitzen kann. So entspannt, dass ich nach wenigen Augenblicken fast schon eingeschlafen bin.

„Wollt ihr nicht mit ins Wasser kommen?“, frage ich in Richtung der Beiden. Sie heben den Kopf und blinzeln mich an. Sehen einander an und beginnen zu kichern. „Was ist daran so komisch? Das Wasser ist absolut perfekt, so herrlich warm!“ Alyna schmunzelt. „Du vergisst, dass wir weder warm noch kalt empfinden, die Wassertemperatur ist uns also egal. Und dann kommt hinzu, dass Feen nicht schwimmen können. Daher meiden wir jedes Wasser, das tiefer ist, als unsere Knie hoch.“ Ich sehe sie irritiert an. „Aber sagtest du nicht ...?“ Diesmal antwortet Leira, noch bevor ich die Frage beenden kann. „Da wir nicht schwimmen können baden wir entweder in flachen Becken, doch die meisten von uns ziehen es vor, zu duschen.“ Und wie zur Antwort meiner unausgesprochenen Frage deutet sie auf eine Pflanze hinter ihr. Ihr Stängel ist in etwa so lang, wie die Feen groß, oben mündet er in einen Trichter aus grünen Blättern. Ich habe sie schon häufiger gesehen, sie scheint fast überall hier im Wald zu wachsen. Ihren Namen, so Alyna ihn mir gesagt hat, habe ich allerdings längst wieder vergessen. Der Trichter ist randvoll mit Wasser. Erstaunlich, dass dieser zierliche Stängel dieses ungeheure Gewicht überhaupt tra-

gen kann. Noch viel weniger kann ich mir allerdings vorstellen, wie die Feen dieses Wasser zum Duschen verwenden sollten – kippt die Pflanze, so sind sie zwar klatschnass, aber mit Duschen hätte das nicht allzu viel zu tun. „Wie funktioniert das?“ frage ich, und bereue im nächsten Augenblick schon wieder meine lose Zunge.

Doch als wäre es das Selbstverständlichste auf der Welt, steht Leira auf und geht zu der Pflanze. Sie berührt den Stängel, woraufhin aus dem Boden um sie herum Blätter sprießen, bis ich nur noch ihren Kopf sehen kann. Durch die Blätter hindurch reicht sie Alynas ihre Kleidung, und als ich ihrem Blick in Richtung des Trichters folge, sehe ich, wie sich dort winzige Löcher bilden, aus denen langsam und gleichmäßig das Wasser aus dem Trichter auf Alynas herabrieselt. Eine perfekte Dusche. Wie konnte ich nur die Fähigkeiten der Feen vergessen? Inzwischen ist Alynas zu Leira in die Dusche geschlüpft, wo ich die beiden fröhlich im Wasser planschen höre. Also lehne ich mich zurück, und gebe mich wieder der entspannenden Wirkung dieses Ortes hin.

Zunächst etwas überraschend stelle ich im Laufe des Tages fest, dass das Becken, in dem ich sitze, in regelmäßigen Abständen sanft sprudelt. Und so schreitet der Tag langsam und äußerst entspannt voran. Irgendwann will ich dann doch aus dem Wasser. Und da die beiden Feen sich auf der nun sonnenbeschienenen Rückseite der Quelle auf die Felsen gelegt haben und dort leise miteinander flüstern, begeben sich beide auf Erkundungstour über die Lichtung. Viele Blumen, Sträucher und Bäume gibt es zu entdecken, in allen erdenklichen Formen und Farben. Und Gerüchen. Aber auch unzählige Tiere, Eidechsen und Vögel zum Beispiel, kann ich zwischen all der Pracht entdecken. Einmal glaube ich sogar einen Kolibri zu sehen, doch ist er so schnell wieder verschwunden, dass ich mir nicht sicher bin.

6.7 Tag 12

Fleißig arbeite ich auf einer der vielen Plantagen der Feen. Wie auch schon an den letzten Tagen. So geht immerhin die Zeit irgendwie rum. Und ich kann ein wenig der Gastfreundschaft der Feen zurückgeben. Wie jeden Tag, seit ich hier bin, scheint von früh morgens bis spät abends die Sonne von einem strahlend blauen Himmel. Und irgendwie habe ich das Gefühl, dass es hier überhaupt extrem selten regnet. Umso erstaunlicher, dass dieser Wald so bunt und lebendig ist. Wieviel davon wohl Feenmagie ist? Wenn ich raten sollte, würde ich auf „fast alles“ tippen. Die Feen sind so eng mit ihrem Wald verbunden, dass sie nicht seine Bewohner sondern seine Seele zu sein scheinen. Ihre Lebensfreude überträgt sich spürbar auf alle Lebewesen in ihrer Umgebung. Auch ich spüre bereits nach knapp über einer Woche – ist es wirklich noch nicht länger her, dass ich hier angekommen bin? – ihren Einfluss.

Wäre es nicht jeden Tag so herrliches Wetter, ich hätte den Schatten, der plötzlich über die Plantage huscht vermutlich gar nicht bemerkt. Ein schneller Blick zum Himmel und ich kann seinen Verursacher noch kurz sehen, bevor er am Rand der Lichtung wieder von den Bäumen verdeckt wird. Vertraute Umrisse. Sollte das wirklich ...? Das kann nicht sein. Und wieso sollte sie ausgerechnet hier auftauchen? Doch in der allgemeinen Aufregung kann ich nicht weiter darüber grübeln. Die Aufregung ist sogar noch größer, als ich mir je vorgestellt hätte. Die Feen um mich herum wirken wie ein aufgeschreckter Vogelschwarm. Wild fliegen sie durcheinander. Überall höre ich sie aufeinander einreden, sich gegenseitig fragen. Schließlich entschließen sie sich, zur Eiche zu fliegen, und Leira um Rat zu fragen. „Leira wird wissen, was zu tun ist.“ Höre ich ein ums andere Mal. Dann, so schnell wie die Aufregung kam, ist sie auch wieder vorbei. Alynna und ich bleiben allein auf der Plantage zurück. Ich gehe zu ihr, sehe sie an. Und noch bevor ich etwas sagen kann, kommt die Erklärung. „Wir bekommen nie unangekündigt Besuch. Schon gar nicht von

einem Drachen.“ Ich nicke. Verständlich, dass sie dann etwas in Panik geraten. „Ich glaube, ich kenne diesen Drachen,“ sage ich, „wo denkst du, wird er landen? Es sei denn, du möchtest dich der allgemeinen Hektik an der Eiche anschließen!“ setze ich schnell hinzu.

Sie sieht mich neugierig an. Erst scheint sie unentschlossen, doch dann sagt sie: „Der Wald wird ihm keine Möglichkeit geben, irgendwo zu landen, und außerhalb gibt es eigentlich nur einen einzigen halbwegs geschützten Landeplatz für einen Drachen dieser Größe.“ Ich setze sie auf meine Schulter, und sie zeigt mir den Weg. Schweigend gehen wir, immer der Flugrichtung folgend. Ich bin erstaunt, als ich schließlich feststelle, wo wir herauskommen. Es ist dieselbe Lichtung, auf der auch Yasmin und ich damals, also genauer gesagt vor ein paar Tagen ankamen. Ist das wirklich erst knapp zwei Wochen her? Es kommt mir inzwischen vor, als wäre ich schon Monate hier. Auch die Lichtung hat sich stark verändert, überall blühen kleine Büsche und Blumenfelder. Der übrige Boden ist von einer geschlossenen Grasfläche überzogen, der Waldrand ist mit dichtem Unterholz zu einer undurchdringlichen Wand geworden. Als hätte unser Kampf nie stattgefunden. Und in der Mitte liegt sie. Groß und mächtig, aber ohne jeden Zweifel. Sie ist es. Ich trete aus dem Wald heraus und gehe auf sie zu. Entspannt dreht sie mir den Kopf zu und beobachtet mich, wie ich mich ihr nähere.

„Darf ich dir eine gute Freundin von mir vorstellen? Das ist Kajira, Mutter der Drachen. Hallo Kajira,“ sage ich und streichele ihre Nase. „Und das hier ist Alyna, ebenfalls eine gute Freundin von mir,“ erkläre ich, während ich Alyna auf Kajiras Nase absetze. So groß wie eine der Drachenschuppen, zeigt sie jedoch keinerlei Furcht, setzt sich hin und sieht Kajira fest in die Augen. „Was führt Euch hierher?“ Fragt sie zu meiner Überraschung mit ziemlich ernstem Ton. „Niemand besucht uns ohne Anmeldung. Und Drachen besuchen uns überhaupt nicht!“ Sie ist nicht nur ernst sondern wütend! Irritiert sehe ich die beiden an. Und sogar

Kajira scheint kurz überrascht zu sein. Doch dann vernehme ich ihr Grollen. Ist sie wütend? Ich will gerade nach Alyna greifen, um sie in Sicherheit zu bringen, da wird mir klar, das Kajira in Wirklichkeit lacht! „Es stimmt also doch, was man über die Feen sagt. So mutig wie schön. Und auch so gefährlich?“ Alyna zieht die Stirn in Falten und wie zur Antwort schießen Dornenranken rings um Kajiras Kopf aus dem Boden. „Stopp!“ rufe ich, während ich gleichzeitig zurückspringe. „Alle beide! Hört auf damit!“ Beider Blicke ruhen auf mir. Die Dornenranken schwanken in der Luft, doch sie scheinen für den Moment nicht weiter zu wachsen. „Ihr seid beide meine Freunde, und ich werde nicht zulassen, dass Ihr euch gegenseitig etwas antut!“ Bin ich wirklich so wütend wie das gerade klang? Und was sollte ich schon gegen die Beiden ausrichten? Aber sie sehen mich weiter schweigend an. Ich atme tief durch. „Kajira, was hat dich hierher verschlagen, woher wusstest du, wo du uns findest?“ Ich versuche so ruhig und freundlich wie möglich zu klingen. „Gefährlich, ohne jeden Zweifel,“ murmelt sie. Naja, was man bei Drachen als „Murmeln“ bezeichnen kann. Ich vermute mal, sie war dennoch über die ganze Lichtung zu hören. Lauter und deutlich kräftiger fährt sie fort. „Ich bin mit Euren sogenannten Weisen gekommen. Sie wurden bereits von einer Feendelegation empfangen und in das Innere des Waldes geleitet.“ Ich muss mich erst wieder an die Art der Drachen gewöhnen, wie sie langsam grollend ohne den Mund zu öffnen reden. „Wir Drachen haben nicht vergessen, dass wir in den Wäldern der Feen nicht willkommen sind. Daher habe ich meine Begleiter so nah am Waldrand abgesetzt, wie es mir möglich war.“ Ich sehe Alyna an. Eine kleine Spur von Entspannung, aber vielleicht bilde ich mir das auch nur ein. Jedenfalls gibt es kein klar erkennbares Zeichen, an dem man eine Änderung ihrer Stimmung hätte ablesen können. „Alyna, warum bist Du so feindlich zu Kajira, was hat sie Dir getan?“ Sie dreht sich mit ernstem Gesicht zu mir. Die Dornenranken schwanken bedrohlich im Wind. Obwohl, eigentlich weht überhaupt kein Wind. Wie Schlangen, die dem Flötenspieler folgen.

„Vor vielen vielen Jahren“, beginnt sie, „lebten in den Wäldern der Feen Walddrachen. Unsere Völker waren Freunde, die Freundschaft besiegelt durch einen magischen Pakt. Dieser Pakt besagte, dass die Feen sich um die Erziehung und den Schutz der Jungdrachen kümmerten, während die Altdrachen für die Sicherheit des Feenwaldes sorgten.

Doch dann fanden die Drachen einen Weg, den Pakt zu brechen. Nicht nur, dass sie ihre Jungen nicht mehr in die Obhut der Feen gaben. Nein“, sie dreht ihren Kopf mit finsterem Blick zu Kajira. „Viele Feenwälder vielen dem Feuer der Drachen zum Opfer. Seitdem sind Drachen nicht mehr in unseren Wäldern willkommen“, beendet sie ihre Geschichte, nun wieder mit nicht mehr ganz so düsterem Blick, zu mir gewandt. Ich nicke ihr zu und frage dann Kajira, die wütend schnaubt: „Du bist alt genug, um diesen Bruch mit der Tradition selbst erlebt zu haben. Was hast du dazu zu sagen?“ Hören die Beiden wirklich auf mich? Wie kommen sie dazu? Wie komme ich dazu?

„Nicht wir Drachen brachen den Pakt, sondern die Feen!“, growlt Kajira, „Sie nahmen die Eier der Walddrachen, doch deren Kinder kehrten nie zurück. Und als sie die Feen zur Rede stellen wollten, wurden sie des Waldes verwiesen. Rasend vor Angst um ihre Kinder durchsuchten die Mütter die Wälder, drehten jeden Stein um. Doch schließlich mussten sie erkennen, dass sie betrogen worden waren. Ein furchtbarer Krieg brach aus zwischen Feen und Drachen, seither halten wir uns so weit von jedem Feenwald entfernt, wie möglich. Bis zum heutigen Tag habe ich die Geschichten, die man Drachenkindern über die Feen erzählt, für Märchen gehalten. Ich konnte mir nie vorstellen, dass ein paar winzige zerbrechliche Wesen es mit einem ausgewachsenen Drachen aufnehmen können sollten. Absurd. Doch es scheint, dass ein wahrer Kern in all diesen Märchen steckt.“ Respekt schwingt in ihrer Stimme mit, vielleicht auch Anerkennung.

„Und nun, was machen wir? Beide Völker beschuldigen das jeweils Andere ohne jeden Beweis, den Pakt gebrochen zu haben. Kann einer von Euch beiden mehr als nur Geschichten für seine Ansichten vorbringen?“ Jetzt weiß ich, wie sich ein Richter fühlen muss. Die beiden sehen mich an, und zum ersten Mal scheint sich die Lage wirklich zu entspannen, denn Alyna senkt den Kopf und zeitgleich fallen die Ranken zu Boden. „Nein“, sagt Kajira, „ich auch nicht. Ich war noch selbst ein Kind damals, hörte auch nur die Geschichten der Älteren.“ Genau, wie ich es geahnt hatte. Eine jahrhundertealte Fehde, deren Ursprung niemand mehr genau weiß. „Wann genau zerbrach der Pakt?“ Ich habe da so eine Idee, nach dem was Yasmin mir bisher über die Geschichte unserer Welten erzählt hat. Die beiden sehen sich an. „Es war am Ende der dunklen Jahre, gerade als alle dachten, dass Schlimmste wäre überstanden“, antwortet Kajira, bestätigt durch Alynas Kopfnicken. „Und Euch ist nie in den Sinn gekommen, dass vielleicht beide Seiten betrogen wurden?“, hake ich nach. „Nein“ lautet die einstimmige, etwas bedrückte Antwort der Beiden.

„Gut, dann wollen wir bis zum Beweis des Gegenteils davon ausgehen, dass keines der beiden Völker den Pakt gebrochen hat. Könnt ihr das? Kajira, du bist die Mutter der Drachen. Versprichst du, dass nie wieder ein Drache sich an einem Feenwald vergeht?“

Ohne zu zögern kommt ihre Antwort: „Ich war noch nie eine Freundin von Gewalt. Und mein ganzes Leben über habe ich mich für den Schutz von Schwächeren eingesetzt, wo immer ich es konnte. Ich verspreche, die Kunde unter den Drachen zu verbreiten, dass nicht die Feen den Pakt brachen und ihre Wälder von nun an wieder unter unserem Schutz stehen. Vorausgesetzt natürlich, man heißt uns willkommen.“

Ich sehe Alyna an. „Ich kann kein Versprechen für unser ganzes Volk abgeben. Und unseren Wald zu betreten kann ich Euch leider auch nicht gestatten. Doch unter der Bedingung, dass die Drachen

ihr Temperament im Zaum halten, werde ich mich dafür einsetzen, dass sie an den Grenzen unseres Waldes wieder willkommen geheißen werden. Versprochen.“

Kaum dass sie das Wort ausgesprochen hat, geschieht etwas Merkwürdiges. Die Luft knistert, als würde gleich aus dem strahlend blauen Himmel ein Gewitter auf uns niedergehen. Um Kajira und Alynä, von beiden offensichtlich unbemerkt, erscheint eine Art Aura, die sich in wenigen Augenblicken von weiß über grün nach rot verfärbt, bevor sie wieder verschwindet. Was war das?

„Aber eine Frage habe ich noch“, unterbricht Kajira mein Stauen. „Ich rieche einen feinen Hauch von magischem Feuer und Blut auf dieser Lichtung. Ich vermag nicht zu sagen, wie lang es her ist, dass hier ein Kampf stattgefunden hat. Ich sehe keine Brandspuren und die vielen Blumen überstrahlen jeden anderen Geruch. Doch Schlachten am Rand von Feenwäldern sind eine Neuigkeit, wie ich sie schon lange nicht mehr gehört habe. Also: was ist hier geschehen?“. Ich gehe auf sie zu, lege eine Hand sanft auf ihre Nase, die andere halte ich Alynä hin. Widerstandslos setzt sie sich in meine Handfläche. Sitzen ist eine gute Idee. Ich suche mir einen vermoosten Baumstumpf neben Kajiras Kopf. Nun ist es an mir, meine Geschichte zu erzählen. Ich beginne bei meiner Abreise bei den Drachen. Und nicht nur Alynä stellt viele erstaunte Zwischenfragen. Als Kajira mich auffordert, ihr zu zeigen, welche Fortschritte ich inzwischen gemacht habe, kriege ich kaum mehr als eine kleine stark flackernde Flamme zustande. Zu sehr reißen mich die Erinnerungen an meine eigenen Erlebnisse mit. Besonders die tragische Ankunft auf dieser Lichtung. Meine Stimme bricht, sodass Alynä die Geschichte für mich zuende erzählen muss. Taktvoll lässt sie ihren eigenen Anteil an der Geschichte wie ein Randereignis wirken, ohne näher auf die Ursachen ihrer Verletzungen einzugehen. „Mach Dir keine Sorgen,“ sagt Kajira schließlich, „Die Weisen werden einen Weg finden, Yasmin zu heilen.“ Ich sehe sie an. Hoffentlich behält sie Recht.

Es ist bereits dunkel geworden. Alyna gähnt ausgiebig. Ich muss ihr zustimmen, auch ich bin ziemlich geschafft. „Kajira, verzeih uns, wenn wir Dich jetzt für die Nacht alleine lassen, doch es wird Zeit zu schlafen und ich möchte zuvor noch bei Yasmin vorbeischauen und mich nach ihrem Zustand erkundigen.“ Sie hebt langsam ihren Kopf und stupst mich sanft mit der Nase an. „Bis morgen, Hendrik. Pass gut auf Deine kleine Freundin hier auf. Und leg Dich bloß nie mit ihr an! Gute Nacht ihr beiden!“ Alyna, inzwischen wieder auf meiner Schulter, verneigt sich höflich, während ich Kajiras Nase zum Abschied streichele. „Bis morgen.“

Auf der Lichtung angekommen, sehe ich von weitem bereits das bunte Treiben an der Eiche. Ein alter Mann, ganz in weiß gekleidet, sitzt dort, umschwirrt von Feen. Er muss wohl zu den Weisen gehören. Doch ich habe keine Lust, schon wieder alles zu wiederholen, was uns passiert ist, also begeben wir uns schnell direkt zu Yasmin. Kerzenlicht erhellt den Raum der kleinen Hütte. Vermutlich kann der alte Mann genauso wenig im Dunkeln sehen, wie ich. Yasmin liegt bewegungslos auf ihrem Bett. Ihr Körper zeichnet sich deutlich unter dem weißen Laken ab, mit dem sie zugedeckt ist. Ihre Hände liegen entspannt auf ihrem Bauch. Friedlich sieht sie aus, nicht krank. Ich setze mich an das Bett, Alyna springt von meiner Schulter und setzt sich auf Yasmins Bauch, den Blick auf ihr Gesicht gerichtet. Ein paar leise Tränen rollen über ihr Gesicht und hinterlassen kleine Punkte in dem strahlenden Weiß des Lakens. Ich nehme ihre rechte Hand in meine und betrachte ihr Gesicht. Keinerlei Regung. Wie friedlich sie aussieht. Ernst, aber entspannt. Eine einzelne Strähne ist in ihre Stirn gefallen. Ansonsten sieht sie aus, wie frisch frisiert. Die Feen müssen sich große Mühe gegeben haben. Vorsichtig streiche ich die Strähne aus ihrem Gesicht. Die Kerzen flackern und ich höre, wie sich die Tür zur Hütte leise schließt. Ich drehe mich um, die eine Hand auf Yasmins Scheitel ruhend, die andere ihre Hand haltend. Im Augenwinkel sehe ich, dass Alyna, die Tränen schnell aus den Augen wischend, den Blick auf ihre verschränkten Beine senkt.

Der alte Mann in Weiß hat die Hütte betreten. Aus der Nähe betrachtet wirkt er wie ein Riese, es ist fast ein Wunder, dass er durch die niedrige Tür so geräuschlos eintreten konnte. Auf seiner rechten Schulter sitzt Leira, auf seiner linken ein Feenmann, der mindestens so alt zu sein scheint, wie er selbst. Ebenfalls ganz in weiß gekleidet. Ungewöhnlicherweise in einen Mantel. Der Weise der Feen, vermute ich.

Der Riese wechselt zwei schnelle Blicke, erst mit Leira, dann mit dem anderen. Beide nicken ihm zu, dann sieht er mich wieder an und nickt ebenfalls bedächtig. „Wie man mir berichtet, seid Ihr Hendrik von der anderen Seite,“ beginnt er mit tiefer, raumfüllender Stimme zu sprechen. Ohne wirklich laut zu sprechen, ist mir, als würde seine Stimme von allen Seiten gleichzeitig kommen. Es ist eine alte Stimme. Voller Erfahrung. Soviel Erfahrung. Mir wird mulmig im Bauch. Mehr Erfahrung, als ich mir vorstellen kann. Schlagartig wird mir klar, dass ich hier eines des ältesten Wesen dieser Welt vor mir haben muss. Selbst Drachen würden ihn wohl alt nennen. Wenn er nicht helfen kann, dann niemand. „Mein Name ist Iorn, Ältester der Weisen. Ich bin hier auf Bitte von Eliok, Weiser der Feen. Und als Weiser meines eigenen Volkes.“ Welchen Volkes? Ich sehe ihn genauer an. Ein kurzer Blick in Yasmins Gesicht: das ist es. Natürlich. Wer wüsste wohl besser, Yasmin zu heilen, als der Weise ihres eigenen Volkes? Dann beginnt Eliok zu sprechen: „Wir haben Yasmin bereits vor Eurer Ankunft hier untersucht, und sind zu dem Schluss gekommen, dass sie keinerlei körperliche Wunden mehr trägt.“ Er sagt das so selbstverständlich, als hätte daran auch nie Zweifel bestanden, die Untersuchung nur eine reine Routinemaßnahme gewesen. „Dennoch fehlt ihr etwas. Ein Teil von ihr, Sie mögen es vielleicht 'Seele' oder 'Bewusstsein' nennen, ist aus ihrem Körper geflohen. Es ist sozusagen der Funken, der ihm Leben verleiht, ohne den der Körper nur eine leere Hülle ist.“ Was bedeutet das? Ist das eine gute oder eine schlechte Nachricht? Ich sehe fragend zu Leira. Doch in dem Moment füllt wieder Iorns Stimme die Hütte. „Als

wir eben den Raum betraten, konnte ich einen schwachen magischen Fluss spüren. Unbeabsichtigt, vielleicht sogar unbewusst, und nur für einen kurzen Augenblick. Doch ich bin mir absolut sicher, dass er von Ihnen ausging, Hendrik.“ Ich sehe ihn erschrocken an. Langsam schüttele ich den Kopf. Ich vermag doch fast keine Magie zu wirken. Auch wenn das Meiste davon eher unbeabsichtigt passiert, würde ich doch nie Feuer in Yasmins Nähe wirken! Oder? Ich öffne den Mund, um etwas zu erwidern, doch Iorn fährt fort: „Könntet Ihr bitte wiederholen, was ihr zuletzt gemacht habt, Hendrik?“ Ich blinzele. Was habe ich denn gemacht? Was meint er? Mit irritiert gerunzelter Stirn sehe ich ihn an. Er legt seine Hand auf meine, die, wie ich überrascht feststelle, immernoch Yasmins Hand festhält. Mit klarem Blick und ohne zu Blinzeln sieht er mir tief in die Augen. „Es war kein Feuer, das ich gespürt habe, Hendrik, sondern Heilung. Und Heilung bedarf normalerweise der beidhändigen Berührung des Patienten. Denn sie fließt von der einen Hand durch ihn hindurch zur anderen Hand, auf dem Weg ihre Wirkung entfaltend. Auch wenn Ihr vielleicht nichts darüber wisst, so habt Ihr doch heilende Magie gewirkt. Denkt bitte nach, was Ihr getan habt, es könnte vielleicht der Schlüssel zu Yasmins Heilung sein.“ Ich nicke, um mein Verständnis zu signalisieren, doch was habe ich gemacht? Wie? Ich sehe Alyna an, doch sie zuckt nur mit den Schultern. Dann streicht sie sich gedankenverloren eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Haarsträhne. Ist es das? Ich drehe mich wieder zu Yasmin um, ihre Hand immernoch fest in meiner. Langsam fahre ich, mit leichter Berührung und so gut ich kann die Spur nach, die ich vorhin beim Entfernen der Strähne gezeichnet habe.

Hinter mir höre ich ein Räuspern. Erschreckt zucke ich zurück und drehe mich wieder zu den Weisen um. „Entschuldigt bitte, es lag nicht in meiner Absicht, Euch zu erschrecken, Hendrik.“ Mit der rechten Hand nachdenklich sein Kinn knetend sieht er mich an. Alyna und Leira blicken ihn ebenso gebannt an, wie ich, während Eliok nur kurz nickt, bevor er die kurze Stille unterbricht. „Es

könnte funktionieren. Einen Versuch ist es wert.“ Iorn nickt nun ebenfalls, entweder ist er in seinem Nachdenken zu einem Ergebnis gekommen, oder er stimmt Elioks Aussage zu – oder beides. Ich kann es nicht sagen. Er berührt meine Stirn und ich spüre wie Wärme meinen Körper durchströmt. „Wie fühlt Ihr Euch? Seid Ihr zu müde, um gemeinsam mit uns einen Heilungsversuch zu unternehmen?“ Ich schüttelte den Kopf. Ich würde alles tun, wenn es ihr hilft. Dafür wäre ich nie zu müde. „Es könnte sein, dass Ihr an den Rand Eurer Kräfte geratet bei diesem Versuch, und ich muss Euch warnen, dass es gefährlich für Euch werden könnte. Darum noch einmal: Seid Ihr sicher, dass Ihr diesen Schritt jetzt gehen wollt?“ Ich zögere keinen Augenblick: „Ja,“ lautet meine Antwort, bei der ich Iorn fest in die Augen sehe.

„Dann wollen wir beginnen. Ich muss Euch in Anbetracht Eurer magischen Unerfahrenheit bitten, mir absolute Folge zu leisten. Keine Experimente. Kein Zögern.“ Ich nicke. Nie würde ich das Risiko eingehen, Yasmin zu schaden. Oder diesem weisen, alten und irgendwie auf Antrieb sympathischen Mann hinter mir. „Als erstes verschränkt bitte Eure rechte Hand mit der von Yasmin. Und dann legt ihr Eure linke Hand auf die Stirn.“ Mein Herz rast, meine Hände zittern, kalter Schweiß bricht mir am ganzen Körper aus. Gleichzeitig habe ich das Gefühl, als würden meine Ohren zu glühen beginnen. *Ruhig, beruhigt Euch, Hendrik. Ich werde Euch helfen.* Den letzten Satz habe ich nicht über meine Ohren vernommen, sondern, wie Yasmin es so oft gemacht hat, direkt in meinem Kopf. Als wären es meine eigenen Gedanken aber mit seiner Stimme. *Atmet tief und gleichmäßig. Ein. Und aus. Ein. Und aus.* Ich folge seinen Worten, atme ruhiger und ruhiger. Spüre, wie mein Puls sich langsam beruhigt und das Glühen in meinen Ohren nachlässt. Immer tiefer sinke ich in eine Art Trance, bis ich fast alles Gefühl verliere. Nur Iorns Hand auf meiner Schulter, Yasmins Finger zwischen meinen, ihre Handfläche auf meiner und ihre Stirn unter meiner anderen Hand verbleiben. Nur diese drei Punkte. Ich schließe die Augen. Iorn beginnt in meinem Kopf

zu summen, und fast gleichzeitig spüre ich den Fluss. Den magischen Fluss. Es ist wie beim Feuer, nur kälter. Fast eisig. Er fließt durch meinen linken Arm in Yasmins Stirn, und tritt kurz darauf aus ihrer Hand heraus. Durch meine rechte Hand schließt sich der Fluss zu einem Ring, ein Ring fließender Magie. Sie wird stärker, pulsiert.

Es ist, wie ich es mir gedacht hatte. Auch wenn ich es nie geglaubt hätte, ohne es mit eigenen Augen zu sehen. Hendrik, Yasmins Funken ist in Euch. Sie versteckt sich, kapselt sich von Euch ab. Der Weg ist geschaffen, doch Ihr müsst sie führen. Und dafür müsst Ihr sie zunächst aus ihrem Versteck locken. Wie soll ich das machen? Sie rufen? *Sie rufen!* War das jetzt mein Gedanke oder Iorns? Oder Yasmins? Wie ist sie überhaupt in mich reingekommen? *Yasmin? Hallo?* Nichts. *Yasmin?*

Ja? Yasmins Stimme. Schwach. Leise. War das jetzt mein meine Einbildung? Folge meines Wunsches, ihre Stimme wieder zu hören? Oder wirklich Yasmin? *Ich bin es wirklich.* Nun das würde mein Wunschgedanke auch antworten. *Sie ist es wirklich. Ich kann es spüren.* Iorns Stimme überzeugt mich. Trotzdem finde ich diese vielen Stimmen in meinem Kopf anstrengend. *Entschuldigung* kommen beide Stimmen fast gleichzeitig. Was es nicht besser macht. *Ihr müsst sie führen, sie kann mich nicht hören, Hendrik!*

Yasmin, wo bist du?, rufe ich in Gedanken. *In Sicherheit.* Immernoch so schwach und leise. *Kannst du den Fluss spüren?* Stille. *Ja. Was ist das? Es ist so kalt!* Ich kann geradezu spüren, wie sie friert. *Dein Weg zurück.* Wieder Stille, bevor sie antwortet. *Wohin?* Ihre Stimme wird stärker, als würde sie näher kommen. *Zurück zu Dir. In Deinen Körper.* Noch eine dieser Pausen, als würde sie überlegen, was sie aus meinen Antworten machen soll. *Was ist mit meinem Körper?* Jetzt ist nicht die Zeit für lange Erklärungen. *Du hast ihn verlassen. Hör bitte auf soviel zu fragen. Es kostet mich viel Kraft, den Fluss aufrecht zu halten. Zuviel*

Kraft. Doch ich werde Dich leiten. Wenn du mir folgst. Jetzt ist ihre Stimme ganz nah. Ich habe Angst. Vertrau mir. Bitte vertrau mir.

Sie muss in den magischen Fluss treten, er wird sie hinüber tragen. Iorn klingt eindringlich. Es bleibt mir nicht mehr viel Zeit, das spüre ich deutlich. Meine Kräfte schwinden, werden von der Magie hinfort gespült. Ich brauche nicht seine Ermahnungen, um das zu wissen. Yasmin, lass Dich von dem Fluss tragen, er wird Dich in Deinen eigenen Körper zurück bringen. Sie zögert. Er zerrt an mir. Er ist so stark. Ich habe Angst, darin zu ertrinken. Ich konzentriere mich. Atme noch langsamer. Konzentriere mich auf das Pulsieren des Flusses. Langsamer. Langsamer. Das Pulsieren hallt in meinem Kopf wieder. Es dröhnt und schmerzt. Mehr kann ich nicht für Dich tun. Beeile dich. Bitte. BITTE. Ich vertraue Dir. Stille. Und eine lange Pause. Zu lange. Meine Kräfte verlassen mich. „Lasst los!“, übertönt Iorns Stimme den dröhnenden Puls des Flusses. „Lasst los oder es wird Euch töten! JETZT!“ Hoffentlich hast Du es geschafft, Yasmin. Ich lasse die Magie los und der Fluss löst sich in Nichts auf. Stille.

„Hendrik?“ Alynas Stimme. Nicht in meinem Kopf, in meinen Ohren. Also lebe ich. Mein Kopf liegt auf etwas Weichem. Und angenehm warm ist es auch. Das war knapp. Ich will mich aufrichten, doch irgendwie fühle ich mich zu schwach. Also antworte ich „Hm?“ Selbst Mund und Zunge wollen nicht gehorchen. Allgemeines Aufatmen hinter mir. Achja, Iorn, Eliok und Leira. Es muss wirklich knapp gewesen sein, wenn selbst die beiden Weisen erleichtert sind. Iorns schwere Hand legt sich wieder auf meine Schulter. „Ihr müsst Euch ausruhen. Möchtet Ihr in Eure Hütte gebracht werden?“ Pulsschlag. Ich öffne die Augen. Die warme, weiche Kopfunterlage ist Yasmins Bauch. Ich kann ihr Gesicht sehen. Sie lächelt. Leicht nur, und mit geschlossenen Augen, dem Gesicht einer Schlafenden, aber es ist doch ein Lächeln. Erleichtert schließe ich die Augen wieder. Und lächele ebenfalls. Iorns zweite Hand berührt meine Stirn und ich fühle, wie ein Teil seiner

Kraft zu mir fließt. „Nein“ murmele ich. Ich will bleiben. Will hier sein, wenn sie aufwacht. Falls sie aufwacht. Sobald sie aufwacht. Eine Decke wird über meine Schultern gehängt. Mein linker Arm hängt kraftlos neben dem Bett herunter. Ich ziehe ihn an den Körper. Löse den Klammergriff unserer beiden Hände. Umfasse ihre Hand sanft mit meinen beiden Händen. Ich spüre, noch, wie Alyna ebenfalls unter die Decke kriecht, dann schlafe ich ein.

„Hallo Hendrik,“ weckt mich Yasmins Stimme. Nicht in meinem Kopf, sondern dort vor mir. Ihr Atem ist kräftiger als noch gestern Abend. Ich blinzele. Noch immer halte ich ihre Hand, ruht mein Kopf auf ihrem Bauch. Schnell lasse ich sie los und richte mich auf. Die Decke fällt zu Boden. Auf Yasmins Bauch liegt die verschlafen dreinblickende Alyna. Wer hat die Kerzen entzündet? Ich blicke mich um. Nein, keine Kerzen, da ist plötzlich ein Fenster in der Wand, durch das die Sonne scheint. Feenmagie. Das sie es immernoch schaffen, mich zu überraschen! „Oh, hallo Alyna, schön, Dich hier zu sehen!“ Ich sehe zurück zu Yasmin, liebevoll wie eine Mutter sieht sie Alyna an. „Ich danke Dir. Für alles, was du für mich getan hast.“ Alyna steht mit gesenktem Blick auf. „Ich ... Meine ...“ beginnt sie stotternd, schließlich sieht sie Yasmin mit tränennassen Augen bittend an. Yasmin bedeutet ihr sanft, zu schweigen. Streicht ihr mit einem Finger liebevoll über den Kopf. „Komm her, ich weiß, was geschehen ist. Ich werde sehen, was ich für Dich tun kann.“ Vorsichtig nimmt sie Alyna auf die Hand, die sich dort ganz klein zusammenrollt. Dann umschließt sie sie mit der anderen Hand. Hochkonzentriert, geradezu angespannt, starrt Yasmin auf ihre Hände. Schließt die Augen und beginnt, tief und ruhig zu atmen. Ein Kribbeln läuft mir über den Rücken. Sie zittert. Öffnet kurz die Augen. Ich kann einen Moment der Panik in ihrem Gesicht sehen. Ich lege eine Hand auf ihre Schulter, um sie zu beruhigen. Es besteht kein Grund zur Eile, sie kann Alyna auch noch heilen, wenn sie wieder bei Kräften ist. Ich will gerade anfangen, ihr das zu sagen, als ich spüre, wie magische Energie durch meinen Arm pulsiert und zu

Yasmin hinüber fliebt. Im selben Moment beginnt es in Yasmins Händen hell zu leuchten. Feuer? Habe ich ...? Doch noch bevor ich meine Hand zurück ziehen kann, ist alles vorbei. Die Magie erlischt gemeinsam mit dem Leuchten.

Yasmin legt die zusammengerollte Alyna wieder auf ihrem Bauch ab. Streichelt sie, wie um sie zu wecken. Und tatsächlich, Alyna öffnet erstaunt die Augen. Streckt sich, steht auf. Als hätte sie einen langen äußerst erholsamen Schlaf hinter sich. Als würde sie aus einem Traum erwachen. Dann entfaltet sie ihre Flügel. Es sind keine Verbände mehr zu sehen. Und wichtiger noch: keine Löcher, keine Wunden! Stolz bewegt Alyna ihre Flügel, die im Sonnenlicht blaugrün glänzen. Dann schwingt sie sich in die Luft, erst langsam und vorsichtig. Doch schnell gewinnt sie an Selbstvertrauen, fliegt waghalsig aussehende Manöver quer durch den ganzen Raum, bis sie erschöpft aber lachend auf Yasmins Bauch bruchlandet. Fast wäre sie von Yasmin herunter und über die Bettkante auf den Boden gefallen, doch beherzt fängt Yasmin sie mit einer Hand auf. Als sie die Hand öffnet, schüttelt sich die darin sitzende Alyna nur kurz, lächelt fröhlich. Dann fliegt sie zu Yasmins Kopf. Mit einem geflüsterten „Danke“ gibt sie ihr einen Kuss auf die Wange. Und bevor sie nach draußen eilt, bekomme auch ich einen kleinen Kuss mit einem „Bis nachher!“ Selbst als sie durch die Tür bereits die Hütte verlassen hat, sehe ich ihr noch lange durch das Fenster hinter her. Ich habe sie längst aus den Augen verloren, als mir bewusst wird, dass ich eigentlich nur Yasmins Blick ausweiche, den ich in meinem Nacken spüre.

Ich drehe mich langsam zu ihr um. Keine Ahnung, was ich sagen soll. Was sie wohl hören will? Wieviel weiß sie? Und wieviel nicht? Was, wenn sie Fragen stellt, die ich nicht beantworten kann? Oder will? Ich atme tief durch, dann sehe ich sie schweigend an. Doch in ihren Augen sind keine Fragen, sondern Tränen. Und Angst. „Fast hätte ich es nicht geschafft. Sie getötet. Ich war so schwach. Zu schwach.“ Sie rollt sich auf der Seite zusammen und schluchzend bricht ein wahrer Tränenstrom aus ihr heraus. Etwas in mir drängt

mich, sie zu umarmen, doch ... ich kann nicht, traue mich nicht. Also lege ich nach kurzem Zögern meine Hand auf ihre. Sie lässt mich gewähren, trotz meines nervösen Zitterns. Nach ein paar Minuten ebbt ihre Verzweiflung ab. Die eine Hand immer noch unter meiner ruhend wischt sie sich mit der anderen die Tränen aus dem Gesicht.

„Du bist stark. Stärker, als ich je gedacht hätte. In Dir lodert ein Feuer, dass sich mit dem eines Drachen messen könnte. Den Fluss des Überganges so lange und in dieser Stärke aufrecht zu halten, hätte selbst Iorn nur in äußerster Not alleine gewagt. Du hast große Risiken auf Dich genommen. Verzeih mir, dass ich Dir dies aufgebürdet habe.“ Bittend sieht sie mich an. Was soll ich ihr verzeihen? Es gibt nichts zu verzeihen. Ich habe es gerne getan. Sehr gerne. Was immer es auch war. Sie senkt den Blick. „Es ist verboten, den Transfer vorzunehmen, ohne den anderen um Erlaubnis zu fragen. Doch ich war so verzweifelt. Hatte eine Angst, wie noch nie in meinem Leben. Und da kamst du ...“ Ihre Stimme versagt, als ein paar neue Tränen über ihre Wangen rollen. „Du hattest meine Erlaubnis, Yasmin.“ Mehr bringe ich nicht heraus. Es ist, als würde ein riesiger Klotz in meinem Hals stecken. Sie blinzelt mich kurz erstaunt an, dann haucht sie „Danke“. Wieder wischt sie die Tränen weg. Meine Hand liegt immernoch auf ihrer.

Eine Weile liegt sie mit geschlossenen Augen da. Dann sieht sie mich an. Entschlossen. „Ich möchte Dir etwas schenken, Hendrik. Doch ich benötige Deine Hilfe dafür,“ fährt sie nach einer kurzen Pause etwas leiser fort. Ich nicke. „Gib mir deine Hand,“ sagt sie, und reicht mir ihre freie Hand. Dann dreht sie sich wieder auf den Rücken. Und die ganze Zeit sieht sie mich an. Ohne zu blinzeln. Jetzt blinzelt sie. Endlich zieht sie langsam ihre andere Hand zurück. Leider. Mit beiden Händen führt sie meine rechte Hand an ihren Brustkorb, direkt unter ihrem Hals. Das Laken, mit dem sie zugedeckt ist, schiebt sie etwas tiefer, sodass meine ganze Hand auf ihrer nackten Haut liegt. Das erinnert mich wieder peinlich an das, was ich vor ein paar Tagen gesehen habe. Und wieder schießt

mir das Blut in den Kopf. Ich habe deutlich mehr Grund, sie um Entschuldigung zu bitten, als umgekehrt! Ich kann ihren Herzschlag spüren. Wie sich ihr Brustkorb langsam hebt und senkt. Hebt und senkt. Wie sie einatmet. Ausatmet. Einatmet. Wie wir ausatmen. Einatmen. Aus, ein und wieder aus. Das Echo ihres Pulses in meiner Hand. In meinem Arm. Ein und aus. Unseren Herzschlag. Im Einklang. Ein. Aus. Ein. Ich kann sie sehen. Kann durch das Laken hindurchsehen. Nein. Sehe das Laken. Und sehe durch das Laken hindurch. Panik. Will die Hand wegziehen, mich losreißen. Und kann es nicht. Will es nicht. Wir wollen es nicht. Fixiere ihre Augen, ihr Gesicht und kann sie doch zugleich als Ganzes sehen. Das Laken. Und sie. Und mich? Sehe mich durch ihre Augen. Meine Kleidung. Meine Haut. Wie ich an dem Bett sitze, sie ansehe. Mich ansehe. Und doch als Ganzes. Sehe, wie sie sich durch meine Augen sehen kann. Und das sie sehen kann, wie ich mich durch ihre Augen sehe. Ein endloses Bild, wie zwischen zwei Spiegeln. Übelkeit. Ich unterdrücke die Unendlichkeit und es geht uns besser. Mir besser. Uns. Konzentriere mich auf Ihre Augen. Unseren Atem. Er stockt. Mein Atem. Unser Atem. Denn ich kann ihn sehen. Wie die Luft durch Mund und Nase in sie hineinströmt, den Hals hinunter bis in die Lungen. Wie sich die Lungen weiten. Und der bläuliche Strom sich immer feiner verzweigt. Er ist hellblau, der Atem. Ihr Atem. Für einen kurzen Augenblick sehe ich auch meinen Atem. Durch ihre Augen. Hellblau. Verdränge das Bild. Sehe nur noch Yasmin unter dem Laken. Durch das Laken. In ihre Lunge. Alles gleichzeitig. Die Zeit steht fast still.

Unsere Herzen schlagen. Einmal. Der Atem mischt sich mit Blut. Färbt das Blut hellrot. Zweimal. Die feinen Adern vereinen sich. Bilden dickere und dickere Adern. Dreimal. Münden in ihr Herz. Viermal. Eine Explosion roten Lichtes. Auf einen Schlag kann ich jede noch so feine Ader sehen. Kann sie fühlen. Das Blut, das durch sie hindurch rinnt. Ihr Blut. Und doch mein eigenes. Und noch immer sehe ich auch die anderen Schichten. Als würde ei-

ne jede von ihnen für sich selbst existieren. Ohne die Augen von ihren Augen abzuwenden, kann ich jede einzelne Schicht fokussieren, als Ganzes oder bis ins kleinste Detail betrachten. Sehe sie von vorne, von hinten, von oben und sogar von innen. Die Übelkeit kehrt wieder. Ich schließe die Augen. Doch nur das Bild von Yasmins Augen verschwindet, der Rest bleibt. Unser Atem stockt. Yasmins Atem stockt, und meiner mit ihr. Warum? Wir schlucken den Kloß im Hals herunter. In ihrem Hals. Speiseröhre und Magen werden sichtbar, dann Darm, Leber, Niere. Und all die anderen Organe im Bauch. Nicht alle kann ich erkennen. Gehören die wirklich alle da hin? Wozu sind sie gut? Soviel zu lesen. Die Adern ernähren die Organe. Verbinden sie mit den Muskeln. Gemeinsam ernähren sie die Muskeln. Jede einzelne Muskelfaser ihres Körpers tritt hervor. Einige vibrieren vor Anspannung, andere sind in Ruhe erschlaft. In rotbraunes Licht sind Muskeln und Organe getaucht. Dunkelrot, fast schwarz färbt sich das Blut, dass zu ihrem Herzen und von dort zur Lunge zurückfließt.

Blassgelb stechen dagegen die Knochen hervor, an die sich die Muskeln und Sehnen klammern. Die die Organe umschließen. Sie schützen. Den ganzen Körper stützen. Die winzigen Knochen im Ohr und in Zehen und Fingern ebenso wie die Wirbelsäule. Und die Rippen. Wie sie sich heben und senken. Und heben und senken. Doch da ist noch mehr, dass von meiner Hand ausgeht. Ein anderer Puls. Schnell. Schneller als es das Herz je zu leisten vermag. In weißem Licht strahlenförmig von meiner Hand ausgehend. Feine, hauchdünne, weiße Adern. Elektrische Pulse rasen in schneller Folge an ihnen entlang. Nervenbahnen, ausgehend vom ganzen Körper. Die Decke auf der Haut. Meine Hand. Die Berührung genauso wie die Wärme. Die Aktivitäten der Muskeln und Organe. Der Herzschlag. Der Atem. Die Nervenbahnen bündeln sich in der Wirbelsäule, ein unglaublich dickes Bündel im Verhältnis zu seinen Bestandteilen. Leiten die Signale zum Gehirn weiter. Das Gehirn. Ein wahres Feuerwerk an Blitzen, elektrischen Pulsen. Rasend schnelle Pulse, überall. Und so grell, dass ich mich

schnell auf etwas anderes konzentriere. Jedes Gewitter würde dagegen verblassen.

Doch meine Augen finden keine Erholung. Mein Gehirn. Was auch immer. Denn im nächsten Moment werde ich geblendet. Ein Licht, heller als die Sonne. Und so weiß, dass die weißen Nervenadern daneben verblassen. Leuchtende Nebelschwaden. Nein, kein Nebel. Konzentriertes Licht. Es wabert dort, wo zuvor Yasmins Körper lag. Wo ich ihn unter meiner Hand spüre. Ihn immernoch sehe. Lichtbündel wie Schlangen. Schlingen und winden sich umeinander. Nichts hält sie zusammen und doch scheinen sie nicht voneinander lassen zu wollen. Formen Yasmin. Ihren Körper. Für einen kurzen Moment sehe ich mich selbst. Keine Schlangen. Nur Organe. Halt. Eine Schlange. Orange zwar, nicht das wunderschöne Weiß in Yasmins Körper. Irgendwo in mir entspringt sie, wo, kann ich nicht sagen. Windet sich meinen Arm entlang zu meiner Hand auf ihrer Brust. Bildet eine Brücke zu ihr. Mischt sich unter die weißen Schlangen. Vereint sich mit ihnen. Sie kribbelt mich im Arm. Ich kenne dieses Kribbeln. Wir kennen es. MAGIE. Meine Stimme oder ihre? So viele Fragen.

Doch was ist das dort? Für einen kurzen Moment habe ich zwischen all den Weißen Schlangen etwas Schwarzes gesehen. Dort, wo sich besonders viele konzentrieren. Besonders wild umeinander kreisen. Pulsieren. Ja, da ist es wieder. Eine tiefschwarze Kugel. Nein, keine Kugel. Eine zusammengerollte Schlange. Schwarze Schlange. Tiefschwarz. In jeden noch so kleinen Raum, den die weißen Schlangen ihr bieten dringt sie vor. Die Weißen meiden jede Berührung, ganz anders als der Zusammenfluss mit meiner Orangen. Wann immer die schwarze Schlange vorstößt, weichen sie zurück. Millimeter um Millimeter. Es schmerzt. Ich fühle es. Wir fühlen es. Es zehrt an meinen Kräften. Ihren Kräften. Frisst sie langsam und allmählich auf. Frisst Yasmin auf. Das kann ich nicht zulassen. Warum unternimmt sie nichts dagegen? Es muss zurückweichen! In seine Schranken gewiesen und bekämpft werden! Die orangene Schlange wird stärker. Pulsiert. Immer weiter

dringt sie in Yasmins Körper vor. Bahnt sich ihren Weg zwischen all den weißen Schlangen. Wird länger. Und länger. Nähert sich der Schwarzen. Das Kribbeln in meinem Arm ist einem Brennen gewichen. Schweiß rinnt mir über das Gesicht von der Anstrengung. Ich kann es schaffen.

„NEIN!“ schreit Yasmin. Die Verbindung reißt so abrupt, dass ich wie vom Schlag getroffen von meinem Stuhl falle. Schwer atmend und benommen lehne ich mich an die Wand der Hütte und sehe Yasmin an. Zitternd, mit angezogenen Knien und Panik in den Augen liegt sie da. Sie sieht mich an. „Nein.“ flüstert sie noch einmal mit brüchiger Stimme. Ein neuer Schauer überrollt sie. An der Stelle, wo eben noch meine Hand gelegen hat, ist ein großer roter Fleck zurückgeblieben. Fast wie von einer Verbrennung. Ich bin sprachlos. Was ist hier in den letzten Augenblicken geschehen?

„Versuch das bitte nie wieder.“ Ihre Stimme klingt gezeichnet von Panik. Schwach. Was meint sie? Schlangen. Schlangen? Magie. Was habe ich getan, das ich nie wieder versuchen soll? „Du kannst es nicht heilen, niemand kann das. Es frisst Magie, verschlingt sie. Wächst mit ihr. Du darfst das nie wieder versuchen!“ Ein weiterer Schauer schüttelt sie. „Was? Was war das eben?“ Sie sieht mich an. Schlagartig ist sie wieder ruhig. Entspannt. Als wäre nichts geschehen. Selbst der rote Fleck auf ihrer Brust ist verschwunden. „Das sollte mein Geschenk an Dich werden. Die Sicht der Dinge. Ich wollte Dir zeigen, wie ich, wie mein Volk die Welt und alle Wesen darin sieht. Nur einen kurzen Einblick. Doch Du trägst diese Fähigkeit bereits in Dir, Hendrik. Schwach ausgeprägt. Vielleicht zu schwach, um sie aktiv nutzen zu können. Doch sie zeigte Dir Dinge, die ich eigentlich vor Dir verbergen wollte.“ Ich blicke zu Boden. „Verzeih mir Yasmin. Ich wollte nicht ... ich hatte ja keine Ahnung ...“ Sie schüttelt den Kopf und legt tröstend ihre Hand auf meine. „Lange ist es her, dass ein Mensch diese Fähigkeit hatte. Sehr lange. Dennoch hätte ich es vorher prüfen sollen. Dich trifft keine Schuld, Hendrik. Ich habe es erst erkannt, als Du Deine Augen geschlossen hast. Doch da war es schon zu spät.“

So sieht sie also die Welt? Wie schafft sie es nur, dabei keine Kopfschmerzen zu bekommen? Licht. Sie ist kein Mensch. Aber was ist sie dann? Schlangen. Magie. „Dann war das ...?“ Sie nickt. „Ja, Du gehörst nun zu den Wenigen, die unsere wahre Natur kennen. In Deine Sprache übersetzt – und in so ziemlich jede andere Sprache, die ich kenne, auch – nennt sich unser Volk „Die des Lichtes“ oder „Licht der Magie“. Es ist schwer, die alte Sprache sinnvoll zu übersetzen. Zu lange schon wird sie nicht mehr gesprochen. Zuviel von ihr ging in den vielen Jahrtausenden verloren. Und die vielen anderen Sprachen, sie verändern sich andauernd. Entstehen und verschwinden wieder.“ Viele Fragen schwirren in meinem Kopf herum, mehr als ich jetzt stellen kann. „Was ist es, dass ich nicht heilen kann? War das wirklich Heilung, was ich da gemacht habe?“ Sie nickt, aber antwortet mir nicht. Sollte ich nachhaken?

„Kannst du jetzt noch etwas sehen?“ wechselt sie abrupt das Thema. Ich sehe mich um. Sehe sie an. Nur Yasmin bedeckt mit ihrem Laken. Ich schüttele den Kopf. Ein leichtes Kribbeln in meiner Hand, dort wo sie mich berührt, und ihre Decke wird für einen Augenblick durchsichtig. Nur ein kurzes Flackern, dann verschwindet das Bild, und die Decke ist wieder so undurchsichtig, wie sie sein sollte. Auch das Kribbeln ist fort. Das war es wohl, was sie eben mit „aktiv nutzen“ meinte. Ich benötige Magie dafür, während sie die Welt immer so sieht. Wenn ich mir doch nur merken könnte, wie diese Magie funktioniert, was ich dafür machen muss! Ich glaube nicht, dass ich das ohne Yasmins Hilfe jemals wiederholen kann.

Eine kleine Feengruppe kommt herein geflogen und bringt Essen und Trinken für uns. Schweigend beginnen wir unser Mahl, als Leira und Alyna hereinkommen, zwischen sich einen Stapel Kleidung tragend. Yasmins Kleidung. Sie legen ihn neben dem Bett ab. Auf einem Regal, das einen Augenblick zuvor noch nicht dagewesen ist. „Eliok und Iorn lassen Dich grüßen, Yasmin,“ beginnt Leira, „Heute sollst Du noch ruhen, morgen früh werden sie Deine Gesundheit nochmal untersuchen und dann entscheiden, ob Du

aufstehen darfst.“ Dann setzen sie sich auf das Bett und essen schweigend gemeinsam mit uns. Kein Widerspruch von Yasmin. Kein Wort zu mir. Aber ich sehe, wie glücklich Alyna ist. Wie glücklich sie Leira ansieht. Und dann sind die Schüsseln leer und die beiden verabschieden sich und nehmen das Geschirr mit nach draußen. Doch kurz bevor sie durch die Tür verschwinden spüre ich wieder Yasmins Hand auf meiner, das leichte Kribbeln und die Sicht kehrt zurück. Und mit ihr legt sich ein Bild über das, was meine Augen sehen. Hell leuchten die beiden Feen, warm wie die Sonne. Und diese beiden Lichtpunkte sind verbunden. Durch eine Art Lichtband. Ein sehr dickes Band verglichen mit dem hauchdünnen Netz, dass sie mit ihrer Umgebung verbindet. Auch die Bänder zu Yasmin und mir sind, obwohl um ein vielfaches stärker als der Rest des Netzes, immernoch deutlich dünner als das Band zwischen ihnen. Yasmin lässt mich los und das Bild verschwindet.

„Ist das Dein Werk, Hendrik?“ Fragt sie mich. Was meint sie damit? Ich sehe sie fragend an. „Ich habe noch nie eine so starke Bindung zwischen zwei Feen gesehen. Schon gar nicht zwischen zwei Frauen. Genau genommen habe ich überhaupt schon sehr lange keine so starke Bindung mehr zwischen zwei Wesen gesehen. In dieser Welt genauso wenig wie in der anderen.“ Ich habe keine Ahnung, wovon sie spricht. Meint sie, dass die beiden ineinander verliebt sind? Dazu brauche ich die Sicht nicht, das erkennt ein Blinder – Nachts! „Alle Wesen sind in irgendeiner Form miteinander verbunden. Manche stärker, andere schwächer,“ beantwortet sie meine unausgesprochene Frage, „Normalerweise nimmt die Stärke der Verbindung mit der Entfernung ab. Sie ermöglichen es uns, die Wesen um uns herum zu spüren, auch wenn wir uns dessen aufgrund der Nähe zu ihnen vielleicht nicht bewusst sind. Doch die Verbindung zwischen diesen Beiden ist so stark, dass sie einander selbst an entgegengesetzten Seiten der Welt noch spüren und einander zielsicher finden können. Es ist schon ungewöhnlich genug, zwei Feen zu finden, die echte Freundschaft schließen.

Selbst Feenpärchen haben eine eher lockere Verbindung, die kaum stärker ist als zu den Pflanzen um sie herum. Wie hast Du das gemacht?“ Ich zucke mit den Schultern. Ich habe nichts gemacht. Glaube ich jedenfalls.

7 Der Tempel der Götter

„Fliegt voraus, ich treffe Euch in fünf Tagen dort!“, sagt Yasmin, und zu Kajira gewandt fügt sie noch hinzu: „Pass gut auf ihn auf.“ Kajira senkt ihren Kopf zum Abschied zu Yasmin herunter, die Kajiras Nase kurz mit der Hand berührt. Dann erhebt sie sich mit schweren, kräftigen Flügelschlägen fast lautlos in die Luft. Auf ihrem Rücken sitzend kauere ich mich dicht an ihren Schuppenpanzer und sehe über meine Schulter, wie Yasmin und der Feenwald schnell kleiner werden, dann zu einem von vielen grünen Flecken verschmelzen, der schließlich am Horizont verschwindet.

Viele Flecken folgen ihm, gelbe, grüne, blaue, manchmal glaube ich, sogar eine Stadt zu erkennen. Ganze Länder ziehen unter uns dahin, während wir am wolkenlosen Himmel lautlos gen Norden gleiten. Kajira hat inzwischen einen sehr ruhigen Rhythmus gefunden, etwa ein Flügelschlag pro Minute schätze ich, den Rest der Zeit segelt sie völlig entspannt dahin. Es würde mich nicht wundern, wenn sie diesen Rhythmus noch Tage ohne Unterbrechung durchhalten würde, ohne auch nur eine Spur der Ermüdung zu zeigen. Und das trotz des ganzen Gepäcks, dass sie mitschleppen muss. Umso erstaunlicher die Geschwindigkeit, mit der wir dahinrasen, der Wind pfeift in meinen Ohren, und auch seine eisige Kälte dringt langsam zu mir durch – trotz meines Mantels und der angenehmen Wärme des Drachens unter mir.

Lange nachdem die Sonne untergegangen ist, merke ich, dass Kajira zur Landung ansetzt. Ich kann absolut nichts von der Umgebung erkennen, auch den Lagerplatz, den sie ausgewählt hat, kann ich nicht ausmachen. Kaum am Boden, steige ich ab und

befreie sie blind tastend von den Wasser- und Nahrungsvorräten, die unter ihrem Bauch festgebunden sind. Dann gönne ich mir ein paar große Schlucke aus einem der Wasserschläuche und einige Happen des Essens, das uns die Feen mitgegeben haben. Eng in meinen Mantel gewickelt kuschele ich mich dann an Kajiras Bauch, die sich nach Drachenart zu einem Ring gerollt hat, ihren Kopf auf ihren Schwanz gelegt. Nachdem sie einen ihrer Flügel wie ein Zelt über mir ausgebreitet hat, schließen wir beide die Augen und schlafen ein.

Unsanft weckt Kajira mich, indem sie mich mit einer ihrer Pranken anstößt. „Wach auf! Wir sind nicht allein!“ Mit verkniffenen Augen und rasendem Puls taumele ich zu den Vorräten, um sie wieder an ihrem Bauch festzubinden. Doch mit einem Flügelschlag hält sie mich davon ab. „Keine Zeit, spring auf, schnell!“ faucht sie, und wie zur Unterstreichung des Gesagten prasseln plötzlich Pfeile auf uns nieder, die sie allerdings mit ihren Flügeln noch in der Luft einfach davonefgt. Hastig versuche ich auf ihren Rücken zu klettern, rutsche aber immerwieder ab, bis sie mit einem kurzen Hieb ihres Schwanzes nachhilft, während sie wild fauchend und mit den Flügeln schlagend die Angreifer in Schach hält. Ich habe noch nichteinmal sicheren Halt gefunden, als sie sich schon in einer riesigen Staubwolke mit kräftigen Stößen in die Luft erhebt. Nichts zeugt mehr von der Eleganz unseres Abfluges vom Vortag, hier zeigt sich die wahre Kraft und Natur eines starken und erfahrenen Drachens. Natürlich bin ich inzwischen hellwach, und zu meiner eigenen Überraschung halte ich in meiner rechten Hand den Zauberstab. Das würde jedenfalls meine Probleme beim Aufstieg eben erklären, auch wenn ich mich nicht erinnern kann, ihn an mich genommen zu haben. Ich war eigentlich fest überzeugt, dass ich ihn mit all dem übrigen Gepäck dort unten zurückgelassen hatte.

Doch zum Nachdenken bleibt nicht viel Zeit. Atemlos klammere ich mich an den Schuppen auf Kajiras Rücken fest. Erst nach Sonnenaufgang werden ihre Bewegungen etwas ruhiger, sodass ich

mich traue, zu fragen, was mir auf der Zunge brennt: „Wer war das?“ Es dauert allerdings ein paar Flügelschläge, bevor ich eine Antwort bekomme. „Einfache Bauern, die vermutlich nur Angst vor mir hatten und mich vertreiben wollten. Doch ein Kampf kam nicht infrage. Ich muss dich beschützen. Deine Haut ist nicht so robust, wie meine, leicht hätte ein irrefleitender Pfeil dich töten können.“ In den nächsten Stunden hole ich etwas von dem versäumten Schlaf auf, doch als ich aufwache, knurrt mir der Magen. Das Mahl gestern Abend war reichlich dürftig gewesen. „Wir müssen heute Abend irgendwo neue Nahrung besorgen, sonst verhungere ich am Ende noch. Und noch viel wichtiger, wir brauchen neues Wasser!“, schießt es mir plötzlich ein. Doch Kajira dreht den Kopf mit ernster Miene zu mir. „Wir werden keine Rast mehr machen, bevor wir am Tempel angekommen sind.“

Ich schlucke. „Kajira, wenn wir dort nicht bis morgen ankommen, wird es für mich wirklich gefährlich. Menschen können nicht länger als zwei bis drei Tage ohne Wasser auskommen, und ich denke bei meinem verwöhnten Körper dürften es wohl eher zwei denn drei Tage sein, bevor es lebensbedrohlich für mich wird!“ Panik überkommt mich, doch Kajira bleibt ernst. „Du wirst durchhalten müssen, und ich werde alles dafür tun, dass es nicht so weit kommt. Und dort wird man Dir helfen können, essen und trinken wird es dort auch reichlich geben, für uns beide“, fügt sie zum Schluss noch hinzu. „Versuch zu schlafen, schone Deine Kräfte, wir werden es schon schaffen“, sagt sie, während sie spürbar den Flug beschleunigt. Ich nicke, lege mich flach auf den Bauch und schließe die Augen, doch schlafen kann ich nicht. Wie sollte ich auch mit all den Sorgen und all der Aufregung. „Was ist mit Dir?“, frage ich schließlich, „Bist Du verletzt?“ Sie atmet tief durch, doch es ist deutlich zu hören, dass ein Teil der ihr sonst so eigenen Wärme in der Stimme zurückgekehrt ist, als sie antwortet. „Nein, ich habe keinen einzigen Kratzer abbekommen. Und nun versuche, zu schlafen!“, wiederholt sie mit freundlicher Bestimmtheit. Da mir nichts anderes zu tun einfällt, und unter uns weit und breit nur

graue Wolken zu sehen sind, schließe ich dann doch die Augen, und konzentriere mich auf das Rauschen des Windes, die gleichmäßigen Flügelschläge Kajiras. Ich fühle den warmen, kräftigen Puls unter ihren Schuppen, und schließlich werde ich schläfrig. Bis auf ein paar kurze Unterbrechungen, in denen ich den Mantel gegen die nächtliche Kälte noch fester um mich wickele, schlafe ich fast bis zum nächsten Abend durch.

Immer noch Wolken wohin man blickt, doch inzwischen kann man an verschiedenen Stellen weiße Berggipfel aus ihnen hervorbrechen sehen. Ich fühle mich elend. Meine Kleidung ist völlig durchnässt und fühlt sich an wie Blei. Mir ist kalt. Auch zum Festhalten auf dem glitschigen Drachenrücken bin ich viel zu schwach. Hoffentlich falle ich nicht herunter. In meinem Schädel dröhnt und hämmert es, meine Zunge liegt dick und trocken völlig unbeweglich im Mund. Kein Speichel mehr. Mein Magen ist ganz flau vor Hunger. „Wie 'ange noch?“ röchele ich leise. Ob sie mich wohl bei dem Fahrtwind verstanden hat? „Halt durch, es ist nicht mehr weit. Ich hoffe, bei Sonnenaufgang ...“ Ich weiß nicht, was sie noch alles gesagt hat, denn ich bin in einen unruhigen Schlaf der Erschöpfung gefallen. Immerwieder schrecke ich aus Alpträumen hoch, schütteln mich Fieberanfälle, von denen ich nicht sicher bin, ob ich sie vielleicht auch nur träume. Es ist mir absolut unmöglich Schlaf und Wachen, Realität und Traum auseinander zu halten.

„Trink!“ Das ist Kajiras Stimme. Was soll ich trinken? Eine warme Flüssigkeit strömt über mein Gesicht. Ich will die Augen öffnen, doch es gelingt mir nicht, sie sind völlig von Salz verklebt. Ist vielleicht auch besser so, womöglich möchte ich diese Flüssigkeit lieber nicht in meinen Augen haben. Jetzt läuft sie mir in die Nase, ich versuche sie wegzuwischen, doch ich bin zu schwach, meinen Arm zu bewegen. Mit aller Kraft drehe ich meinen Kopf zur Seite. „Trink!“, erschallt erneut Kajiras Grollen. Ich öffne irgendwie den Mund, doch das Schlucken ist mir nahezu unmöglich. Meine Zunge ist völlig schlaff in meinen Rachen gefallen. Ich habe Angst, zu ersticken. Ich huste. Huste, bis ich keine Luft mehr in der Lunge

habe. Schließlich gibt die Zunge den Weg frei, und ich atme, atme und schlucke und atme. Eine ziemlich große Menge gerät mir in den falschen Hals und ich fange wieder an zu husten. Aber das ist alles egal, denn ich fühle mich lebendig. Das ist alles, was zählt.

Nach einer halben Ewigkeit zwischen wachen und schlafen gelingt es mir, die Augen zu öffnen. Ich fühle mich deutlich besser, gestärkt irgendwie. Sogar meine Arme gehorchen mir schon wieder. Meine Beine ... noch nicht so recht, aber spüren kann ich sie wieder, immerhin. Ich blicke mich um, Kajira hat sich wieder als schützenden Ring um mich gelegt, über ihren Hals hinweg sehe ich Rauchschwaden an einem ansonsten blutroten Himmel. Es muss Sonnenuntergangszeit sein. Ich stemme mich ächzend hoch und schiebe mich den halben Meter über den Boden, bis ich mich erschöpft an Kajiras Bauch lehnen kann. Das Auge auf meiner Seite ihres Kopfes öffnet sich und fokussiert mich, ansonsten zeigt ihr Körper keinerlei Regung. „Willkommen zurück unter den Lebenden, mein Freund. Du erholst Dich schnell!“ grollt es warm und freundlich. Mir fallen die Rauchschwaden wieder ein, die ganze Luft hier riecht nach Rauch. „Wo sind wir?“

Kajira hebt den Kopf ein wenig und gibt mir den Blick auf eine Reihe brennender, rauchender, total zerstörter Ruinen frei. „An unserem Ziel. Und doch wieder nicht,“ lautet ihre traurige Antwort, mit der sie den Kopf wieder hinlegt und den grausamen Anblick verdeckt. Sie wirkt müde und erschöpft. Fast hoffnungslos. Ich will sie trösten, doch mir fällt nichts anderes ein, also streichele ich mit schwachen Armen ihren Bauch.

„Wie steht’s um Deinen Appetit, Deinen Durst?“, wechselt sie abrupt das Thema, „Deine letzte Mahlzeit scheint Dir ja prima bekommen zu sein!“ Mein Magen knurrt laut genug, um jede Antwort zu erübrigen. „Was für eine Medizin war das? Ich hatte Angst, daran zu ersticken.“ Ein kurzes, tiefes Lachen entfährt Kajira. „Das, mein Freund, was sonst nur Drachenbabys zu trinken bekommen. Das Blut ihrer Mütter.“ Zum ersten Mal kann ich etwas

Positives darin finden, so schwach zu sein, denn sonst, da bin ich sicher, hätte ich mich jetzt auf der Stelle übergeben. Andererseits, wenn ich so drüber nachdenke, so furchtbar zum Ekeln ist es dann auch wieder nicht. Höchstens extrem, irgendwie. Immerhin war ich bisher davon ausgegangen, das alle Säugetiere ihre Kinder mit Milch säugen, nicht mit Blut. Aber was weiß ich schon über diese Welt – und sind Drachen streng genommen überhaupt Säugetiere? So viele Fragen, soviel noch zu lernen. Die Große Bibliothek des Tempels. „Was ist mit der Bibliothek?“, äußere ich laut meinen Gedanken. „Ich weiß es nicht, das Gebäude steht nicht mehr, doch die Bibliothekare und all die Weisen, die hier lebten, haben die Mittel, ihren Inhalt zu bewahren. Hoffen wir, dass sie fliehen und alles mitnehmen konnten.“

Nach einer kurzen Pause richtet sie sich soweit auf, dass direkt über mir eine ihrer Zitzen oder Brustwarzen, oder wie immer das bei den Drachen heißt, also jedenfalls das, was ich bisher für Brustwarzen gehalten habe, dicht über meinem Kopf ist. „Nun genug der Fragen, wenn Du Deinen Hunger und Durst stillen möchtest!“, sagt sie. Dann sticht sie mit einer ihrer Krallen ein winziges Loch in die Brust. Winzig im Verhältnis zu ihrem riesigen Körper, doch der Blutstrahl der sich sofort daraus über mich ergießt ist dicker als mein Daumen. Ich versuche so viel ich kann davon aufzufangen und zu trinken. Ich will so wenig wie möglich vergeuden. Doch schnell ist mein Magen gefüllt, und das Blut rinnt unvermindert. Drachenbabys müssen einen enormen Hunger haben. Naja, sie dürften auch deutlich größer als ich sein. Als sich die Wunde schließt und das Blut versiegt, sitze ich, meine Kleidung von Blut durchtränkt, in einer großen Pfütze aus Blut. Ich sehe aus, als wäre ich einem Horrorfilm entsprungen. Doch diese außergewöhnliche Nahrung zeigt schnell Wirkung, denn das Gefühl kehrt in meine Beine zurück, und nach ein paar Stunden und etlichen Bewegungsübungen stehe ich, wenn auch noch wackelig auf meinen Stab gestützt, wieder auf meinen eigenen Beinen. Stolz schlägt Kajira mit den Flügeln Applaus und weht mich dabei beinahe

wieder um. Wir sehen uns an und müssen beide lachen. Dann kehrt wieder Stille ein.

„Kommt Yasmin mit einem Deiner Brüder hierher?“, frage ich irgendwann. Ich weiß zwar, dass sie sich deutlich schneller bewegt, als ich es je könnte, aber auf diese Distanz? Und ich glaube nicht, dass sie auch nur versuchen würde, mit Kajiras Geschwindigkeit mitzuhalten.

„Nein, sie wird portalreisen.“ Ich sehe sie neugierig fragend an. „Überall auf dieser Welt gibt es zum Teil versteckte Portale, Bauwerke aus uralter Zeit. Es heißt, sie seien miteinander verbunden, ein jedes mit seinen nächsten Nachbarn. Ein riesiges Netz sozusagen. Und wer sie bedienen kann, und weiß, welchen Pfad er durch das Netz nehmen muss, der kann binnen kürzester Zeit an nahezu jeden Ort der Welt reisen. Selbstverständlich steht auch hier am Tempel ein solches Portal. Es gehört zu dem Wenigen, was die Zerstörung überstanden hat. Ob sie es nicht zerstören konnten, oder nur nicht wollten, ich weiß es nicht.“

Da ich nur gespannt zuhöre, fährt sie etwas gedankenverloren fort: „Für uns Drachen sind diese Portale nichts. Nicht nur, dass sie für die meisten von uns viel zu klein sind, wir sind auch keine großen Fans von Magie und Technologie, wie Du Dich sicher erinnerst. Jedenfalls außer unserer eigenen. Außerdem gibt es Sagen davon, dass einige, die die Portale betraten, in ihnen verschwanden. Mag sein, dass das Aberglaube ist, vielleicht haben diejenigen sich auch nur in ihrem Ziel vertan und dann verlaufen. Oder sind gar heimlich davongeschlichen. Wer weiß. Jedenfalls würde kein Drache je freiwillig ein solches Ding betreten.“

Damit schlafe ich ein, geborgen in der Burg aus Kajiras Körper. Da sind sie wieder, meine Träume. Fast hatte ich geglaubt, sie abgeschüttelt zu haben auf meiner Reise. Doch das hier ist definitiv einer meiner Träume. Einer von der düstereren Sorte. Wenn auch irgendwie blasser. Die Bilder, wie gewohnt in Rot getaucht, alles verschwommen, wie von Hitze flimmernd. Schwarzer Himmel.

Aber trotzdem ist es irgendwie anders, als wären die Bilder alle weit weg, weit weg im Nebel. Was bedeutet das? Ich betrachte die Bilder genauer. Berge. Berge über Baumwipfeln. Lagerfeuer. Wilde Gestalten lungern am Feuer, essend, trinkend. Grölend. Einer der Berggipfel brennt. Nein, er raucht nur. Kein Feuer dort zu sehen, aber Rauch. Unwillkürlich konzentriere ich mich auf den Gipfel. Es ist, als hätte ich ihn mit meinen Augen heran gezoomt, sehe ich gerade durch ein Fernglas? Egal, denn, was ich dort auf dem Gipfel sehe, kommt mir bekannt vor.

Ich schrecke schweißgebadet auf. Yasmin kniet über mich gebeugt neben mir und wischt mir etwas Schweiß von der Stirn. „Sie sind hier! Sie kommen!“ presse ich hastig hervor. Ich springe auf, doch meine Beine sind noch zu schwach, sodass ich stolpere und gleich wieder der Länge nach hin falle. „Ich weiß,“ sagt Yasmin. Ich sehe mich um, Kajira liegt immernoch reglos zusammengerollt da, Augen geschlossen, ihren Flügel über uns ausgebreitet. „Wir müssen weg!“ Yasmin nickt. „Aber noch nicht sofort, Kajira wird uns warnen, bevor sie uns zu nah kommen.“ Die Drachin öffnet das Auge. „Sie sind noch im Tal, Yasmin,“ sagt sie, „sie sammeln sich, schreien irgendwelche Befehle durch die Gegend. Ziemliche Aufruhr, wenn ihr mich fragt.“ Erstaunt sehe ich sie an. „Du kannst sie auf diese Entfernung wahrnehmen? Du wusstest also die ganze Zeit, dass sie dort unten sind? Warum sind wir dann überhaupt hier gelandet, geschweige denn hier geblieben?“ Ich bin nicht sicher, ob ich ängstlich oder irritiert oder wütend bin. Vielleicht von Allem etwas. „Hier oben war der sicherste Ort weit und breit. Denn ihre Augen waren auf die Täler und die Gebirgspässe gerichtet, sie erwarteten uns wohl erstens auf dem Landweg und zweitens offensichtlich noch längst nicht jetzt. Wir haben sie überrascht, dass war unser Vorteil. Außerdem war hier der einzige Ort, um Yasmin zu erwarten.“ Sie hat Recht. Und abgesehen davon, mit dieser Wahrnehmungsfähigkeit hätte sie uns jederzeit unbemerkt in Sicherheit bringen können. Doch, „Wie sind sie jetzt auf uns aufmerksam geworden? Sie können uns doch unmöglich gesehen

oder gehört haben?“ Und noch etwas rumort in meinem Hinterkopf, doch bevor ich mich darauf konzentrieren kann, antwortet Yasmin: „Ich vermute, dass sie das Portal magisch überwacht haben und nun von meiner Ankunft aufgeschreckt wurden.“ Kajira unterbricht sie. „Ein Erkundungstrupp ist aufgebrochen, sie werden in etwa vier Stunden hier sein. Die anderen scheinen sich schlafen gelegt zu haben. Jedenfalls ist Ruhe eingekehrt und die Feuer sind erloschen.“

Yasmin sieht erst mich an, dann Kajira. „Wir sollten aufbrechen, bevor sie in Sichtweite kommen. Und bevor der Tag anbricht. Ich möchte nicht, dass sie wissen, wer und wieviele wir sind, oder wie wir reisen. Alles, was sie nicht erfahren, könnte für uns von Vorteil sein.“ Kajira erhebt sich. Wie immer ein beeindruckendes Schauspiel, wie sich dieser mächtige Körper in einer einzigen fließenden Bewegung entfaltet und zur vollen Größe streckt. „Doch zuvor solltet Ihr beide Euch noch stärken,“ grollt sie. Ich nicke, und krieche unter ihren Bauch. Yasmin steht unschlüssig daneben und beobachtet uns. Mit einer kurzen Bewegung ihres Hinterbeines öffnet Kajira wieder die Schleusen und der Blutstrahl ergießt sich über mich. Ich kann mit jedem Schluck geradezu spüren, wie Leben und Kraft in meinen Körper zurückkehrt. Das Zittern in meinen Knien verschwindet völlig und als ich schließlich satt bin, stehe ich auf, als wäre ich mindestens zehn Jahre jünger. Ich fühle mich, als könnte ich Bäume ausreißen. „Danke,“ sage ich und streichele Kajiras Brust und Vorderbein. „Kein Problem,“ grollt Kajira, während ich losgehe, meinen Stab holen.

„Jetzt Du, Yasmin!“, fährt sie fort, „Und ich dulde keinen Widerspruch. Du bist auch noch nicht im Vollbesitz Deiner Kräfte, wir haben womöglich eine lange Reise vor uns. Und das Blut versickert sonst ungenutzt im Boden!“ Yasmins „Okay“ klingt etwas zögerlich, was mich dazu bewegt, mich zu den beiden umzudrehen. Langsam geht Yasmin auf das Blutrinnsal zu. Mit offenem Mund sehe ich, wie sie beim Näherkommen ihre schneeweiße Kleidung ablegt und sich schließlich völlig nackt unter die Blutduche stellt.

Darauf hätte ich eigentlich auch kommen können. Dann würde meine Kleidung jetzt nicht vor Blut stehen. Andererseits hatte ich bei meiner ersten „Fütterung“ ja nicht wirklich eine Wahl. Also ist es im Grunde auch egal. Wie angewurzelt beobachte ich, wie Yasmin trinkt und das Blut in Strömen über ihre Haut rinnt, die nach unten hin immer feinere Linien zeichnen, bevor sie schließlich ganz in ihrer Haut versickern. Ich blinzele. Tatsächlich, das Blut versickert in ihrer Haut. Ich sehe meine Hände an: völlig sauber. Fasse mir ins Gesicht: auch kein Tropfen Blut. Genauso wenig in meinen Haaren. Nur meine Kleidung ist noch immer nass und schwer von Kajiras Blut. Ich wische mit der Hand über den Ärmel und tatsächlich, vor meinen Augen zieht das Blut in meine Handfläche ein. Ich sehe wieder auf, Kajira versperrt mir die Sicht auf Yasmin mit ihrem Flügel und sieht mich an. Missbilligend schüttelt sie den Kopf und ich sehe beschämt zu Boden.

„Wir sollten die Blutpfützen irgendwie vergraben, wenn wir verhindern wollen, dass sie von Kajira erfahren.“ Es ist mehr ein laut ausgesprochener Gedanke, denn eine tatsächliche Feststellung. Doch Kajira hebt ihren Flügel und gibt den Blick auf Yasmin frei, die – inzwischen wieder voll bekleidet – auf der Erde kniet, dort wo das frische Blut den Boden durchtränkt hat. Zwischen ihren Händen sehe ich, dass der Boden, oder vielleicht auch nur das Blut, in einer bläulichen Flamme brennt.

Nach ein paar Minuten lässt sie das magische Feuer erlöschen und die Blutlache ist vollkommen verschwunden. So verfährt sie auch mit den anderen, bereits älteren „Fütterungsstellen“. Schließlich richtet sie sich auf, und ruft mir ein einfaches „Aufsitzen!“ zu, woraufhin sie sich selbst mit einem eleganten Sprung auf Kajiras Rücken schwingt. Bei weitem nicht so elegant und auch deutlich langsamer klettere ich mit Kajiras Hilfe hinterher. Oben angekommen, gibt Yasmin Kajira das Zeichen, zu starten. „Sorge aber dafür, dass keine brauchbaren Spuren von uns zurückbleiben. Und halte dich zunächst in Bodennähe, bis wir im Schutz von einem der umliegenden Gipfel schnell aufsteigen können.“ Kajira, die bereits

begonnen hat, den Staubtornado um sich zu entfachen, den ich vor wenigen Tagen schon einmal erlebt habe, als uns die Bauern überfielen, antwortet mit einem leisen Grollen, das ich als „Okay“ interpretiere. Yasmin begutachtet über Kajiras Schulter hinweg ihr Werk, dann beginnt unsere Flucht. Lautlos wie ein Schatten gleitet Kajira zwischen den Ruinen der weitläufigen Tempelanlage dahin, nur wenige Meter über dem Boden und doch berührt sie weder die zum Teil äußerst zerbrechlich und instabil aussehenden Mauerreste noch bewegt sich auch nur ein Staubkörnchen unter uns. Zielstrebig steuert sie auf einen der Berggipfel zu, die ich in meinem Traum gesehen habe. Abrupt endet die Bebauung und der Wald beginnt. Die Bäume stehen zu eng für Kajira, also fliegt sie dicht über ihre Wipfel hinweg, so dicht, dass ich das Gefühl habe, sie mit ausgestrecktem Arm erreichen zu können. Langsam steigt das Gelände immer stärker an und über meine Schulter blickend kann ich in der langsam aufkommenden Morgendämmerung erkennen, dass der Tempel auf einem Hochplateau mitten im Gebirge errichtet worden ist. Erst jetzt wird mir die Größe und Pracht, die dieses Bauwerk bis vor kurzem noch ausgemacht haben müssen, bewusst. Selbst jetzt, da alles in Schutt und Asche liegt, ist noch das Gesamtkunstwerk dieses Ortes so offensichtlich wie sein Alter. Ein würdiger Platz für die große Bibliothek, hoffentlich kann sie irgendwann wieder hierher zurückkehren.

Den Berg umkreisend, immer dicht an seiner Flanke steigen wir höher und höher. Doch die Dämmerung ist schneller als wir, und vor dem klaren Himmel wären wir oberhalb des Gipfels ein leicht auszumachendes Ziel. Das scheint auch Yasmin klar zu werden, denn als wir uns der Spitze nähern, sehe ich, dass sie immer intensiver die Umgebung mustert. Schließlich deutet sie auf eine kleine Höhle in der inzwischen fast senkrechten Felswand. „Lass uns dort für den Tag verstecken, in der Nacht können wir leichter verschwinden.“ Obwohl sie unmöglich Yasmins Geste gesehen haben kann, steuert Kajira, ohne auch nur im geringsten ihre bereits enorme Geschwindigkeit zu verringern, auf die geradezu winzig er-

scheinende Öffnung zu. Vor Angst schließe ich die Augen, als ich den Eindruck nicht mehr abwehren kann, dass wir, wenn nicht an den Felsen neben dem Eingang, so doch an der Rückwand der Höhle zerschellen werden. Dann wird es dunkel und kühl, und das Echo von Kajiras rauschenden Flügeln sagt mir, dass wir nicht zerschellt sind. Wir sind tatsächlich irgendwie sicher in der Höhle gelandet. Wie konnte ich nur an Kajiras Flugkünsten zweifeln? Zweifelt sie selbst jemals an sich? Ich öffne die Augen und sehe mich um. Hinter mir ist der Höhleneingang, durch den das blutrote Licht des Sonnenaufganges zu uns herein dringt. Er scheint nach Süden zu liegen, denn das Licht reicht noch nicht allzu weit in die Höhle hinein, sodass wir noch in völlige Dunkelheit getaucht sind. Es dauert eine Weile, bis sich meine Augen daran gewöhnen, sodass Kajira sich bereits hingesetzt hat und Yasmin mit einem winzigen blauen Lichtball in ihren Händen die Höhle erkundet, als ich mich endlich traue, abzustiegen. Für eigene Erkundungsgänge bin ich viel zu müde, zu kurz war die Nacht. Doch an Schlaf ist im Moment auch nicht zu denken, zuviel habe ich erlebt und erfahren in den letzten Stunden. Vorsichtig tastend tapse ich also dem Sonnenlicht entgegen und setze mich schließlich, gelehnt an einen Felsen mit Blick nach draußen auf den Boden.

Das umliegende Gebirge bietet ein prächtiges Farbenspiel, wie es von der aufgehenden Sonne nach und nach in Rot getaucht wird, die Schatten, die die Berge aufeinander zeichnen immer kürzer werden. Der Himmel ist wirklich absolut wolkenlos, Doch in einigen Tälern ziehen Nebelschwaden, die langsam dem Licht weichen. Weiter oben steigt weißer Dunst aus den Wäldern auf. Es ist absolut still, als würde die ganze Natur den Atem anhalten, um dieses Schauspiel nicht zu stören.

„Wunderschön,“ grummelt Kajira leise, die ihren Kopf völlig lautlos direkt neben mich gelegt hat. Ich sehe sie an, auf ihrem Kopf liegt, bäuchlings, den Kopf in die Arme gestützt und nachdenklich nach draußen blickend, Yasmin. Sie hat offensichtlich ihre Erkundung abgeschlossen. Dann kann die Höhle nicht besonders groß

sein. Mir bleibt also noch mehr als genug Zeit, sie selbst zu erforschen. Ich verändere meine Sitzposition ein wenig, sodass ich mich an Kajiras Kopf kuscheln kann. „Danke Kajira, danke für alles. Ich weiß nicht, ob ich das je wieder gut machen kann.“ Sie blinzelt mich mit ihrem großen Auge an, dann schließe ich die Augen, lehne meinen Kopf an ihren und langsam überkommt mich der Schlaf.

Ich träume wieder, wieder die Farben, der Nebelschleier, wieder alles wie aus weiter Ferne. Horden verschwommener Wesen, die durch Ruinen streifen. Immer wieder der Blick auf die umliegenden Wälder, Berge, sogar den Himmel. Lagerfeuer. Aber nicht ein einziges Mal das Gefühl der Gefahr wie letzte Nacht. Nicht einer der Blicke geht zu unserem Gipfel. Als ich die Augen öffne, ist es früher Nachmittag, die Sonne steht hoch am Himmel und das helle Licht reicht weit in die Höhle hinein. Kajira liegt immernoch reglos neben mir, Yasmin ist auf ihrem Kopf offensichtlich ebenfalls eingeschlafen. Ich gehe vor zum Eingang der Höhle. Direkt neben dem Eingang hält sich ein toter Baum, hart geworden von trockener Luft und starker Sonneneinstrahlung, stur in der steilen und ansonsten äußerst kargen Felswand. Etwa fünfzig Meter unterhalb kann ich erste Gräser und kleine Büsche ausmachen, und erst sehr viel weiter unten beginnt ein dichter, undurchdringlich erscheinender, tiefgrüner Wald. Die Nebel vom Morgen haben sich aus den Tälern verzogen, sodass ich alles überblicken kann. Soweit meine Sicht nach links und rechts reicht, kann ich weder das Hochplateau noch die Tempelanlage darauf ausmachen. Sie muss also auf der Nordseite des Berges liegen. Tief unten zieht sich ein mächtiger Fluss um den Fuß des Berges. Fast meine ich, sein Rauschen bis hier oben vernehmen zu können.

Es ist fast windstill. Unten aus dem Wald kann ich leise das Zwitschern von Vögeln hören. Dazwischen mischt sich das Knurren meines Magens. Ich muss mich ablenken. FEUER. Hm. FEUER.

Ich brauche ein paar Versuche, bis es mir endlich gelingt, einen kleinen Feuerball in meiner Hand zu produzieren, der halbwegs stabil bleibt und nicht sofort wieder erlischt oder mir die Haut verbrennt. Dann gehe ich vorsichtig, den Feuerball so hoch über meinen Kopf haltend, wie ich kann, in die Höhle hinein. Sie ist deutlich tiefer als ich gedacht hatte, und an der Rückwand führen Spalten und Tunnel in weitere Höhlen unterschiedlichster Größe. Ich wähle willkürlich einen der größeren Durchgänge. Neugierde packt mich, der Forscher in mir ist erwacht. Tiefer und tiefer geht es hinein in den Berg. Nach einer Weile, vielleicht einer Stunde oder so, höre ich in der Ferne Wasser plätschern. Ich folge dem Geräusch und schließlich stehe ich in einer kleinen Höhle, die fast bis zum Fuß der Öffnung, in der ich stehe, mit Wasser gefüllt ist. An der rechten Wand plätschert es aus vielen kleinen Quellen in der Felswand in den See hinein. Wo der Abfluss des Sees ist, kann ich nicht erkennen. Am Ufer des Sees ist das Wasser flach genug, um vorsichtig zu den Quellen hinüber zu waten. Also ziehe ich die Schuhe aus und steige vorsichtig ins Wasser. Es ist eiskalt. Zum Glück ist es nicht allzu weit, höchstens drei oder vier Meter. Ich lasse das Feuer erlöschen.

In der Dunkelheit tastend fange ich mit meinen Händen etwas von dem Quellwasser auf, schnuppere daran. Probiere einen Tropfen. Es scheint wirklich trinkbar zu sein. Also gönne ich mir ein paar große Schlucke. Doch irgendwie ist das hier zu umständlich, die Hälfte von dem nur mühsam und langsam aufgefangenen Wasser läuft mir jedes Mal über Wangen und Kleidung. Verschwendung. Das muss anders gehen. Außerdem wäre es deutlich einfacher, wenn ich etwas sehen könnte. Ich trockne mir die Hände ab, diesmal gelingt es mir schon wieder schneller, den kleinen Feuerball zu entfachen. Zügig mache ich mich auf den Rückweg. Hoffentlich habe ich mich nicht verlaufen. Nach ein paar Minuten merke ich, dass der Weg die ganze Zeit aufwärts führt und mir ein leichter Wind entgegen kommt. Mir war gar nicht bewusst, vorhin so weit bergab geklettert zu sein. Doch so fällt es mir leicht, den Rück-

weg zu finden. An einen Aufstieg vorhin würde ich mich erinnern, womit schonmal alle abwärts führenden Abzweigungen ausfallen. Bleiben nur noch wenige Stellen, an denen ich mich entscheiden muss. Dort stelle ich mich der Reihe nach in die verschiedenen Öffnungen, drehe mich um und versuche mich zu erinnern, wie diese Kreuzung wohl aussah, als ich vorhin hier lang gekommen bin. Nach etwa einer weiteren Stunde sehe ich wieder Licht und, als ich näher komme, auch Kajiras Schattenriss. Yasmin schläft immernoch auf ihrem Kopf. Kajiras einzige Regung ist ein kurzes Blinzeln zur Begrüßung. Ich gehe zu ihr, streichele sie über Hals und Wange. Sie blinzelt erneut.

Yasmin regt sich. In zerknitterter Kleidung, mit wilden Haaren und verkniffenen Augen schaut sie sich um. Irgendwann treffen sich unsere Blicke. Sie reibt sich die Augen und gähnt mit weit offenem Mund. Ich sage leise „Hallo, schönen guten Tag!“ und lächle sie freundlich an. Daraufhin streckt sie sich gähnt noch einmal ausgiebig, dann zieht sie ihre Kleidung glatt. Ihre Haare sehen immernoch ziemlich chaotisch aus, doch sonst ist ihr Müdigkeit wie weggewischt. Elegant und äußerst sportlich springt sie von Kajiras Kopf herunter. Als sie neben mir landet, liegen auch ihre Haare wieder, als wäre sie eben vom Friseur gekommen. „Wie lange habe ich geschlafen?“ Sie erwidert mein Lächeln und Kajira antwortet ihr. „Der Nachmittag ist schon weit fortgeschritten.“ Sie nickt. „Ich habe Trinkwasser gefunden,“ berichte ich von meinem Fund. Damit habe ich die Aufmerksamkeit der beiden. Ich berichte ihr von meinen Schwierigkeiten, das Wasser aufzufangen. Auch sie haben keine Idee, was man machen könnte. Mein Blick schweift herum und fällt schließlich wieder auf das tote Holz am Eingang. Ob man daraus etwas machen könnte? Wenn man einen der dickeren Äste aushöhlen würde, wäre das ein guter Ersatz für eine Trinkflasche. „Kajira, ich habe da vielleicht eine Idee. Denkst du, du könntest das Holz dort vorne aus dem Felsen reißen und mit deinen Klauen kleinschneiden? Pass aber auf, dass du es nicht zu sehr beschädigst!“ Kajira steht auf, betrachtet den Baum kurz,

packt in dann dicht über der Wurzel mit ihren riesigen Zähnen, neben denen der Baum fast wie ein Zahnstocher wirkt. Ich zeige ihr, welche Äste ich gerne verwenden würde, und sie schneidet und beißt sie geschickt auf die richtige Länge. Schließlich liegen vier nahezu gleichlange und fast kreisrunde Holzscheite vor mir. Der Baum ist wirklich vollständig durchgetrocknet, keine Spur von Fäulnis zu erkennen. In einem Sägewerk hätten wir kaum besseres Material bekommen können.

So weit so gut. Und nun? Ich sehe erst Kajira, dann Yasmin an und kratze mich am Kopf. Da steht Yasmin auf, und holt meinen Stab. „Ich glaube, es wird Zeit, dass Du damit umgehen lernst,“ sagt sie und drückt ihn mir in die Hand. Wir setzen uns hin, sie dicht hinter mir. Kajira beobachtet uns neugierig. „Konzentriere Dich auf die Spitze.“ Sie deutet auf das Ende, das an einen geschuppten Football erinnert. „Das dürfte für den Anfang am leichtesten sein. Konzentriere Dich voll und ganz darauf. Schließe die Augen und stelle sie Dir vor. So, als ob Du sie immernoch vor Dir sehen würdest. Male sie Dir in jedem einzelnen Detail aus. Spüre sie.“ Ich nicke. Denn zu meiner eigenen Überraschung kann ich sie wirklich spüren. Nicht nur vor meinem inneren Auge sehen, spüren! Es kostet mich alle Konzentration, die ich aufbieten kann, nicht vor Schreck den Stab loszulassen. „Gut machst Du das!“ Ihre Stimme ist kaum mehr als ein Flüstern. Ich spüre, wie ihre Hand meine Hand umschließt, sie noch fester um den Stab presst.

„Und jetzt stell Dir vor, wie die Spitze langsam vom Schaft ausgehend zu brennen beginnt.“ Ich atme ein, konzentriere mich. FEUER. FEUER, hallt es in meinem Kopf wider. Ein kleiner Feuerring entfacht rings um den Schaft in meiner Vorstellung. FEUER. Der Ring wird breiter, dehnt sich in Richtung der Spitze aus. FEUER. Fast schon die Hälfte des „Footballs“ steht in Flammen. FEUER. Ich lasse die Kraft, die sich in meinem Bauch gesammelt hat, ihren Weg durch den Arm in den Stab nehmen. Die Spitze brennt. Ich öffne die Augen. Die Spitze brennt wirklich. Nicht, dass ich es hätte sehen müssen, ich kann es fühlen. Kann

die Wärme der Flammen fühlen, wie bei den Feuerbällen in meiner Hand. Und da ist noch etwas. Ich kann spüren, wie der Stab unter den Flammen zu glühen beginnt. Wie Eisen in der heißen Kohle des Schmiedeofens. Wo habe ich nur davon gelesen? Oder das schonmal gesehen? Meine Konzentration ist dahin, das Feuer erlischt abrupt. „Für den Anfang nicht schlecht,“ sagt Yasmin und klopf mir auf die Schulter. Auch Kajira nickt sichtlich beeindruckt. Schweißgebadet aber dankbar für dieses Lob lächele ich Yasmin an. „Gleich noch ein Versuch?“ fragt sie.

Wieder und wieder trainieren wir, und jedes Mal fällt es mir leichter, geht es schneller. Yasmin ist eine gute Lehrerin. Aber wozu das Ganze? Ich kann nicht mehr. „Uff,“ schnaufe ich. Yasmin nickt und nimmt eines der Hölzer. „Genug des Trainings, jetzt versuche Dich an der Praxis.“ Sie hält mir das Holz mit der kreisrunden Seite nach oben. Ich kann die vielen Jahresringe des trockenen Holzes erkennen. Jetzt verstehe ich! Ich soll einen Hohlraum hinein brennen. Nun denn. Konzentration. Tief und gleichmäßig atmen. Die Stabspitze brennt, beginnt zu glühen. Ich setze sie in der Mitte des Holzscheites an. Es passiert nichts. Ich lasse mehr Energie in den Stab fließen. Vorsicht. Nicht übertreiben. Die Spitze glüht hell auf, das Feuer verfärbt sich blau. Das ist mehr, als ich bei dem ganzen Training zuvor erreicht habe. Das Holz gibt nach. Es scheint geradezu unter meinem Stab zu schmelzen. Trotz dem Rauch, der sich entwickelt und der enormen Hitze, die das Holz in Yasmins Händen bereits haben muss, hält sie es ungerührt fest. Nichtmal ein Zittern. Langsam und voll konzentriert drücke ich den Stab Zentimeter um Zentimeter in das Holz, bis Yasmin irgendwann „Stopp!“ ruft. Ich atme aus, entspanne den Körper und lasse die Energie aus dem Stab entweichen. Der Schweiß läuft mir in Strömen über den ganzen Körper, Arme und Oberkörper zittern von der Anstrengung. Ich lege den Stab beiseite, wische mir den Schweiß von der Stirn und nehme das Stück Holz mit dem verkohlten Loch in der Mitte in die Hand, um mein „Werk“ näher zu betrachten. Ich habe tatsächlich ein fast perfektes Loch

hinein gebrannt. Und die zwei Zentimeter Holzrand dürften trotz der sehr rauen und bröselnden Innenseite das Wasser gut halten. Ich breche die dünneren Holzkohlestücke heraus, und klopfe soviel Asche und Holzreste aus meinem Holzglas heraus, wie ich kann. Nun denn, auf ein Neues. Arme und Beine ausschüttelnd und den Nacken lockernd nehme ich den Stab wieder in die Hand und stehe auf. Irgendwie habe ich das Gefühl, dass es mir im Stehen leichter fällt. Yasmin hat bereits den nächsten Holzseil in der Hand und stellt ihn vor mir auf. Wir sehen uns an, sie nickt, und ich beginne.

Nach einer weiteren Stunde, den langen Schatten am Höhleneingang nach zu urteilen geht die Sonne bereits unter, haben wir es geschafft: aus den vier Hölzern sind Wasserbehälter geworden, zusammen groß genug um für Yasmin und mich ausreichend Wasser für einen Tag aufzubewahren. Stolz betrachte ich das Ergebnis der harten Arbeit, Yasmin klopft mir anerkennend auf die Schulter und Kajira stupst mich freundlich mit der Nase an, wobei ich fast umfalle. Wir müssen alle lachen. Aber nun ist es Zeit, das Wasser zu holen, denn bald ist es dunkel genug, um aufzubrechen. Für Kajira sind die Tunnel viel zu eng, also bleibt sie zurück, während ich Yasmin in den Berg hineinführe. Schnell erreichen wir das Ziel, schneller, als ich gedacht hätte. Während Yasmin leuchtet, fülle ich die Behälter. Nachdem wir beide je einen leer getrunken und neu befüllt haben, kehren wir zügig zu Kajira zurück. Sie hat in der Zwischenzeit aus dem verbliebenen Holz soetwas wie Korben geschnitzt, die die Gefäße perfekt verschließen. Ich sehe sie an. „Gute Arbeit, dankeschön!“ Sie zwinkert mich an. Yasmin ist inzwischen zum Höhleneingang gegangen. „Wir können bald aufbrechen, die Sonne ist bereits untergegangen. Sobald die Dämmerung vorüber ist, sollten wir unbemerkt davonkommen können.“ Kajira schiebt sich dicht an die Öffnung und legt sich hin. Yasmin klettert auf ihren Rücken. Ich reiche ihr das Wasser und meinen Stab hinauf, bevor ich ihr folge.

Stumm sitzen wir am Höhleneingang und beobachten, wie draußen die Konturen langsam ineinander überblenden, alle Farben dem Schwarz weichen und alles Licht in Dunkelheit übergeht. Mondlos, aber sternenklar ist die Nacht, in die wir schließlich hineinstarten. Kaum aus der Höhle heraus schießt Kajira in einer engen Spirale steil nach oben. Mir wird schwindelig, aber ich halte mich mit aller Kraft an ihren Rückenschuppen fest. Im Augenwinkel sehe ich, dass Yasmin allem Anschein nach nicht nur völlig entspannt dasitzt, sondern auch das Wasser festhält, als wären wir noch immer in der Höhle. Sie beeindruckt mich immer wieder.

Kajiras Flügelschlägen und dem rauschenden Fahrtwind um uns herum zufolge legt sie ein beachtliches Tempo vor. In welche Richtung es geht, vermag ich nicht auszumachen, ich vermute aber, dass wir in südlicher Richtung unterwegs sind. Jedenfalls hätte ich diese Richtung gewählt, weil wir so am schnellsten von der Tempelanlage wegkommen. Mit Anbruch der Dämmerung sehe ich, dass wir zwar immernoch im Gebirge sind, doch die felsigen steilen Gipfel rings um den Tempel sind einer stark bewaldeten, von Flüssen durchzogenen Berglandschaft gewichen. Kajira hat die Geschwindigkeit deutlich gedrosselt und fliegt so tief, dass man gut die Berge und Flüsse und Seen dort unten sehen kann. Yasmin drückt mir die Wasserflaschen in die Hand und legt sich auf den Bauch, um über Kajiras Schulter nach unten sehen zu können. „Dort unten, der See!“ ruft sie Kajira zu, die daraufhin sofort in eine langsame Abwärtsspirale einschwenkt. Da der See sich offensichtlich direkt unter uns befindet, und ich das Wasser festhalten muss, kann ich erst kurz vor der Landung unser Ziel näher betrachten. Der See befindet sich am Ende eines tiefen Flusstales, ringsum von dichtem Wald umgeben und nur ein schmaler steiniger Strand an seinen Ufern. Er wird von einem Wasserfall gespeist, dessen Rauschen das einzige Geräusch weit und breit ist. Kajira setzt sicher auf der nördlichen Uferseite auf und lässt uns absteigen. Ich grabe vier kleine Löcher, um die Was-

serbehälter hineinzustecken. Am Ufer des Sees steht Yasmin und beschnuppert und betrachtet eine Probe Wasser, die sie mit der Hand aus dem See geschöpft hat. „Es scheint in Ordnung zu sein, aber trink vorsichtig, Kajira. Ich kenne diese Gegend nicht.“ Kajira beschnuppert nun ihrerseits den See, dann taucht sie ihren Kopf ins Wasser und trinkt in großen Zügen. Kurz habe ich den Eindruck, als wollte sie den ganzen See leertrinken, doch dann taucht ihr Kopf wieder aus dem Wasser auf. Sie sieht sich kurz nach Yasmin um, die auf Erkundungstour am Ufer ist, dann geht sie vorsichtig ins Wasser. Gute Idee, ich könnte auch ein Bad vertragen. Doch ersteinmal setze ich mich neben unsere Trinkflaschen und gönne mir etwas von unserem Quellwasser. Etwas abseits sehe ich eine Art Felsenplattform direkt am Wasser. Das bringt mich auf eine Idee. Ich ziehe den blutdurchtränkten Mantel, die fast genauso schmutzigen Hosen aus und setze mich barfuß auf den Felsen ans Wasser.

Schnell saugen sich die beiden Kleidungsstücke mit Wasser voll. Nun muss mir nur etwas einfallen, wie ich das Blut wieder herausbekomme. Seife habe ich nicht. Hm. Ich greife mir einen Stein und versuche es heraus zu reiben, doch eher erfolglos. Ob Yasmin irgendeinen magischen Trick kennt? Ich sehe mich um, sie ist außer Sicht. Also ziehe ich schnell auch die übrigen Klamotten aus und springe zu Kajira ins Wasser. Fröhlich, geradezu ausgelassen genießt sie ihr Bad in der Mitte des Sees. Steigt auf und stürzt sich wieder ins Wasser. Große Wasserfontainen steigen auf und hohe Wellen schlagen neben mir an den Strand. Es macht Spaß, ihr zuzusehen. Darauf achtend, nicht womöglich von einem der Brecher erwischt zu werden, schwimme ich langsam auf sie zu. Als sie mich schließlich im Wasser entdeckt, taucht sie unter. Plötzlich sehe ich ihren riesigen Körper wie einen Schatten unter mir auftauchen. Ich habe gar nicht bemerkt, wie tief das Wasser hier schon ist. Das Ufer muss ziemlich steil abfallen. Blitzschnell und doch zugleich unglaublich sanft hebt sie mich auf ihrem Kopf aus dem Wasser und lässt mich dicht über der Oberfläche da-

hingleiten. Ein atemberaubendes Gefühl. Abrupt stoppt sie und ich mache einen unfreiwilligen Abflug ins Wasser.

Doch kaum bin ich eingetaucht, hat sie mich schon wieder aufgenommen und trägt mich ans Ufer zurück. Völlig außer Atem setze ich mich ins flache Wasser. Wenige Meter vor mir sehe ich Kajiras Augen aus dem See hervorragen. Zwischen uns muss geradezu eine Klippe unter Wasser sein. Wir sehen uns an. Dann merke ich, wie sich das Wasser um mich herum erwärmt und Luftblasen zwischen uns aufsteigen. Kajiras heißer Atem. Verständlich, dass Drachen zum Reden den Mund nicht öffnen. Wäre für den Gesprächspartner geradezu gefährlich. Sie zwinkert mir zu, dann taucht sie wie ein Wal unter. Mit ihrem Schwanz schickt sie noch schnell eine Welle in meine Richtung, dann bleibt sie für eine halbe Ewigkeit verschwunden. Sie scheint sich im Wasser genauso wohl und heimisch zu fühlen, wie in der Luft. Schließlich taucht sie schwungvoll auf, erhebt sich hoch in die Luft. Dort schüttelt sie sich einmal kräftig, womit ein kräftiger Regenschauer auf mich niedergeht, bevor sie elegant auf dem Strand landet.

Kajira öffnet das Maul und ein paar Fische purzeln in einem kleinen Wasserschwall noch zappelnd auf den Sand. Sie hat Essen für uns besorgt, jedenfalls dürfte das für Yasmin und mich reichen. Ich laufe zu ihr hin und umarme sie. Naja, es ist mehr die Andeutung einer Umarmung, meine Arme sind für ihren Hals viel zu kurz. „Danke“ sage ich, gleich darauf laufe ich los, um trockenes Holz zu holen. Nach ein paar Schritten merke ich, dass ich immernoch nackt bin, aber das ist mir egal. Mein Magen ist erwacht und duldet nun keine Verzögerung mehr. Schnell habe ich ein wenig altes Holz, etwas Reisig und ein paar Blätter vom letzten Herbst gefunden, die ich eifrig in einer Sandmulde zu einem kleinen Berg aufschichte.

Ich habe den Feuerball schon in der Hand, als mir auffällt, dass Kajira fort ist. Wo sie wohl hin ist? Wieder schwimmen? Auf der Suche nach Essen für sich selbst? Na, ich werde sie fragen, wenn

sie wieder hier ist. Das Brennmaterial ist doch nicht so gut, wie ich beim Sammeln dachte, erst der dritte Feuerball zeigt Wirkung und entfacht ein kleines, stark rauchendes Feuer. Schnell noch ein paar junge stabile Triebe abgebrochen und die Fische darauf gespießt, dann setze ich mich zum Trocknen in die Wärme dicht vor den Flammen.

Meine Kleidung! Ich sehe mich zu dem Felsen um. Sie liegt immernoch genauso dort, wie ich sie vorhin hinterlassen habe. Inzwischen scheint allerdings die Sonne auf den Felsen und erwärmt den dunklen Stoff. So dürfte er schnell wieder trocknen. Wie ich die Flecken herausbekomme, weiß ich allerdings immernoch nicht.

Die Hitze am Lagerfeuer zeigt schnell seine Wirkung, nach kurzer Zeit ist nicht nur das Wasser von meiner Haut verdunstet sondern auch meine Müdigkeit zurückgekehrt. In der Ferne am anderen Ufer sehe ich Yasmin näherkommen. Also gehe ich los, den Zustand meiner Kleidung zu untersuchen. Sie muss mich ja nicht unbedingt nackt hier antreffen. Mantel und Hose sind immernoch nass, eine oder zwei Stunden in der Sonne werden sie wohl noch benötigen. Also schlüpfte ich schnell wieder in die übrigen Teile und gehe zum Feuer zurück. Die Fische sehen schon ziemlich verbrannt aus, also nehme ich sie schnell aus den Flammen. Ich öffne einen ein klein wenig und er scheint fast gar zu sein – soweit ich das bei einer mir völlig unbekannten Fischart mit meinen rudimentären Kochkenntnissen beurteilen kann. Ich schätze, wenn Yasmin hier ist, noch einmal kurz ins Feuer, dann können wir sie essen. Wo nur Kajira bleibt? Gähnend grabe ich mir eine kleine Kuhle in den Sand. Yasmin wird frühestens in einer halben Stunde hier sein. So klein, wie ihre Gestalt in der Ferne noch ist. Ich schließe die Augen und döse ein wenig vor mich hin. Lausche dem Knistern des Feuers und dem Rauschen des Wasserfalls am Ende des Tals.

Schritte nähern sich, schlaftrunken blinzele ich in die Richtung des Geräusches. Yasmin ist angekommen, die halbe Stunde ist

unglaublich schnell vergangen. Während sie sich neben mir ans Feuer setzt, gähne ich und strecke mich. Dann stehe ich auf, um Mantel und Hose zu holen. Irgendwie fühle ich mich in ihrer Gegenwart immernoch nackt ohne sie. „Was ist mit Deinen Sachen?“ ruft sie mir nach. „Ich habe versucht Kajiras Blut heraus zu waschen, aber eher ohne Erfolg,“ lautet meine knappe Antwort. Ich höre, wie sie aufsteht und mir folgt. Gleichzeitig erreichen wir den Felsen, und Yasmin betrachtet kurz die riesigen Blutflecken auf der nassen Kleidung.

„Hol etwas von der Asche des Lagerfeuers, eine Handvoll, aber möglichst ohne Glut,“ sagt sie, dreht sich um und verschwindet im Wald. Ich zucke mit den Schultern und gehe zum Feuer zurück. Rings um die Glut erstreckt sich bereits ein breiter Aschestreifen, die kläglichen Überreste des Häufchens, dass ich vorhin aufgehäuft habe. Die Asche ist noch warm, also sammle ich vorsichtig um die noch glühenden Stellen herum. Als ich mich schließlich zum Felsen umdrehe, steht Yasmin bereits wieder dort und wartet auf mich. „Reib’ die Flecken mit der Asche ein,“ sagt sie. In der Hand hält sie Früchte, die mich entfernt an Oliven erinnern, nur viel größer und feuerrot. Wozu die wohl gut sind? Und was soll es bringen, die Kleidung nun auch noch mit Asche einzuschmieren? Aber trotz meiner Zweifel widerspreche ich nicht. Sie scheint genau zu wissen, was sie tut.

Schnell ist die Asche in die Kleidung eingerieben. Wie erwartet sieht das Ergebnis noch deutlich schlimmer aus, als die Blutflecken alleine. Doch Yasmin nickt, als wäre alles in Ordnung. Dann kniet sie sich hin und legt die Früchte vor sich auf den Felsen. Sie nimmt eine Frucht in die Hand und drückt sie kräftig zusammen. Beeindruckend, wieviel Kraft in diesen zarten Händen steckt. Denn auf der Stelle tritt eine ölige Flüssigkeit heraus, die Yasmin auf Asche und Blut tropfen lässt. Als wäre der Mantel nicht schon dreckig genug, nun auch noch Fett? Doch noch immer bleibt Yasmin völlig ruhig, und so halte ich auch meinen Einspruch weiterhin zurück. Was hat sie nur vor? Sie sieht sich um, findet den Stein, mit

dem ich mich vorhin versucht habe und reibt damit das Öl in die Kleidung. Zu meinem Erstaunen bildet sich eine Menge Schaum auf den Flecken und Stück für Stück reibt sie mit Schaum und Stein die Blutflecken heraus. Schwer beeindruckend, zumal es mir scheint, als wäre keinerlei Magie dabei im Spiel gewesen. Nicht ganz ohne Stolz präsentiert sie mir das Ergebnis ihrer Arbeit.

„Danke“ formen meine Lippen. Ich bin immernoch sprachlos über das Ergebnis, nehme den Mantel und betrachte ihn aus der Nähe. Als ich wieder aufblicke ist sie bereits auf dem Weg zum Lagerfeuer. Ich breite die Kleidung erneut zum Trocknen aus und folge ihr schnell. Es wird wirklich Zeit, etwas zu essen. Als ich am Feuer ankomme, hat Yasmin bereits die Fische wieder über die inzwischen relativ kleinen Flammen gehängt. Ungefragt werfe ich noch einen kleinen Feuerball hinein, um es wieder ein wenig auflodern zu lassen.

Kurz darauf drückt Yasmin mir nach einer schnellen Prüfung des Fleisches einen der Fischspieße in die Hand, nimmt sich dann selbst einen und so genießen wir beide unser Mahl. Nach drei Fischen bin ich satt, den Rest schlagen wir in Blätter als Proviant für die Reise. „Was wolltet sie am Tempel?“ frage ich schließlich. „Ich dachte, dort wären wir sicher? Wieso haben sie alles zerstört?“ Ich merke, wie sich Verzweiflung in meiner Stimme breit macht. Erwartungsvoll schaue ich Yasmin an, doch sie sitzt da und starrt den Sand vor ihr an. Schließlich spricht sie, langsam, nachdenklich. „Die viel entscheidendere Frage ist eigentlich: wie haben sie alles zerstört? Dieser Tempel stand seit Anbeginn der Zeit an diesem Ort. Viele Schutzzauber schützten ihn. Die steinernen Wände waren von der Magie geradezu durchtränkt, die dort in den Jahrtausenden gewirkt wurde. Ich habe immer geglaubt, dass dieser Ort selbst das Ende der Welt überstehen würde. Nie habe ich von einer Kraft gehört, die anrichten könnte, was wir mit unseren eigenen Augen gesehen haben.“ Wieder schweigt sie eine Weile. „Da wir uns nicht verstecken können, bleibt uns nur, zu beenden, was wir begonnen haben. Du hast den Stab. Ich wusste, dass Du ihn

bekommen musstest, doch nicht wie. Doch nun hast Du ihn und ich weiß immernoch nicht wie. Sei es drum. Dieser Stab ist eine mächtige Waffe. Doch er ist Teil einer noch mächtigeren Waffe, die zu tragen Dir bestimmt ist. Dir ist bestimmt der Hohlraum an seinem oberen Ende aufgefallen. Er ist sozusagen die Heimat eines Kristalls, der dem Träger des Stabes absolute Gewalt über alle magischen Elemente verleiht. Und ihm ermöglicht, die magischen Kräfte der Welt zu vereinen und für sich allein zu nutzen. Der Magier, der Kristall und Stab erschuf, war selbst nicht stark genug, um soviel Energie zu lenken und kam bei seinem ersten Test ums Leben.

Durch viele Hände ist der Stab bereits gegangen, die meisten davon haben es nicht überlebt. Immerwieder ging der Stab verloren. Doch dann eines Tages fiel er einem jungen, vielversprechenden Magierlehrling in die Hände. Ihm gelang es, diese Waffe zu bändigen, ihre Kraft zu dosieren. Langsam wuchsen seine eigenen Kräfte und mit ihnen auch die Möglichkeiten, die ihm der Stab bot. Doch am Ende verfiel er dem Größenwahn. Die ganze Welt wollte er beherrschen. Zum Wohle Aller, wie er selbst überzeugt war. Aber nicht alle glaubten ihm. So begann der Große Krieg. Nach Jahren schrecklichen Blutvergießens zeigte er eine Schwäche. Er fing an, zu glauben, unbesiegbar zu sein. Unverwundbar. Unsterblich. Und er war es auch fast. Keine Magie konnte in seiner Nähe gewirkt werden, ohne dass er es spürte, Pfeile und Waffen prallten an Schutzzzaubern und seiner magieverstärkten Rüstung ab. Fast unverwundbar. Fast unsterblich. Nur fast. Denn dieses Gefühl machte ihn unvorsichtig, überheblich.

Dem Pakt des Lichtes gelang es, einen Agenten unter seinen Vertrauten zu gewinnen. Diesem gelang es schließlich, Stab und Träger von einander zu trennen. Den Stab aus dem Haus zu schmuggeln. Tags darauf begab sich eine Delegation des Paktes in das Haus des Magiers, um mit ihm über einen Waffenstillstand zu verhandeln. Sie fanden ihn sterbend in seinem Bett vor. Derart geschwächt hatte einer seiner Diener die Gelegenheit genutzt, sich

an ihm für den Tod seiner Familie zu rächen. Die Delegation konnte nichts mehr für ihn tun, zu sehr war sein Körper gezeichnet von den Jahrzehnten des Gebrauchs von nahezu unendlichen Mengen Magie. Doch vor seinem Tod offenbarte er noch die Vision, die ihn in seinem Handeln geleitet hatte. Eine düstere Vision, die zu verhindern er angestrebt hatte. Von einem dunklen Herrscher, der die Welt in ihren Grundfesten angreifen würde. Ein Mensch, ohne magische Fähigkeiten, doch mit unvorstellbarer Macht. In seinem Gefolge ein Heer ungleich stärker, als selbst die unglaubliche Schlagkraft der Armee des Magiers. Und das der Stab, der sich nun in Deinem Besitz befindet, eine entscheidende Rolle im Kampf um diese Welt spielen würde. Vereint mit der Macht des dunklen Herrschers könnte er die Welt zerstören. In der Hand des Heilenden, wie er ihn nannte, würde er die dunkle Macht in ihre Schranken verweisen und schließlich den Frieden in dieser Welt wieder sichern.“

8 Eine Bruchlandung

Als wir die Nebelschwaden verlassen und ich unter uns wieder etwas sehen kann, lege ich, wie abgemacht meine Hand auf Kajiras Rücken und lasse einen dünnen Magiestrom zu ihr hinübergleiten. Damit sie weiß, dass sie die Augen wieder öffnen kann. Doch sie zeigt keinerlei Reaktion. Ich verstärke den Strom, doch ohne jede Wirkung. Yasmin lässt das Schutzschild zusammenbrechen, ruft Kajiras Namen. Doch mit verschlossenen Ohren wird die davon nicht viel mitbekommen. Sie trommelt auf den Rücken, ich verstärke den Magiefluss immer weiter. Als Kajiras Haut unter meiner Hand zu Rauchen beginnt, breche ich den Versuch ab. Ich sehe Yasmin an. „Sie ist bewusstlos!“ schreit sie gegen den Fahrtwind herüber. „Wenn ich es sage, spring ab!“ Ich nicke. Arme Kajira, was ist mit ihr? Hoffentlich ist ihre Landung nicht allzu hart! Unter uns nähert sich in halsbrecherischer Geschwindigkeit die Oberfläche eines Sees, die in dem Dämmerlicht der Nebelschwaden, die nun den ganzen Himmel über uns ausfüllen, stumpf und grau aussieht. Keine Wellen, nur stilles, graues Wasser. „Du musst mit den Beinen zuerst ins Wasser tauchen, press’ die Arme dicht an den Körper!“ schreit Yasmin. „SPRING!“ höre ich dann und im Augenwinkel sehe ich sie selber springen. Hilfe, ist das noch hoch! Doch dann sehe ich die Uferkante schnell näher kommen. Und ehrlich gesagt ist mir eine Landung im tiefen Wasser doch lieber, als im seichten Wasser oder gar auf Land aufzuschlagen. Also hole ich tief Luft und springe. Arme fest an den Körper gepresst, die Luft anhaltend vergeht die Zeit sehr langsam. Quälend langsam. Nach einer halben Ewigkeit tauche ich schließlich ins Wasser ein. Ich spüre, wie der Widerstand des Wassers

durch meinen ganzen Körper staucht. Als das Wasser über mir zusammenschlägt, beginne ich instinktiv damit, mich wieder an die Oberfläche zurückzukommen. Ich schaffe es, doch große Wellen brechen über mich herein und geben mir kaum Zeit, Luft zu holen. Als das Wasser wieder ruhiger wird, sehe ich mich um. Yasmin kommt zügig auf mich zu geschwommen. Kajira liegt am Ende eine riesigen Bremsspur mitten zwischen abgeknickten Bäumen auf dem Rücken. Ihre Flügel haben eine äußerst ungesunde Haltung. Kajira! Ihr Bauch ist rot. Blut. Viel Blut! So schnell ich kann schwimme ich auf sie zu, ohne Rücksicht auf die Schmerzen, die meinen ganzen Körper quälen. Dennoch holt Yasmin mich bereits nach wenigen Metern ein. „Schwimm vor, kümmere Dich um Kajira,“ japse ich ihr zu, „mir geht’s gut!“ Sie nickt und wenige Augenblicke später hat sie schon einen ordentlichen Vorsprung vor mir. Als sie das Wasser verlässt und auf Kajira zuläuft habe ich gerade die Hälfte der Strecke zurückgelegt. Voll auf den Anfang von Kajiras Bremsspur am Strand fokussiert schwimme ich, Zug um Zug. So schnell und so weit, wie ich noch nie in meinem Leben geschwommen bin. Nicht, dass ich überhaupt viel geschwommen wäre seit meiner Kindheit. Pitschnass und völlig erschöpft erreiche ich das Ufer. In Yasmins weißer Kleidung mischt sich inzwischen Kajiras Blut mit dem Wasser aus dem See. Bis zu den Knöcheln steht sie in Drachenblut. „Lebt sie noch? Wird sie es schaffen? Wie kann ich helfen?“ Immernoch völlig außer Atem überschlagen sich meine Gedanken – und meine Fragen. Doch Yasmin ist wie weggetreten. Hochkonzentriert, vielleicht auch in Trance. Ich vermag es nicht zu sagen.

Ich höre Schritte hinter mir. Ich wirbele herum, doch plötzlich stoppe ich mitten in der Bewegung. Nicht aus eigenem Willen, ich kann mich nicht mehr bewegen. Nur noch meinen Kopf. Vor mir steht eine Art Bär. Ein blauer Bär. Glänzendes, blaues Fell. Wasser tropft an seinem Bauch herunter. Er ist ziemlich groß, groß genug, um Angst vor ihm zu bekommen. Ich will weglaufen, doch warum kann ich nicht? Ich sehe an mir herunter. Eis. Jetzt

merke ich auch die Kälte, die mich umfängt. Ich bin von den Füßen bis zum Hals in einen dicken Eispanzer gehüllt. Panisch drehe ich den Kopf soweit ich kann. Aus den Augenwinkeln sehe ich, das Yasmin, immernoch in Trance, ebenfalls in einem Eisblock gefangen ist. Mein Blick hetzt zurück zu dem Bären. Dieser richtet sich auf und beginnt zu sprechen. „Was wollt Ihr hier?“ Ich will sprechen, doch ich zittere am ganzen Körper und mein Mund ist völlig ausgetrocknet. Krächzend und noch immer ein wenig außer Atem antworte ich. „Wir sind auf der Flucht, suchen Schutz vor unseren Verfolgern. Doch unsere Freundin,“ ich sehe zu Kajira hinüber, „verlor beim Anflug das Bewusstsein und hat sich schwer verletzt. Bitte lasst uns ihr helfen“. Der Bär fletscht die Zähne. „Hier ist jeder Zutritt verboten. Auf der Flucht zu sein, kann jeder behaupten, könnt Ihr einen Beweis für Eure kühne Behauptung vorbringen?“ Irritiert blicke ich ihn an. Wie sollte ich irgendetwas beweisen in dieser Lage? Ich wusste ja nichteinmal, dass hier jemand wohnt! Und Yasmin ist nicht ansprechbar. Bedrohlich kommt der Bär näher. „Nun?“ fragt er, kaum noch einen Meter von mir entfernt. Doch plötzlich springt hinter ihm ein Delfin aus dem Wasser, macht in der Luft einen Salto vorwärts in Richtung des Ufers. Doch was dann völlig geräuschlos und ohne jeden Wasserspritzer im seichten Wasser landet ist kein Delfin, sondern eine Frau. Auch sie ist blau, mit einer Art Schuppenhaut und langen Haaren, die ständig ihre Farbe wechseln. Blond, rot, schwarz, grün. Doch es handelt sich auf jeden Fall um eine Frau. Habe ich mir den Delfin gerade eingebildet? Mit bedächtigen und eleganten Schritten kommt sie auf uns zu. Und jedes Mal, wenn sie einen Fuß in das glasklare Wasser setzt, wachsen Tangranken ein Stück weit an ihren Beinen und ihrem Körper hinauf, während die langen Haare immer kürzer werden. Als sie das Ufer erreicht, Ist sie in eine Art Rankenkostüm gekleidet, dass allerdings mehr zeigt, als es verbirgt. Ihre Haare haben sich unterdessen für eine Farbe entschieden: rot stehen sie wild in alle Richtungen von ihrem Kopf ab. „Was haben wir denn hier?“ kommt ihre helle, fast singende Stimme zu uns herüber. Der Bär dreht sich zu ihr um.

Doch sie zeigt keinerlei Reaktion. Geht einfach an ihm vorbei, als würde er nicht existieren. Grimmig wendet er sich wieder mir zu. „Ein Mensch,“ flötet sie, während sie mit ihren langen zarten Fingern über meine Wange streicht. Ich fühle, wie ich rot werde. Ob vor Scham, oder vor Wut, kann ich nicht genau sagen. „Menschen hat unser Volk schon seit Generationen nicht mehr gesehen. Und dieser hier ist etwas besonderes. Er trägt den Funken in sich. Schwach zwar, aber ich kann ihn spüren.“ Sie geht zu Yasmin weiter, ich folge ihr mit den Blicken so weit, wie ich kann. „Und er ist in Begleitung einer Lichtbringerin. Und eines Drachen. Ein seltsames Trio.“ Sie klingt nachdenklich. „Sie behaupten, auf der Flucht zu sein, doch Beweise haben sie noch keine vorgebracht,“ tönt der Bär. Ich wende mich wieder ihm zu, doch sein Blick ist auf die blaue Frau gerichtet. Sie stellt sich vor mir hin. „Schließe die Augen, Mensch.“ Ich gehorche. Dann spüre ich, wie sie meinen Kopf in ihre Hände nimmt. „Sagst Du die Wahrheit, Mensch?“ Ich nicke und hauche „Ja.“ Die Bilder meiner Träume, vom großen Tempel flackern vor meinen Augen auf. „Er sagt die Wahrheit. Sie sind Flüchtlinge. Etwas Böses ist ihnen auf den Fersen. Er wusste nicht, was er hier findet, auch wenn ich nicht glaube, dass die Lichtbringerin völlig ahnungslos war, als sie diesen Ort für die Zuflucht auswählte.“ Sie lässt mich los und ich öffne die Augen.

„Bitte lasst uns unserer Freundin helfen. Sie stirbt.“ Kraftlos kommen mir die Worte über die Lippen. Bittend sehe ich in ihre Augen, die so dicht vor mir sind, dass ich wieder die Röte in meinem Gesicht aufsteigen spüre. Die Kälte habe ich bereits völlig vergessen. Nein, sie ist verschwunden. Irritiert sehe ich erst an mir herunter dann wieder zu der Frau vor mir. Kein Eis, dass mich bindet. Ein kurzer Blick zu Yasmin sagt mir, dass sie zwar ebenfalls frei ist, aber auch ihre Trance unterbrochen wurde. Sie sieht erschöpft aus. „Ihr dürft euch hier am Ufer frei bewegen. Das Wasser des Sees und die Bäume des Waldes sind jedoch tabu für Euch, oder Ihr werdet es bereuen,“ sagt sie mit ernster Stimme. „Wir werden beraten, was mit Euch geschehen soll.“ Daraufhin

dreht sie sich um und Seite an Seite mit dem Bären geht sie zurück ins Wasser. Ein Sprung der beiden nach vorne und zwei blau schillernde Delfine tauchen an ihrer Stelle im Wasser unter.

„Alleine schaffe ich es nicht. Die Wunden werden durch irgendeine Magie offen gehalten. Ich bin nicht schnell genug. Wenn ich eine Stelle heile, bricht eine andere wieder auf.“ Müde und hoffnungslos atmet sie tief durch. „Vielleicht mit Deinem Stab?“ Sie sieht mich an, ein kleiner Funken Hoffnung in ihren Augen. Doch ich muss die Hoffnung zerstören. Kopfschüttelnd beichte ich ihr, dass ich den Stab wohl bei der Bruchlandung verloren haben muss. „Nun, für den Moment kann ich nichts für Kajira tun. Ich muss mich sammeln. Bis dahin muss sie durchhalten. Falls sie aufwacht, kümmere Dich um sie. Ich werde mich ausruhen.“ Ich nicke. Sie nickt. Und ohne weiteren Kommentar legt sie sich schlafen. Keine Rücksicht auf den blutgetränkten Sand unter ihr oder die schwach atmende und immernoch blutende Kajira hinter ihr. Beeindruckend, wie sie es schafft, all das um sie herum auszublenden. Beängstigend auch irgendwie. Was waren das nur für Wesen? Und was ist mit Kajira geschehen? Magische Wunden? Laut stöhnt Kajira auf, keine Reaktion von Yasmin. Kajira blinzelt, Schmerz verzerrt ihr Gesicht. Ich gehe zu ihr, streichele ihren Hals an den unverwundeten Stellen. Eigentlich ist nur die weiche Unterseite von ihr wirklich verletzt. Der Rückenpanzer ist zwar ungewöhnlich stumpf, aber ansonsten allem Anschein nach unbeschädigt.

Kajira fokussiert mich mit dem Auge, dass mich sehen kann. Sie versucht den Kopf zu mir zu drehen, doch ich schüttele meinen Kopf. „Beweg’ Dich nicht. Du verlierst schon genug Blut. Yasmin wird Dich heilen, sobald sie wieder zu Kräften gekommen ist.“ Erschöpft entspannt sich Kajira wieder, ihr Blick aber weiter auf mich gerichtet. Ich gehe weiter zu ihrem Kopf, bis sie mich mit beiden Augen sehen kann. Als ich die Schuppen zwischen ihren Nasenlöchern streichele, schließt sie die Augen, und ihr Atem wird etwas ruhiger. Ich gehe weiter, um ihren Kopf herum, lasse dabei meine Hand weiter über ihren Schuppenpanzer gleiten. Da sie,

abgesehen von ihrem Kopf auf der Seite liegt, ist auf dieser Seite nur der unbeschädigte Rückenpanzer zu sehen. Und der ungesund verknickte Flügel, auf dem Kajira zum Liegen gekommen ist. Vorsichtig klettere ich hinter ihren Ohren auf ihren Kopf hinauf und lege mich auf den Bauch. So kann ich leise flüsternd mit ihr reden, sie streicheln und beruhigen und mich dabei selbst etwas ausruhen. Und sollte ich einschlafen, dürfte mich hier die kleinste Bewegung und jedes Stöhnen von Kajira sofort wieder aufwecken. Arme Kajira. Warum bist Du nicht umgedreht? Wieso habe ich nicht gemerkt, wie Du leidest? Ich wünschte, ich könnte Dir helfen. Fest umarme ich sie. Naja, es ist keine wirkliche Umarmung, selbst für Kajiras Kopf sind meine Arme viel zu kurz. Also schmiege ich mich so gut ich kann mit dem ganzen Körper an sie. Ich kann irgendwie fühlen, wie Kajira sich noch ein wenig mehr entspannt. Eine Träne rollt über meine Wange auf Kajiras Schuppen. So gerne würde ich Dir helfen.

Warm wird es um mich herum. Ich kenne dieses Gefühl, nur erinnere mich nicht woher. Wärmer und wärmer wird es. „Hendrik, was tust Du? Wach auf!“ höre ich Yasmins verzweifelte Stimme wie von weitem rufen. Doch ich erinnere mich jetzt. Heilung. So sind damals meine Wunden im Feenwald verschwunden. Neulich. Mein Zeitgefühl ist völlig durcheinander in dieser Welt. Ich hatte es völlig verdrängt. Wusste ja auch gar nicht, was ich tat. Und zuviel, was um mich herum geschah. Und Yasmin dort leblos am Boden. Mein ganzer Körper steht in Flammen, doch sie haben keine Wirkung auf meine Kleidung. Ich brauche es nicht zu sehen, ich kann es spüren. Und so lasse ich das Feuer sich weiter ausbreiten, auf Kajira übergreifen. Kurz zuckt sie zusammen, doch ein geflüstertes „keine Angst, alles gut“ und eine winzige streichelnde Bewegung meiner Zeigefinger beruhigen sie sofort wieder. Langsam breiten sich die Flammen über Kajiras Körper aus, bis sie schließlich ihre ganze Haut bedecken. Jede einzelne Wunde kann ich jetzt spüren. Yasmin hatte Recht, Magie hält sie offen. Doch ich fühle auch, dass mein Feuer stärker ist. Stärker, weil es von

Kajiras eigenem Drachenfeuer unterstützt wird. Bewusst oder instinktiv hat sie ihre eigene Magie der meinen hinzugefügt. Ein unglaubliches Potential, das kann ich spüren, auch wenn es vermutlich mehr ist, als ich je lenken könnte, ohne dabei zu sterben. Doch Kajira begrenzt meinen Zugriff auf ihre Kräfte. Obwohl es um ihr eigenes Leben geht, beschützt sie mich immernoch. Nun ist es an mir, mich zu revanchieren. Ich taste mit dem Feuer, erspüre eine Wunde nach der anderen. Schließe sie und halte sie verschlossen. Das erscheint mir leichter, als sie alle gleichzeitig heilen zu wollen. So kann ich die heilenden Kräfte auf jede Wunde sinnvoll anwenden – der öffnenden Magie entgegen zu wirken ist anschließend für alle Wunden dasselbe. Nach ein paar Wunden nimmt mir Kajira diese Aufgabe ab, sodass ich mich nur noch auf die Heilung zu konzentrieren brauche. Doch irgendwas stört mich, durchbricht immerwieder die Flammen. Yasmin! Sie versucht die Flammen zu löschen, stemmt ihre Magie gegen die Unsrige. Nicht, lass mich machen! Doch meine Gedanken dringen nicht zu ihr durch. Ich nehme alle Kraft zusammen und durch Kajiras Stimme grolle ich „Hör auf. Ich kann sie retten!“ Der fremde Magiefluss bricht ab und der Flammenteppich auf Kajiras Haut schließt sich wieder. Ich werde Dich retten. Ich verspreche es Dir. Wunde um Wunde schließe ich, und eine nach der Anderen übernimmt Kajira, um sie geschlossen zu halten. So arbeiten wir uns vom Kopf aus langsam über den Hals zum Bauch vor. Das ist der schwerste Teil. So empfindlich. Und so viele Wunden. Tiefe Wunden. Ich muss einen Teil der Magie aus den bereits geheilten Stellen abziehen. Hoffentlich ist Kajira stark genug, sie ohne meine Magie geschlossen zu halten.

Da spüre ich wieder Yasmins Magiefluss. Keine Ahnung woher ich weiß, dass es ihrer ist. Doch diesmal kämpft sie nicht gegen mich. Sondern spendet Kajira die Kraft, die ich abziehen muss, um die Wunden zu heilen. Mit vereinten Kräften gelingt es uns schließlich, den Bauch, den Schwanz und Kajiras Beine zu heilen. Nur die Flügel vermag ich nicht zu behandeln. Ich verstehe nichts von

Medizin, schon gar nicht vom Aufbau der Knochen und Muskeln eines Drachen. Die offenen Hautwunden zu schließen war relativ leicht, da die Haut von selbst das Bestreben hatte, sich zu heilen. Ich musste sie nur unterstützen. Aber die Knochen müssen erst gerichtet werden, die Muskeln wieder zusammengefügt. Das ist außerhalb meiner Möglichkeiten. Es tut mir Leid, Kajira, mehr kann ich nicht für Dich tun. „Danke“ höre ich sie noch leise grollen, dann schlafe ich erschöpft ein.

„Hallo Hendrik.“ Woher weiß Yasmin, dass ich wach bin? Ich habe mich doch noch nichteinmal bewegt? Dein Bewusstsein ist zurückgekehrt. „Du hast sehr tief und fest geschlafen, völlig in Dich zurückgekehrt. Ich konnte Dich weder wecken noch Deinen Geist erreichen. Also habe ich über Dich gewacht, bis Dein Bewusstsein zurückkehrte.“ Gut, dann sei Dir Dein Eindringen in meinen Kopf verziehen. Ich lächle. Unter mir spüre ich Kajira schwach aber ruhig und gleichmäßig atmen. Sie schläft. „Wie geht es Kajira?“ Ich blinzele, doch ich sehe nur absolute Finsternis, also lasse ich die Augen geschlossen. „Sie schläft jetzt.“ Yasmins Stimme ist ganz nah, irgendwo zu meiner Rechten. Ich drehe mich langsam zu ihr um. Langsam, denn mein ganzer Körper schmerzt, als hätte ich einen unglaublichen Muskelkater. Irgendetwas deckt mich zu. Ich taste mit den Händen danach und wickele mich darin ein. Meine Knie stoßen an einen Körper neben mir. Ich öffne die Augen, und in der ansonsten pechschwarzen Dunkelheit sehe ich Yasmin. Ihre Kleidung und ihre Haut strahlen einen schwachen, leicht bläulichen Schimmer aus, gerade hell genug, dass ich sie erkennen kann. Sie sitzt da, direkt neben mir, und sieht mich an. Sie trägt keinen Mantel, den wird sie mir wohl als Decke gegeben haben. „Frierst Du nicht?“ frage ich sie. Denn inzwischen kann ich die eiskalte Nachtluft um meinen Kopf herum fühlen.

„Ich habe nicht gewusst, dass magisches Feuer heilen kann,“ sagt sie, meiner Frage keinerlei Beachtung schenkend. „Wo hast Du das gelernt?“ Also erzähle ich ihr davon, wie die Feen mich völlig unversehrt aufgefunden haben. Dass ich mir das nicht erklä-

ren konnte. Wie ich mich schließlich entschloss, Kajira wenigstens Trost zu spenden. Und mir in all meiner Hilflosigkeit wieder einfiel, was geschehen war. Wie das Feuer mir den Weg zeigte. „Doch Kajira hat den Hauptteil der Arbeit gemacht. Sie hat mir ihre Kräfte zur Verfügung gestellt und mich davon abgehalten, mehr zu nehmen, als ich vertragen kann. Sie hat es übernommen, die geheilten Wunden geschlossen zu halten, damit ich mich auf die Heilung konzentrieren konnte. Und als ihre Kräfte nicht mehr ausreichten, hat Deine Magie uns geholfen, das Werk zu vollenden.“ Yasmin nickt. „Ich hatte mich schon gewundert, wie Du soviel Magie halten kannst, ohne dabei einfach zu verbrennen. Ich weiß, Du bist stark, vermutlich stärker noch, als ich je zu träumen gewagt hätte, aber für einen ungelernten Magier war das definitiv zuviel. Ich wusste allerdings auch nicht, dass es möglich ist, die magischen Kräfte eines Anderen zu benutzen und nach seinem eigenen Willen einzusetzen. Jedenfalls ist meinem Volk keine solche Fähigkeit überliefert. Und ich wüsste auch niemandem, dem der Versuch je geglückt wäre. Und versucht haben es im Laufe der Zeit viele, doch alle ohne Erfolg. Auf der anderen Seite sollte ich nicht so überrascht sein.“ Der letzte Satz klang, als wäre er nur laut gedacht, und als hätte sie mehr verraten, als sie wollte, schweigt sie nun.

„Was ist mit Kajiras Flügeln? Kannst Du sie heilen?“, wechselte ich schnell das Thema. „Die Knochen in beiden Flügeln sind gebrochen, etliche Muskeln und Sehnen gerissen und ihre Flughaut hängt auch in Fetzen. Ich kann, so wie sie jetzt liegt, nicht viel für sie machen. Dafür müsste sie aufstehen. Doch das könnte sich als äußerst schwierig herausstellen, da ihr rechtes Vorderbein ebenfalls gebrochen ist. Und so wie sie liegt, wird sie das Bein brauchen, um aufzustehen. Morgen früh werden wir sie wecken und dann gemeinsam besprechen, wie es weitergehen soll. Bis dahin halte ich den Schmerz so gut ich kann von ihr fern. Und Du solltest noch ein wenig schlafen und Kräfte sammeln!“ Als wenn ich mit den Schmerzen in meinen Knochen schlafen könnte. Doch

Yasmin beugt sich über mich und berührt sanft meine Stirn mit Zeige- und Mittelfinger ihrer linken Hand. Für einen kurzen Moment kehrt die Sicht der Dinge wieder zurück. Kann ich die kalte Nacht auch auf ihrer Haut spüren. Und fühlen, wie Yasmin sie ausblendet, verdrängt. Gleich darauf sind meine Schmerzen einem kalten aber wohligen Schauer gewichen, der mir über den Rücken rollt.

Als Yasmin sich wieder zurück in ihre alte Position neben mir begibt, fällt mir eine Kette auf, die um ihren Hals hängt. Ich glaube nicht, dass sie die schon vor unserem Besuch im Feenwald hatte. Vor ihrer Brust gehen die beiden Enden der silbernen Kette in zwei gläserne Schlangen über, die um einander gewickelt sind, sich nach unten verzweigen und so eine Art gläserne Phiole bilden. Genau in der Mitte dieser Phiole bricht sich das Licht, das Yasmin ausstrahlt, derart, dass es aussieht, als wäre ein winziger Stern darin gefangen. Gedankenverloren spielt Yasmin mit der Phiole, lässt sie zwischen ihren Fingern hin und her gleiten. Ich setze mich auf. Irgendwie verspüre ich den Drang, mich zu bewegen. Naja, und nicht nur den. Ich hänge Yasmin ihren Mantel über die Schultern. Sie lässt es geschehen, ohne irgendeine Regung zu zeigen. Dann rutsche ich vorsichtig von Kajiras Kopf herunter.

Am frühen Morgen, die Dunkelheit weicht gerade einem fahlen Grau. Kommt Kajira stöhnend zu sich. Schnell legt Yasmin ihr eine Hand auf, vermutlich um die Schmerzen zu lindern. Wie auch immer sie das macht. Ich stehe vor Kajiras Kopf, sodass sie mich sehen kann und streichele ihre Nase. Unbeholfen versucht sie, aufzustehen und ihre Flügel zu bewegen, doch unter noch lauterem Stöhnen gibt sie den Versuch sofort wieder auf. „Lass gut sein, Kajira,“ sage ich zu ihr, „Dein rechtes Vorderbein ist gebrochen, und Deine Flügel sind völlig zerstört. Yasmin versucht, Dir einen Teil der Schmerzen zu nehmen, damit Du nicht wieder das Bewusstsein verlierst. Du hast viel Blut verloren, doch die Wunden sind nun verschlossen. Ich hoffe, sie bleiben es auch. Für Deine Knochen konnte ich jedoch nichts tun. Und auch Yasmin kann nicht

viel ausrichten, so wie Du jetzt liegst. Uns muss irgendwas einfallen, wie wir Dir auf die Beine helfen, damit die Knochen wieder zusammengesetzt werden können. Irgendwelche Vorschläge?“

9 Trauer um eine Freundin

9.1 Eine Fee!

Einer der Zwerge kommt ungeschickt herein getapst. Seine über-großen Hände halten etwas offensichtlich leicht zerbrechliches umschlossen. „Herr, sie wollte unbedingt nur mit Euch sprechen!“ Wann werde ich ihnen nur diese ewige Unterwürfigkeit austreiben können? „Wer?“ frage ich. Zur Antwort faltet der Zwerg seine Hände auseinander und gibt den Blick auf eine stark verschmutzte, mit blutigen Wunden übersäte und offensichtlich bewusstlose Fee frei. „Was ist geschehen? Was hast Du mit ihr gemacht?“ herrsche ich ihn an. Er beginnt zu zittern. „Ich ... ich ... nichts, mein Herr. Sie ... ich fand sie ... au... auf meiner Patrou... meinem Rundgang. Sie war ... war völlig erschöpft. Wollte un... unbedingt mit Euch sprechen, mein Herr. Ich ... ha... habe Sie so schnell ich konnte ... bitte nicht böse sein, mein Herr ...“ Er reicht sie mir.

Vorsichtig nehme ich sie entgegen, lege sie auf den Tisch. Schwach schimmert ihr Licht. Nur noch sehr schwach. Ohne den Blick von ihr zu nehmen, schicke ich den Zwerg wieder hinaus, zurück auf seinen Posten. „Du hast das Richtige getan. Ich danke Dir,“ rufe ich ihm noch hinterher, bevor er das Zelt verlässt. Mir fällt auf, dass die Wunden der Fee nicht frisch sind. Das Blut, dass sich in den Schmutz, der ihren ganzen Körper bedeckt, gemischt hat, ist bereits seit langem trocken. Viele Narben zeichnen ihren Körper. Doch ihre Flügel scheinen intakt zu sein. Ich versuche etwas Schmutz mit dem kleinen Finger aus ihrem Gesicht zu wischen. Relativ erfolglos, zu hart ist er bereits erstarrt. Doch meine Berührung weckt sie. Sie blinzelt, sieht mich an. Ihre Lippen bewegen sich, doch kein Laut dringt an meine Ohren. Ich beuge mich über sie, halte mein Ohr so nah ich kann an ihren Mund. „Herr Hendrik?“ haucht sie. „Ja,“ flüstere ich zurück, „Der bin ich. Schweig jetzt still. Du musst erst zu Kräften kommen, dann kannst Du Deine Nachricht überbringen.“ Sie nickt müde. „Ich werde Dich waschen, wenn es Dir nichts ausmacht. Damit Du Deine Lichtre-

serven so schnell wie möglich wieder auffüllen kannst.“ Sie nickt noch einmal. Wo bekomme ich jetzt nur eine Badewanne für eine Fee her? Ich sehe mich in meinem Zelt um. Mein Blick fällt auf mein Rasierzeug. Lächerlich, dass ich zugelassen haben, dass sie solchen Kram mit sich herumschleppen. Aber die Seifenschale und der Rasierpinsel kommen mir jetzt gerade recht. Ich fülle die Schale mit etwas Wasser aus meiner Trinkflasche. Dann lege ich die Fee vorsichtig hinein. „Sieh mich an, kleine Fee, bitte schlafe mir jetzt nicht ein. Nicht dass Du mir am Ende noch ertrinkst, ja?“ Sie lächelt und nickt ein weiteres mal. Sonst zeigt ihr Körper keinerlei Reaktion. Sie muss völlig entkräftet sein. Was ihr wohl zugestoßen ist? Und was hat sie zu mir geführt? Ist sie eine der Feen aus Leiras und Alynas Stamm? Mit Schwamm und Fingern wasche ich vorsichtig, Stück für Stück die schwarz-rote Kruste von der Haut der Fee. Darunter kommt ein stark geschundener Körper zum Vorschein, übersät von Narben in den verschiedensten Stadien der Heilung. Auch ihre Kleidung, wovon sie nach Feenart ohnehin nicht viel trägt, ist bereits so stark beschädigt, dass sie bei der ersten Berührung zu Staub zerfällt. Meine peinlich berührten Entschuldigungsversuche wehrt sie jedoch mit einem lächelnden Kopfschütteln ab. Zum Schluss drehe ich sie noch vorsichtig auf den Bauch, wobei ich darauf achte, dass sie mit Armen und Kopf über den Rand der Schüssel hängt, damit sie nicht aus Versehen in das Wasser rutschen kann. Dann wasche ich auch noch Rücken und Flügel.

Nachdem ich sie vorsichtig mit meinem Handtuch abgetrocknet habe, baue ich ihr daraus ein Nest und lege sie hinein. Dann stelle ich die Lampe, die mein Zelt erleuchtet, direkt neben sie und lasse das magische Feuer darin etwas heller brennen. Der Rasierspiegel! Ich stelle ihn auf die gegenüberliegende Seite ihres Nestes, sodass er das Licht ebenfalls auf die Fee reflektiert. „Ist das gut so?“ flüstere ich ihr zu. Sie lächelt erleichtert, nickt. Dann schließt sie die Augen und rollt sich in dem Nest zusammen. Als sie eingeschlafen ist, richte ich den Spiegel und die Lampe nochmal so

aus, dass möglichst viel Licht ihren Körper erreicht und ändere die Farbe des Feuers, bis es ein Licht abstrahlt, dass dem der Feen möglichst ähnelt. Keine Ahnung, ob das was bringt, aber irgendwie scheint es mir das Richtige zu sein. Mehr kann ich für den Moment nicht für sie tun. Sie zu heilen, dafür ist sie noch zu schwach. Dafür müsste sie wohl ersteinmal etwas essen. Essen. Ich schicke eine der beiden Zwergenwachen vor meinem Zelt los, aus der Küche ein Schälchen Saft oder Mus aus Früchten zu holen. Zum ersten Mal bin ich froh über die Untertänigkeit der Zwerge, denn sie erspart mir lästige Fragen. „Außer für den Saft möchte ich diese Nacht nicht mehr gestört werden!“ weise ich den zweiten Zwerg an. „Wie der Herr befiehlt,“ antwortet er mit einer tollpatschigen Verbeugung, bei der er strauchelt und fast vornüber fällt. Schmunzelnd kehre ich in das Zelt zurück. Irgendwie kann man diesen Wesen nie wirklich böse sein. Drinnen setze ich mich wieder an den Tisch und wache über die kleine Fee in meinem Handtuch. Tief und fest schläft sie, von Zeit zu Zeit dreht sie sich von der einen auf die andere Seite.

Kurz vor Sonnenaufgang, draußen wird es gerade hell, schrecke ich hoch. Ich muss wohl doch eingeschlafen sein, mit dem Kopf auf dem Tisch. Am Eingang des Zeltes steht der Zwerg, den ich losgeschickt hatte, mit einer kleinen Schüssel voll zermatschten Früchten. Der klebrigen Substanz an seinen Händen zufolge hat er sie selbst gesammelt und zubereitet. Anstelle zu mir zu kommen und zu erklären, dass die Küche keine Früchte vorrätig hat, hat er sich die ganze Nacht um die Ohren geschlagen, um meinen Auftrag zu erfüllen. Ich werde mit seinen Clanführern sprechen, damit sie ihm eine nach ihren Maßstäben angemessene Belohnung geben können. Ersteinmal schreibe ich mir seinen Namen und Clan auf und lasse mir von ihm auch den Namen und Clan des Boten geben, der die Fee letzte Nacht überbracht hat. Er hat ebenfalls eine vernünftige Belohnung verdient. Schließlich schicke ich ihn freundlich wieder hinaus.

Obwohl unsere Unterhaltung weitestgehend im Flüsterton stattfand, ist die Fee erwacht. Müde blinzeln sie mich an. Sie versucht, sich aufzurichten, lässt sich jedoch gleich wieder kraftlos in ihr Nest fallen. „Guten Morgen. Ich habe hier etwas für Dich. Du hast sicher Hunger, oder?“ Sie nickt. Ich nehme etwas Fruchtmus auf den kleinen Finger und halte ihn vor ihren Mund. Langsam leckt sie Portion um Portion auf. Man kann geradezu sehen, wie ihr Licht wieder erstarkt. Irgendwann wehrt sie weitere Fütterungsversuche mit einem lächelnden Kopfschütteln und einem gehauchten „Danke“ ab. Inzwischen ist es draußen schon sehr hell, ein kurzer Blick aus dem Zelteingang zeigt mir, dass die Sonne bereits in einem fast wolkenlosen Himmel aufgegangen ist. Ich nehme die Fee mitsamt ihrem Nest mit nach draußen und setze mich, das Nest vor mir auf dem Tisch, auf eine der taunassen Bänke vor dem Küchenzelt. Ich hätte den Spiegel mitnehmen sollen. Und etwas Wärmeres zum Überziehen. Doch dann sehe ich Yasmin in der Ferne zwischen den Zelten in kurzen Ärmeln umherlaufen und ich verdränge das Kältegefühl.

Die Fee scheint schnell wieder zu Kräften zu kommen. Nach wenigen Augenblicken dreht sie sich bereits selbst in die Sonne. Und als schließlich das Frühstück aufgedeckt wird und sich die Tische um mich herum füllen, sitzt sie schon aufrecht und probiert ihre Flügel aus. „Wie fühlst Du Dich?“ flüstere ich ihr zu. „Gut, Herr Hendrik, Danke.“ kommt ihre leise Antwort. „Würde es Euch etwas ausmachen, wenn wir wieder in das Zelt zurückkehren?“ Ich merke, wie mir das Blut in den Kopf schießt. Wie konnte ich nur! Schnell wickele ich sie in das Handtuch ein, greife noch schnell etwas Brot und bringe sie eilig zurück in mein Zelt. „Es tut mir leid, ich wollte Dich nicht in so eine Lage bringen. Wie heißt Du eigentlich?“ frage ich, während sich die Fee nun selbst aus dem Schälchen mit dem restlichen Fruchtbrei bedient. „Kein Problem. Mein Name ist Noirana. Ich bin eine Jägerin des Mondes.“ Das muss wohl der Stamm sein, dem sie angehört. „Ich wurde, gemeinsam mit einhundert meiner Schwestern, ausgesandt, um Euch, Herr Hen-

drik, eine wichtige Nachricht zu überbringen.“ Was für einhundert Schwestern sollen denn das sein? „Zunächst einmal bitte ich Dich, die förmliche Anrede wegzulassen. Du bist mein Gast, nicht mein Diener. Aber ich habe eine Frage: Wer schickt Dich zu mir?“ Sie richtet sich auf. „Präsidentin Leira,“ sagt sie kurz und knapp, dann lässt sie sich wieder in das Handtuch sinken. Präsidentin? Wovon ist Leira Präsidentin? Doch bevor ich weitere Fragen stellen kann, fährt die Fee schon fort. „Sie hat uns aufgetragen, Dich zu finden, egal wo auf der Welt Du gerade bist. Wir müssen Dir eine äußerst traurige Nachricht überbringen: Kajira, Mutter der Drachen, ist tot.“ Dann schweigt sie, einen ernsten Blick auf mich gerichtet. Ich schlucke. Kajira? Tot? Das kann nicht sein!

„Wie“ ist alles, was ich herausbringe. Mir zittert die Stimme. Und wieso schicken mir ausgerechnet die Feen diese Nachricht? Sollten nicht die Drachen zuerst davon wissen? In meine sich überschlagenden Gedanken mischt sich die leise erzählende Stimme der Fee. Wie hieß sie noch gleich? Noirana. Richtig. „Kajira und Nor Da’el wählten den Wald der Feen aus als ihr zu Hause.“ Wald der Feen? „Wir nahmen ihr Kind in unsere Obhut,“ Kind? „und im Gegenzug versicherten sie, uns und den Wald zu beschützen, wie Kajira es Alynna versprochen hatte. Einige Monate sah es so aus, als hätten wir den Schutz nicht nötig. Einige Feenstämme erwogen sogar bereits, wieder in ihre Heimat zurückzukehren. Dann vor ziemlich genau zwei Wochen fiel ein Schattendrache in unseren Wald ein. Sein schwarzes Feuer verbrannte große Flächen, ohne dass wir etwas dagegen machen konnten. Kajira und Nor Da’el stellten sich ihm entgegen. Zwei Tage und zwei Nächte tobte der Kampf der drei Drachen am Himmel über unserem Wald. Obwohl in der Überzahl, gelang es unseren beiden Beschützern nicht, ihren Vorteil auszuspielen.“

Wie wir inzwischen erfahren haben, fürchteten sie sein schwarzes Feuer, das sie auf der Stelle getötet hätte. Es ist nicht leicht, gegen einen Feind zu kämpfen, wenn man nicht nur sich selbst, sondern auch noch einen ganzen Wald vor dessen Angriffen schüt-

zen muss. Immer wieder gelang es ihm, Löcher in den Wald zu brennen. Irgendwie konnten die Beiden schließlich den Angreifer ermüden und gewannen langsam die Oberhand. Doch Nor Da'el, selbst müde nach dem langen Kampf und mit seinen jungen Jahren noch nicht mit Kajiras Ausdauer ausgestattet, war einen kurzen Augenblick unaufmerksam. Diesen Moment nutzte der Schattendrache, seine letzte Kraft zusammenzunehmen und einen hinterhältigen Angriff auf Nor Da'el zu starten. Er verfehlte sein Ziel nur knapp. Denn Kajira warf sich dazwischen, fing den Feuerball mit ihrem Körper auf und stieß ihren Freund aus der Schusslinie, bevor sie zu Boden stürzte. Der nun völlig geschwächte Schattendrache sah sich einem wütenden, zu neuen Kräften erwachten jungen Walddrachen gegenüber und versuchte, zu fliehen. Er kam bis zur Grenze unseres Waldes, bevor Nor Da'el ihn zur Strecke brachte.“ Noirana macht eine Pause und sieht traurig zu Boden. Die bereits wieder recht kräftige Stimme sackt erneut zu einem Flüstern zusammen. „Sie haben ihr Versprechen gehalten. Doch Kajira hat es mit dem Leben bezahlt. Auch wenn sie nicht auf der Stelle tot war, wie sie vermutet hatte, starb sie kurz darauf umringt von allen Feen in den Armen von Nor Da'el.“

Wäre ich doch nur dort gewesen. Ich hätte sie vielleicht retten können. Wenn Kajira solche Angst vor dem Feuer des Schattendrachen hatte, können vermutlich selbst die besten Heilerinnen der Feen, egal wieviele es sein mögen, wenig auszurichten. Aber ich? Mit meinem Stab und Kajiras magischen Kräften hätte ich bestimmt etwas ausrichten können. Doch es hilft nichts. „Wissen die Drachen schon Bescheid?“ Die hier im Lager offensichtlich noch nicht, denn sonst hätten sie mir sicher davon berichtet – und wären schon längst nicht mehr hier. „Präsidentin Leira schickte eine Botschafterin direkt zu den Drachen. Nor Da'el blieb bei uns, um sein Versprechen, uns zu schützen, zu erfüllen. Obwohl die Präsidentin ihm mehrmals anbot, ihn von seinem Versprechen zu entbinden, entschied er sich, zu bleiben und Kajira persönlich zu begraben. Daraufhin wurden dann aus tausenden Freiwilligen

ehundert Jägerinnen des Mondes ausgewählt, um nach Dir zu suchen. Da auch die Präsidentin nicht mit Sicherheit sagen konnte, wo Du Dich gerade befindest – nur, dass es sehr weit weg sein müsste – wurden wir in alle Himmelsrichtungen ausgeschickt. Keine von uns würde zurückkehren, bevor Du gefunden wärst. Was immer es kosten würde. Und mir ist es gelungen, nachdem ich die Hoffnung schon fast aufgegeben hatte.“ Stolz klingt deutlich aus ihrer Stimme. Mehr zu sich selbst fügt sie leise hinzu: „Ich hoffe nur, es reicht, meine Ehre gegenüber den Schwestern wiederherzustellen.“ Was sie wohl damit meint? Leira ist Präsidentin? Wovon? Und was hat es mit diesem Schattendrachen auf sich? „Ich denke, wir beide sollten die Drachen in diesem Lager über Kajiras Tod informieren, Noirana. Doch zuerst benötigst Du Kleidung.“ Sie nickt zustimmend. „Wir kommen sicherlich auf dem Weg zu ihnen an einer geeigneten Pflanze vorbei, die bereit wäre, eines ihrer Blätter für meine Kleidung zu spenden. Man erzählt sich im Feenwald, dass Du Botschafterin Alyna monatelang umhergetragen hast, als sie selbst nicht fliegen konnte? Stimmt das?“ Schmunzelnd antworte ich, dass das der Wahrheit sehr nahe kommt, obwohl es sich nur um ein paar Tage gehandelt hat. Dann biete ich Noirana an, wie damals Alyna in meiner Brusttasche zu reisen, wann immer sie es möchte. Als sie sich von ihrem ersten Staunen erholt hat, stopft sie sich schnell noch ein wenig Fruchtbrei in den Mund und kommt dann zügig herübergeflogen, um gleich darauf in meiner Brusttasche zu verschwinden.

Ich verlasse das Zelt und wende mich Richtung Süden, wo vor der Befestigung der inzwischen riesigen Zeltstadt die Drachen ihr Lager aufgeschlagen haben. Ein Bote könnte die Strecke von meinem Zelt bis zum Lager der Drachen sicher in einer guten halben Stunde bewältigen, aber ich werde immer wieder von Bewohnern der Zeltstadt aufgehalten. Überall gibt es kleine oder größere Probleme aller Arten zu lösen. Vom Streit unter Nachbarn über Krankheiten bis hin zum Wetter. Wobei ich für Letzteres nicht kann und mir auch nur schwer vorstellen kann, dass jemand Sonnen-

schein als unangenehm empfindet. Soll er doch drinnen bleiben. Aber das darf ich natürlich nicht laut sagen, und so höre ich mir die Klagen an und entschuldige mich für die Unannehmlichkeiten. Ich kann mir nicht erlauben, irgendjemanden zu vergraulen. Erst als wir den Lärm der Zeltstadt hinter uns gelassen haben, steckt Noirana wieder ihren Kopf aus der Tasche heraus. Die Hälfte der Strecke außerhalb ist fast geschafft, als sie mich neben einem kleinen Strauch mit unverhältnismäßig großen Blättern anhalten lässt. Nachdem ich ihr versichert habe, dass weit und breit niemand zu sehen ist, springt sie aus der Tasche und gleitet mit ihren Flügeln elegant zu Boden. Dort angekommen greift sie einen der Zweige des Strauches und beginnt eine leise Melodie zu summen. Der Strauch scheint zu zitternd zu antworten. Dann fällt eines der großen Blätter herunter, fast so groß wie Noirana selbst. Sie nimmt es auf und wickelt es um sich herum., dabei nur Arme, Beine, Kopf und Flügel aussparend. Die ganze Zeit summt sie weiter diese Melodie. Das Blatt verändert sich, presst sich enger an ihren Körper. Dann reißt es rund um Bauch und Hüfte auf, gibt zunächst den Bauchnabel frei. Es bildet sich zurück, nach oben, nach unten, in alle Richtungen, bis nur noch eine Art Bikini von dem Blatt übrig bleibt. Damit verstummt Noiranas Summen. An der Stelle des Strauches, wo zuvor noch Noiranas Blatt hing, hat sich eine kleine Knospe gebildet. In den nächsten Tagen wird wohl ein neues Blatt den Strauch zieren. Feenmagie, wie konnte ich sie nur vergessen?

In Sichtweite des Drachenlagers verkriecht sich die inzwischen fröhlich umherflatternde Fee wieder in meiner Brusttasche. Versteckt sich geradezu darin. Wovor hat sie Angst? Ich halte an. „Was ist los, Noirana? Ich denke, Du solltest mit den Drachen sprechen, nicht ich. Denn ich kann keine ihrer Fragen beantworten. Also, komm heraus. Du hast doch etliche Wochen mit Kajira und Nor Da’el in ein und demselben Wald gelebt – wovor fürchtest Du Dich also?“ Leise, und dumpf, vom Stoff des Mantels gedämpft, kommt ihre Antwort. „Wir Jägerinnen des Mondes wa-

ren die erbittertesten Feinde der Drachen, als damals der Pakt zerbrach. Meine Vorfahren haben mehr Drachen getötet, als alle anderen Feenstämme zusammen. Ich bin aufgewachsen in dem Glauben, dass Drachen nichts Anderes wollen, als uns zu vernichten, und ausgebildet worden mit dem Ziel, eines Tages im Kampf gegen einen Drachen mein Leben zu lassen. Im Wald der Feen war es leicht, die Drachen zu dulden. Wir waren viele tausend Feen, und die Drachen durch ein Versprechen gegenüber der Botschafterin gebunden. Doch jetzt stehe ich alleine. Auch wenn ich Dir vertraue, so fällt es mir doch schwer, zu ignorieren, was man mir mein ganzes Leben lang beigebracht hat.“ Das also ist es. Vorurteile und Angst. Wie sich das wohl mit der Ehre gegenüber ihren Schwestern verträgt? „Du willst Deine Ehre wiederherstellen? Dann tritt den Drachen gegenüber. Ohne Waffen. Ohne Magie. Einfach nur Du selbst. Und berichte Ihnen, was geschehen ist. Dann wirst Du sehen, dass sich Deine Lehrer geirrt haben. Und zwar nicht nur in Kajira und Nor Da’el.“ Ich gehe weiter auf das Lager der Drachen zu. Dort angekommen rufe ich alle Drachen auf dem Versammlungsplatz zusammen. Wie in einem riesigen Amphitheater, mit mir auf der Bühne, drängen sich große und kleine Drachen dicht aneinander vor mir. Als schließlich Ruhe einkehrt, beginne ich. „Meine lieben Freunde. Ich bringe Euch einen Boten mit Nachricht von Kajira, Mutter der Drachen.“ In diesem Moment, als hätten wir das zuvor abgesprochen, springt Noirana aus meiner Brusttasche heraus und fliegt in einer eleganten Kurve zu einem größeren Felsstein, der flach vor mir liegt und dabei ein paar Zentimeter aus dem umliegenden, weitestgehend platt getretenen Gras herausragt. Im Verhältnis zu der Fee wirkt er tatsächlich wie eine Bühne. Ein Raunen geht durch die Reihen. Auch wenn sie alle von der Erneuerung des Bündnisses zwischen Feen und Drachen gehört haben: Eine Fee zu sehen, dazu hatten die jüngeren von ihnen noch nie, und die älteren schon sehr lange keine Gelegenheit mehr. Ein Drachenjunges kommt neugierig heran getapst. Ganz nah, und beschnuppert Noirana von allen Seiten, bevor seine Mutter es am es mit dem Maul am Schwanz packt und wieder vor

sich hinsetzt. Noirana lässt sich nichts anmerken. Steif wie eine Statue steht sie da und blickt den Drachen ins Gesicht, während die sie neugierig betrachten. „Ich präsentiere Euch Noirana, Botin von Leira, der Präsidentin der Feen.“ Sie verneigt sich, dann übernimmt sie das Reden. Still und ernst verfolgen die Drachen ihre Geschichte. Dem Ende der Geschichte folgt ein tiefes Schweigen. Einer jüngeren Drachenfrau läuft eine Träne über die Wange. Viele Drachen scharren mit den Füßen während sie stumm zu Boden blicken. Die Mutter des vorlauten Kleinen leckt immerwieder gedankenverloren ihr Baby ab, welches sie schon ziemlich missmutig anbrummt, als wollte es ihr mitteilen, dass es jetzt sauber genug ist. Schließlich spricht Dora. „Wir danken Dir, Noirana, für diese Nachricht. Es ist nicht Deine Schuld, dass sie so traurig für uns alle ausfällt.“

Hendrik,“ wendet sie sich an mich, „Die Drachen werden sofort zu Kajiras Grab aufbrechen, um dort nach Art der Drachen gemeinsam Abschied von ihr zu nehmen. Willst Du uns begleiten?“ Ich nicke. Yasmin wird mich in der Zwischenzeit hier vertreten. „Gebt mir ein paar Stunden, um meine Angelegenheiten hier zu ordnen, und Yasmin zu informieren. Dann werden Noirana und ich Euch begleiten.“ Daraufhin kehrt Noirana zu mir zurück und stellt sich auf meine Schulter. Dora nickt und wendet sich ab. Auch die übrigen Drachen begeben sich zu ihren Behausungen und Nestern. Allen ist die tiefe Trauer anzumerken. Und doch ist auch die Aufbruchsstimmung bei vielen bereits zu merken. Nur die kleinsten tapsen, um Aufmerksamkeit bettelnd neben ihren in Gedanken versunkenen Müttern her.

Zügig kehre ich, Noirana noch immer auf meiner Schulter, zum Lager zurück. Das lebendige Treiben hier ist so gar nicht nach meinem Geschmack gerade. Aber schlechte Nachrichten verbreiten sich ohnehin schnell genug, und meine Stimmung ist kein Grund, das noch zu beschleunigen. Mal abgesehen davon, dass davon auszugehen ist, dass es in Zukunft noch schlimmer kommen wird. Ich spüre Yasmin irgendwo zu meiner Rechten und bewege mich ziel-

strebig auf möglichst kurzem Weg zwischen den Zelten auf sie zu. In dieser Richtung befindet sich nicht viel, nur die Höhlen der Duranjar, welche von den übrigen Lagerbewohnern gemieden werden. Soweit ich weiß, hat man sich daher entschieden, in der Gegend die Vorräte unterzubringen. So muss man nur dort hin, um etwas zu holen und kann schnell wieder verschwinden. Verständlich, auch mir sind diese Spinnenmenschendehyphn immernoch unheimlich. Interessanterweise schwinden die Vorräte jetzt längst nicht mehr so schnell wie früher, bevor die Abgesandten der Duranjar zu uns stießen. Offensichtlich hält ihre Anwesenheit auch den einen oder anderen Langfinger in Schach.

Durch die Reihen von Zelten und Erdlöchern, in denen all die Waren eingelagert sind, die so viele Wesen tagtäglich benötigen führt mich mein Gefühl zu einem künstlich aufgeschütteten kleinen Hügel. Einer der Eingänge zu den unter der Erde befindlichen Höhlen der Duranjar. Yasmin ist dort unten, und wenn ich nicht warten will, bis sie irgendwann wieder herauf kommt, werde ich ihr wohl folgen müssen. Also mache ich mich nach kurzem Zögern auf, hinab in die Dunkelheit. Nach wenigen Schritten ist es bereits so dunkel, dass ich eine kleine Flamme vor mir herschweben lassen muss, um nicht über irgendwelche Steine am Boden zu stolpern. Beachtlich, wie es diesen Wesen gelingt, in diesem weichen Boden, der so gar nichts mit dem harten Felsgestein ihres Heimatgebirges zu tun hat, stabile Gänge und Höhlen zu errichten. Und zwar ganz ohne jede Abstütz-Vorrichtungen, wie sie in Bergwerken meiner Welt üblich sind. Meine Welt. So weit weg. Kaum mehr als eine Erinnerung. Doch bevor ich mich tiefer in meinen Gedanken verlieren kann, öffnet sich bereits der Gang zu einer relativ großen Höhle. Natürlich bei weitem nicht so groß, wie die in den Felsen damals. Doch groß genug, um einer größeren Familie als Wohnung zu dienen.

Ich lasse die Flamme erlöschen, denn ich will ja schließlich die Bewohner dieser Höhle nicht verärgern. Die Duranjar lieben die Finsternis und meiden das Licht. Wobei ich inzwischen vermute,

dass diese Scheu vor allem darauf zurückzuführen ist, dass all ihre Sinne an die beinahe ewig währende Nacht ihrer Heimat angepasst sind. Es dauert ein paar Augenblicke, bis sich meine Augen soweit an die Dunkelheit gewöhnt haben, dass ich den schwachen Schimmer, der Yasmin stets umgibt, am anderen Ende der Höhle erkennen kann. Ich räuspere mich vorsichtig, um ihre Aufmerksamkeit auf mich zu lenken. Obwohl das Geräusch laut in der Höhle widerhallt, vermag ich von Yasmin keinen Laut zu vernehmen. Doch ohne etwas sehen zu können, wage ich es auch nicht, weiter in die Finsternis hinein zu gehen. Also räuspere ich mich nochmal. Diesmal etwas lauter. Ich erschrecke von dem Echo, das mir antwortet. Doch offensichtlich bin ich diesesmal laut genug gewesen. Jedenfalls bewegt sich nun der Lichtschimmer, wird größer, kommt auf mich zu. Es dauert eine Weile, bis mir klar wird, warum sie mich nicht früher gehört hat. Ich hatte angenommen, Yasmins Licht wäre schwach und sie würde daher nur wenige Meter entfernt stehen. Tatsächlich sehe ich aber nun, dass sie um einiges heller leuchtet als die Flamme, die mich hier herunter geleitet hat. Während Yasmin sich völlig geräuschlos bewegt vernehme ich etwas links von ihr, außerhalb der Lichtkugel, die sie umhüllt, die an Boden und Decke reflektiert, die trippelnden Schritte des Bewohners dieser Höhle. Doch bevor die beiden mich erreichen, halten sie an, Yasmin verbeugt sich vor ihrem Gesprächspartner, woraufhin sich die trippelnden Schritte wieder entfernen. Sie blickt ihnen noch einen Augenblick hinterher, dann gleitet sie in ihrer eleganten Art weiter zu mir herüber. Ich drehe mich ohne ein weiteres Wort um, entzünde eine kleine Flamme und mache mich auf den Rückweg an die Oberfläche. Ich muss mich nicht umsehen, um zu wissen, dass Yasmin mir mit nur wenigen Schritten Abstand folgt. Erst als das Erdloch außer Sicht ist, halte ich an und drehe mich zu ihr um. Erwartungsvoll sieht sie mich an. Keine Fragen. Noirana kommt aus ihrem Versteck in meiner Brusttasche herausgekrochen. Man muss kein Gedankenleser sein, um den die Überraschung in Yasmins Gesicht zu erkennen. Ich setze mich auf eine der herumstehenden Holzkisten, Yasmin nimmt im

Schneidersitz auf dem Boden platz. Noirana sieht mich kurz an, ich nicke, woraufhin sie zu Yasmin fliegt, sich auf die dargebotene Hand setzt und leise ihre Geschichte wiederholt. Kürzer dieses Mal, ohne Ausschmückungen. Ich versuche nicht zuzuhören, konzentriere mich auf alles andere. Meine Schuhe. Den Himmel. Die Berge. Wieder meine Schuhe. Immer wieder meine Schuhe. Ich spüre die Traurigkeit immerwieder in mir aufsteigen. Und ringe sie jedesmal aufs Neue nieder. Es kostet mich alle Kraft, nicht zu weinen. Nicht jetzt! Nicht hier.

„Du gehst mit den Drachen?“ reißt sie mich unvermittelt aus meinen Gedanken. Ich sehe sie traurig an und nicke. „Gut. Grüß’ bitte die Drachen und Feen von mir. Ich werde mich hier solange um alles kümmern.“ Ich schlucke, obwohl mein Mund staubtrocken ist. „Danke“ formen meine Lippen, während mir nur ein Krächzen über sie kommt. Ich räuspere mich. „Da wäre noch etwas. All die Feen, die ausgesandt wurden, um mich zu finden, uns zu finden, sind nun in aller Welt verstreut. Kannst Du sie wiederfinden? Sie einsammeln?“ Sie sieht mich nachdenklich an. „Ich werde mir etwas überlegen.“

Das genügt mir als Antwort. Auf Yasmin kann man sich verlassen. Sie wird einen Weg finden. „Danke,“ sage ich, dann drehe ich mich um und schlage den direkten Weg zu meinem Zelt ein. Ich kann Yasmins Blicke in meinem Rücken spüren. Doch sie folgt mir nicht. Nur Noirana findet sich ein paar Schritte weiter wieder auf meiner Schulter ein. Schweigsam, mit gesenktem Blick durchquere ich das Lager. Meine Gedanken springen von Kajira zu den Feen zu Yasmin und wieder zurück. Drehen sich im Kreis.

Überrascht stelle ich fest, dass ich plötzlich vor meinem Zelt stehe. Nicht so sehr, weil ich mich kaum an den Weg hierher erinnern kann, sondern weil niemand mich unterwegs angehalten hat, um irgendwelche Fragen zu klären. Doch vor meinem Zelteingang steht die Erklärung dafür. Etwa zwanzig Zwerge stehen dort, gekleidet in voller Rüstung und mit Reisegepäck auf der Schulter.

Besonders schweigsam sind die Zwerge also nicht. Ringsum haben sich ein paar Zuschauer eingefunden, die teils scheu, teils erwartungsvoll das Geschehen beobachten. Eigentlich hatte ich vor, alleine abzureisen. In aller Stille. Yasmin hätte dann die richtigen Worte an sie gerichtet. Ich winke den Anführer der „Garde“ heran. Man kann ihn gut daran erkennen, dass seine Rüstung ein gutes Stück wertvoller und bunter aussieht, als die seiner Kameraden. „Ich dulde keine Diskussionen,“ beginne ich das Gespräch. Nicht gerade taktvoll, aber jetzt ist nicht der Augenblick für Widerspruch. „Suche die vier Besten unter Deinen Männern aus. Die Übrigen bleiben hier und kehren zu ihren normalen Aufgaben zurück. Außerdem obliegt es ihnen, Yasmin dabei zu unterstützen, die Ordnung im Lager aufrecht zu erhalten.“ Keine Reaktion von meinem Gegenüber. Also fahre ich fort. „Schickt einen Boten zu Yasmin mit der Bitte, heute Abend alle Bewohner hier zu informieren. Ich werde jetzt meine Sachen packen. Dann brechen wir auf.“ Damit gehe ich in das Zelt und lasse die Welt da draußen hinter mir. Ich muss mich hinsetzen. Nein, bloß nicht. Wer weiß, wann ich mich je wieder aufraffen kann. Mit Noiranas Hilfe packe ich schnell das Nötigste in einen kleinen Rucksack. Ob die Zwerge an Nahrungsmittel für die Reise gedacht haben? Wahrscheinlich haben sie viel zu viel zusammengetragen. Mehr als ein paar Tage werden wir kaum unterwegs sein. Naja, ich muss es ja nicht tragen. Und den Drachen wird es nicht allzu viel ausmachen.

Mein Gepäck in einem kleinen Rucksack zusammengeschürzt werfe ich es mir über die Schulter. Dann schlage ich den Zelteingang zur Seite und folge Noirana nach draußen. Fünf Zwerge stehen dort und sehen mich an. Ohne ein weiteres Wort beginne ich den Weg zum Lager der Drachen und sie folgen mir mit etwas Abstand. Je näher wir den Drachen kommen, umso dichter bleibt Noirana bei mir. Schließlich setzt sie sich auf meine Schulter und lässt sich den restlichen Weg tragen. Die Drachen sind bereits zur Abreise bereit. Erwartungsvoll blicken sie uns entgegen. Ein beeindruckendes Bild. Immer wieder. So viele Drachen auf einem

Flecken zu sehen. Und im Mittelpunkt ihrer Aufmerksamkeit zu stehen ist nicht unbedingt ein besonders angenehmes Gefühl. Dora tritt aus ihrer Mitte hervor und legt sich vor mir hin. Zwei weitere Drachen, ein Mann und eine Frau, deren Namen ich nicht kenne, machen es ihr nach. Hinter ihnen sehe ich vier weitere Drachen, die mit allerlei Gepäck bepackt sind. Die Zwerge haben wirklich eine Menge Zeug eingepackt.

Während ich gemeinsam mit dem Zwergenführer auf Doras Rücken klettere, begeben sich je zwei der Zwerge auf die Rücken der anderen beiden Drachen. Noirana verschwindet in der Brusttasche meines Mantels und kaum, dass wir uns hingesetzt und Halt an den Schuppen des Rückenpanzers gefunden haben, hebt die Schar der Drachen fast lautlos in einer riesigen Staubwolke ab. In einer Spirale über dem Tal, in dem das Lager liegt gewinnen wir schnell an Höhe. Erst von hier oben wird klar, wie groß das Lager inzwischen geworden ist. Auf derselben Fläche fände bereits eine mittelgroße Stadt problemlos Platz. Wenn ich zurück bin, werde ich mir Gedanken um eine vernünftige Befestigung machen müssen. Mobil ist dieses Lager mit seiner chaotischen Struktur und den tausenden Zelten schon lange nicht mehr. Dann können wir auch gleich Nägel mit Köpfen machen.

Im nächsten Augenblick ist das Lager aus meinem Sichtfeld verschwunden und in atemberaubender Geschwindigkeit zieht das Drachenheer über den nachmittäglichen Himmel. In der Ferne sehe ich vor uns eine Unwetterfront, doch die Drachen scheinen sich davon nicht beeindrucken zu lassen. Zielstrebig ziehen sie in südwestlicher Richtung. Ich blicke mich um. Nichteinmal die wenigen Kinder haben sie zurückgelassen. Sie reisen auf den Rücken ihrer Mütter. Flach geduckt, um dem Wind, der uns um die Ohren rauscht keine Angriffsfläche zu bieten.

Dann erreichen wir die Wolken. Und mit ihnen den Regen. Wie aus dem Nichts prasselt plötzlich soviel Wasser auf uns herunter, dass ich binnen Sekunden bis auf die Haut nass bin. Soviel, dass

ich kaum Doras Kopf vor mir durch den Regen hindurch erkennen kann. Dunkel wird es, und kalt. Ich schiebe das Frösteln weg. Auch der Zwerg neben mir zeigt keinerlei Anzeichen, dass das Wetter plötzlich so ungemütlich geworden ist. Ich hole Noirana vorsichtig aus der Tasche heraus, mit dem Rücken zum Wind sitzend, und setze sie in eine der Innentaschen meines Mantels. Auch wenn es dort genauso nass ist, wie draußen, so ist sie doch ein bisschen geschützter. Nach ein paar endlosen Stunden im Dunkelgrau des Regens endet er so abrupt, wie er begonnen hat. Inzwischen ist es Nacht geworden. Und ohne die Wolken ist es in der nassen Kleidung noch kälter. Schließlich setzt Dora, und mit ihr auch alle anderen Drachen, zur Landung an. In der Dunkelheit kann ich unser Ziel nicht sehen, doch kaum jemand kennt diese Welt so gut, wie die Drachen. Und in ihrer Mitte fühle ich mich auch sicher genug, dass ich ihnen gerne bei der Wahl des Nachtlagers vertraue. Wenige Augenblicke später sind wir gelandet. Mit beeindruckender Geschwindigkeit, die dem rasanten Flug der Drachen in Nichts nachsteht, bauen die Zwerge zwei Zelte auf, eins für mich und eins für sich selbst. Beide gleich groß. Warum auch immer. Aber egal, jetzt ist es ohnehin zu spät, um mit ihnen darüber zu streiten. Nachdem ich mit Dora mich auf den Sonnenaufgang geeinigt habe für unsere Weiterreise, gehe ich in mein Zelt. Aus dem Zwergenzelt steigt bereits schwach erleuchteter Rauch eines kleinen Feuers auf. Auch ich entfache sofort in der Mitte des Zeltes ein kleines magisches Feuer. Auf dem Tisch neben meinem Bett – sie haben tatsächlich einen Tisch und ein Bett mitgenommen – steht eine Schale mit Früchten für Noirana und etwas Essen für mich. Und eine Lampe. Aus meinem Rucksack krame ich das Handtuch hervor, aus dem ich ein Nest für Noirana baue. Ich stelle die Lampe daneben, schließe sie bis auf einen kleinen Spalt, gerade groß genug, um Licht auf das Handtuch fallen zu lassen. „Noirana, hilfst Du mir bitte, das Licht so einzustellen, wie Du es brauchst?“ Sie klettert in das Nest und ich stelle die Früchteschale neben ihr hin, sodass sie bequem im Bett essen kann. Dann entfache ich ein kleines Feuer in der Lampe. Vorsichtig spiele ich mit

Helligkeit und Farbe der Flamme, bis Noirana fröhlich in die Hände klatscht. Inzwischen ist es angenehm warm im Zelt geworden, ich regele das Feuer in der Zeltmitte etwas herunter und hänge das Essen darüber, damit es etwas aufgewärmt wird.

Nach dem Essen ziehe ich meine Kleidung aus und hänge sie an den Zeltstangen zum Trocknen auf. Ich reduziere die Flamme auf ein Minimum, gerade genug, um die Kälte aus dem Zelt heraus zu halten und die Kleidung bis morgen trocken zu bekommen. Auch Noirana hat ihre Kleidung auf dem Handtuch zum Trocknen ausgebreitet. Jetzt, da die Lampe die einzige Lichtquelle im Zelt ist, fallen mir ihre Narben und Wunden wieder auf. Ich wickele mich in die Bettdecke ein und setze mich auf die Bettkante an den Tisch. „Noirana, wenn Du nichts dagegen hast, würde ich Dich gerne heilen. Die Wunden und Narben, die Du auf Deiner Suche nach mir davongetragen hast.“ Sie sieht mich mit großen Augen an. „Bleib einfach ruhig und entspannt liegen.“ Sie nickt. Ich lege meinen Zeigefinger auf ihre Stirn. Ich taste im Geist nach den Wunden. Sie ist so klein, so schwach, dass es mir schwer fällt, sie überhaupt zu finden. Doch schließlich kann ich meine Sinne auf sie konzentrieren. Da sind sie, die Wunden und die Schmerzen. Ich kann sie fühlen. Tapferes kleines Ding. Schwach spüre ich die Wärme des heildenden Feuers von meinem Finger ausgehend auf ihren Körper übergreifen. Erschrocken zuckt sie zusammen, will sich der Berührung entziehen. Doch ich lächele sie an, streichele sie sanft mit der anderen Hand. „Keine Angst. Bleib ruhig liegen.“ Sie entspannt sich wieder. Die Wunden zu heilen ist nicht weiter schwer, nur die Magie will vorsichtig dosiert sein für so ein kleines Wesen. In ihrer rechten Hand entdecke ich noch einen gebrochenen Knochen, den ich ebenfalls heile. Erneut zuckt sie kurz zusammen. Knochen zu heilen ist nie ganz schmerzfrei. Doch indem ich die Verbindung zu ihr beende, sinkt sie erschöpft und glücklich lächelnd in ihrem Nest zusammen. Alle Narben sind verschwunden. Ich reiche ihr noch ein paar Früchte, die sie gierig verschlingt,

bevor sie sich zusammenrollt und einschläft. Dann lege auch ich mich schlafen.

Klappernde Blechtöpfe wecken mich am nächsten Morgen. Durch den Rauchabzug in der Decke kann ich sehen, dass noch mindestens eine Stunde bis zum Sonnenaufgang verbleibt. Aber vor der Weiterreise täte mir etwas Essen wirklich gut. Also schwinde ich mich im Halbdunkel des Zeltens aus dem Bett. Der Boden ist kalt. Die Luft ist kühl, aber nicht unangenehm. Das kleine Feuer hat gute Dienste geleistet. Ich prüfe die Kleidung. Sie ist zwar nicht ganz trocken, aber längst nicht mehr so nass, wie noch gestern abend. Hinter mir höre ich ein leises Rascheln auf dem Tisch. Über meine Schulter sehe ich, dass Noirana gerade dabei ist, sich anzuziehen. „Guten Morgen!“ begrüßt sie mich. Ich nicke, dann nehme ich meine Sachen von den Wänden und ziehe mich an. Es bedarf einiger Anstrengung, das klamme Gefühl auf der Haut zu verdrängen. Dann begeben sich mich, begleitet von Noirana, nach draußen. Dort erwartet mich bereits einer der Zwerge. Es ist noch zu dunkel um allzu weit zu sehen. Doch soweit ich beurteilen kann, befinden wir uns auf einer sehr großen freien Fläche. Weit und breit ist kein Baum zu sehen. Die Luft ist eisig und dünn. Vermutlich sind wir relativ weit oben. Eine Hochebene oder so.

Nach einer kurzen, geflüsterten Begrüßung geht der Zwerg voraus, geleitet mich zwischen den Drachen hindurch. Die meisten von ihnen scheinen noch zu schlafen, Dora eingeschlossen. Nur hier und da sind ein paar Drachen dabei, zu fressen oder sich zu putzen. Ein paar Mütter säugen gerade ihre Kinder. Nicht weit von unseren Zelten entfernt ist ein kleiner See. An seinem Ufer schlafen und trinken ein paar Drachen. Zwischen ihnen haben die Zwerge einen Tisch und ein paar Stühle aufgebaut. Zwei Plätze sind noch frei. Bereits eingedeckt mit einem Teller voll Essen und einem Becher mit Wasser. Wir setzen uns zu der schweigsamen Runde und gemeinsam beginnen wir das Frühstück. Mit dem sich langsam aufhellenden Himmel erwacht das Lager immer mehr zum Leben. Nach und nach kommen alle Drachen zum

See heran, um ein paar tiefe Züge des klaren Wassers zu nehmen. Während die Zwerge nach dem Essen direkt zu unseren Zelten zurückkehren – vermutlich, um sie für die Weiterreise wieder zusammenzupacken – kommt Dora zu mir. Naja, eigentlich kommt sie zum See, schwimmt eine äußerst kleine Runde – mehr gibt der See einfach nicht her für so einen großen Badegast – und bleibt schließlich wie ein gestrandeter Wahl am mir gegenüberliegenden Ende des Tisches liegen. Sie sieht mich an. „Guten Morgen, Dora,“ begrüße ich sie. „Guten Morgen, Hendrik.“ Sie klingt ernst. Soweit man aus dem Grummeln eines Drachen seine Stimmung heraushören kann. „Wie geht es den Drachen? Haben alle halbwegs gut geschlafen letzte Nacht?“ Dora schließt die Augen für einen Augenblick. Dann sieht sie mich traurig an. „Ja, soweit geht es uns allen gut. Doch ich habe Nachricht bekommen von einer anderen Gruppe. Sie wurden in der Nacht überfallen und mussten flüchten. Ich weiß nicht, ob es Verletzte oder Tote gab. Doch um nicht noch auf ihrem Weg in eine Falle zu geraten oder sonst irgendwie die Kinder zu gefährden, kommen sie hierher. Sie werden etwa eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang hier eintreffen. Dann brechen wir gemeinsam auf.“ Inzwischen ist die Sonne bereits über dem Horizont erschienen. Der Himmel ist nicht ganz wolkenlos. Ein paar Fetzen treiben hier und da und reflektieren das Rot der aufgehenden Sonne. Rings um uns wabert dünner Nebel. Noch eine halbe Stunde. Gerade genug Zeit, um die Sachen zu packen und für ein wenig Morgenhygiene. Also stehe ich auf und mache mich auf den Weg zu meinem Zelt. Dora bleibt im Wasser, lässt sich ein paar Meter weiter hineingleiten. Während ich mich vom Ufer entferne und meinen Weg zwischen den teils liegenden, teils stehenden, teils umherwandernden Drachen suche, sehe ich im Augenwinkel, wie ein Drache, dem Anschein nach ein gutes Stück jünger als Dora, der sich zuvor in der Nähe des Ufers herumgedrückt hatte, langsam zu Dora ins Wasser steigt und sich neben sie legt. Seinen Kopf auf ihren. Ich muss schmunzeln. In all dem Leid doch noch das Glück einer frischen Liebe erleben zu können.

Unsere Zelte und Sachen sind zusammengepackt und auf einen der Drachen verladen. Heute haben sich sechs andere freiwillig gemeldet, den Transport der Zwerge und unseres Gepäcks zu übernehmen. Nur Dora ließ es sich nicht nehmen, mich und Tordar, den Anführer meiner Zwergengarde hier, zu tragen. Wir sitzen, umringt von dem aufbruchbereiten Drachenheer, bereits alle auf dem Rücken unserer Drachen und warten auf die Ankunft der anderen Gruppe. Beim Aufsteigen habe ich Dora erklärt, dass ich darauf bestehe, dass ihr Freund heute an ihrer Seite reist. Also steht Karol, das ist sein Name, etwas schüchtern neben uns. Naja, etwas schräg hinter uns, und mit etwas Abstand. Aber immerhin. Den vereinzelt den Blicken der Drachen um uns herum nach ist die Beziehung zwischen den Beiden schon lange kein Geheimnis mehr. Die Älteren schmunzeln, die Jüngeren, Männer wie Frauen gleichermaßen schauen etwas neidisch – offensichtlich sind Dora und Karol in den Augen eines jungen Drachen äußerst attraktive Vertreter ihrer Art.

Plötzlich kommt Bewegung in die Menge. Köpfe recken sich nach oben und vor uns entsteht eine ziemlich große freie Fläche. Wie ein Kometenschauer fallen etwa zwanzig schwarze Flecken aus dem blau-roten Himmel. Schnell werden sie größer. Unsere „Verstärkung“ ist eingetroffen. Die Drachenmütter verstecken ihre Kinder unter ihren Flügeln, alle erwachsenen Drachen drehen die Köpfe von der Landefläche weg. Warum, wird klar, als mir plötzlich ein wahrer Sandsturm ins Gesicht schlägt, in dessen Mitte die kleine Gruppe landet. Schnell schütze ich mein Gesicht mit den Händen, dann legt sich der Staub wieder. Mit allgemeinem, für mich unverständlichem Grummeln begrüßen sich die beiden Gruppen. Ihr Anführer kommt zu uns herüber, während die Übrigen ratlos in der Mitte stehen. Unter ihnen auch eine Mutter mit zwei Kindern. Überhaupt sind relativ viele Kinder in der Gruppe. Jedenfalls im Vergleich zu unserem Heer. Insgesamt acht zähle ich. Also fast die Hälfte. Ungewöhnlich viel. „Hallo Dora.“ Ernst und erschöpft wirkt er. „Endlich haben wir Euch gefunden.“ Sie nickt.

„Seid uns willkommen. Doch ich hatte mit einer größeren Gruppe gerechnet.“ Besorgnis schwingt in ihrer Stimme mit. „Wir waren fünfzig, als wir vor zwei Tagen aufbrachen. Eine Fee fand zu uns und überbrachte ihre traurige Geschichte.“ Noirana regt sich in meiner Tasche, streckt neugierig ihren Kopf heraus. „Unsere Reise verlief soweit ohne besondere Vorkommnisse. Doch diese Nacht wurden wir plötzlich von einem Gewitter geweckt. Ein Gewitter, wie ich zuvor noch keines gesehen habe. Als wir erwachten, waren die ersten zehn von uns bereits tot, darunter auch zwei der Kinder. Blitz um Blitz schlug ein. So zielsicher, fast jeder Schlag ein tödlicher Treffer. Selbst in der Luft konnten wir ihnen nicht entfliehen. Weitere Freunde und Verwandte stürzten, vom Blitz getroffen, zu Boden. Wir mussten die Toten und Verletzten zurücklassen, feige fliehen. Und die Blitze folgten uns. Auch wenn sie keine tödliche Wirkung mehr erzielen konnten, die Verletzungen sind schwer. Und obwohl wir uns den Transport der Kinder teilten, so sind wir doch erschöpft. Wir benötigen Eure Hilfe, wenn unsere gemeinsame Reise zügig fortgesetzt werden soll.“ Eine Träne rinnt über seine Wange.

Während Dora den Transport der Kinder und Verletzten organisiert, komme ich ins Grübeln: so ein Gewitter klingt nicht nach einem natürlichen Phänomen. Sondern nach Magie. Viel Magie. Mehr, als ein einzelner Magier lenken könnte, vor allem mit solcher Präzision. Vermutlich eine größere Gruppe dunkler Magier. Aber wie haben sie gewusst, wo die Drachen lagern? Woher wussten sie, wann die Drachen dort vorbei kommen würden? Gut, sie könnten sie natürlich zufällig dort getroffen haben. Aber spontan mal eben eine Gruppe Drachen überfallen? Klingt nach keinem besonders cleveren Vorgehen. Da steckt doch sicher mehr dahinter.

Noirana zupft mich am Kragen. Die Fee. Fast hätte ich sie vergessen. Ich tippe Dora an. Sie lässt mich herunter und stellt mich dem anderen Drachen vor. „Hallo Aaron,“ begrüße nun auch ich unseren Gegenüber. „Ich kann jetzt sicher nicht Euch allen helfen, aber vielleicht kann ich wenigstens die schwersten Wunden heilen. Zu-

vor habe ich aber noch eine andere Frage. Du sprachst vorhin von einer Fee, die zu Euch gekommen ist. Begleitet sie Euch?“ Aaron mustert mich skeptisch. „Wir mussten sie auf unserer Flucht zurücklassen. Ich hoffe nur, dass sie sich gut versteckt hat. Sobald wir uns wieder erholt haben, werden wir dorthin zurückkehren und die Toten begraben. Dann werden wir sie hoffentlich wiederfinden.“ Er hat Recht. Jetzt dorthin zu gehen, selbst mit dieser großen Gruppe, würde bedeuten, den Angreifern dort direkt in die Arme zu laufen. Sie wissen vermutlich, dass die Drachen zurückkehren werden, doch wenn wir den Zeitpunkt wählen, könnten wir das Überraschungsmoment vielleicht auf unserer Seite haben.

Ich begleite Aaron zu den Schwerstverletzten. Darunter die Mutter der zwei Kinder, eines ihrer Kinder. Ein sehr kleines Kind ist auch dabei. Es hat beide Elternteile verloren, erfahre ich von Aaron. Hilflos und ohne jede Orientierung tapst es zwischen den anderen Drachen umher. Bleibt immer wieder stehen, um sich suchend umzuschauen. Schreit. Vermutlich nach seinen Eltern. Es hinkt auf dem rechten Hinterbein. Sein rechter Flügel ist halb verbrannt und hängt schlaff herunter. Es scheint gar nicht zu merken, dass es mit seinem verletzten Bein immer wieder darauf tritt. Ich nähere mich ihm vorsichtig. Auch weite Teile seines Schuppenpanzers sind stark verbrannt. „Dora?“ rufe ich. Sie kommt herüber. „Ich werde Deine Hilfe benötigen.“ Sie beugt sich zu mir herunter. „Wie?“ fragt sie, während Aaron und die anderen Erwachsenen den Kleinen behutsam so nah an mich heran bringen, dass ich meine Hand auf seine Stirn legen kann. Sofort fühle ich seinen Geist. Im Gegensatz zu den erwachsenen Drachen gibt es überhaupt keine Barriere, die ihn schützt. Nur Verwirrung. Angst. Hab keine Angst mein kleiner Freund. Ich werde Dir helfen. Ich kann seine Wunden fühlen. Seine Schmerzen. Sofort entflammt das heilende Feuer rings um meine Hand. Mit der anderen Hand berühre ich Doras Nase. Ihr Geist ist abgeschirmt, versteckt vor mir. Doch ich suche nicht ihren Geist, sondern ihre Magie. Und die lodert stark in ihr. Statt dem schwachen Feuer des Drachenbabys nutze ich ihres, um

es zu heilen. Sie erkennt sofort, was ich vorhabe, und lässt mich gewähren. Sprunghaft vergrößert sich der bläulich schimmernde Flammteppich auf der Haut des Babys. Es ist schwer, soviel Magie zu dosieren. Dora könnte das sicher besser als ich, doch für den Moment muss es so gehen. Für das Bein kann ich nicht viel machen. Also konzentriere ich mich auf die Haut. Der Flügel, neben den Brandlöchern, ist zum Glück nicht gebrochen, nur ein paar Muskeln und Sehnen sind gerissen. Auch das kann ich wieder flicken. Nach wenigen Augenblicken ist alles vorüber, mein Werk getan. Ich bedanke mich bei Dora, die sich wieder der Neuordnung der beiden Gruppen widmet. Offensichtlich hat sie nun die Führungsposition für alle Drachen hier übernommen.

Nach und nach heile ich bei den Erwachsenen die größeren Verbrennungen. Um nicht zuviel ihrer Energie zu verbrauchen, muss ich ein paar ihrer Wunden unbehandelt lassen. Ich werde mich später darum kümmern. Bei Delana, der Mutter mit den zwei Kindern, kann ich für den Moment nur die Flügel heilen, für mehr reicht ihre Kraft nicht. Und ihr schwer verletztes Kind lässt mich erst gar nicht an sich heran. Es verkriecht sich unter dem Bauch seiner Mutter und faucht mir Feuer entgegen, wenn ich mich ihm nähere. Es hat offensichtlich so große Angst vor mir, dass selbst die beruhigenden Worte seiner Mutter keine Wirkung zeigen. Doch schließlich finden wir eine Lösung. Während sie es mit der Nase berührt, öffnet sie ihren Geist, sodass ich, auf ihrem Rücken sitzend, durch sie die Wunden erspüren und heilen kann. Nicht viele, nur die Größten, und äußerst ungenau, da diese indirekte Verbindung natürlich ziemlich verschwommen ist. Doch für den Moment muss es reichen. Natürlich schwächt diese Vorgehensweise Delana noch ein wenig mehr. Aber das würde sie nie zugeben. Es ist ihr Kind, das ist es wert. All das überlagert meine Wahrnehmung des Geistes des Kleinen. Ich würde es gerne ausblenden. Oder Trost spenden. Doch ich fühle ebenfalls, dass das gegen ihren Stolz ginge.

Er schüttelt sich, genauso wie seine Mutter. Ich habe getan, was ich konnte. Für den Moment. Hoffentlich überstehen sie den Rest der Reise bis in den Feenwald. Dort werden wir weitersehen. Ich klettere von Delanas Rücken, dann muss ich erstmal durchatmen. Mir ist etwas schwindelig. Auch ich habe meine Kräfte bis an die Grenze belastet. Delana stupst mich mit der Nase an. „Danke“ grummelt sie leise. Ich sehe auf. Eine einzelne Träne rollt über ihre Wange. Gern geschehen. Ich nicke ihr zu, bevor ich mich wankend zu Dora begeben. Inzwischen sind die Kinder auf neue Träger verteilt und die Verletzten haben jeweils ein oder zwei Begleiter bekommen, die sie während der Reise unterstützen werden. Kaum dass ich auf Doras Rücken geklettert bin, erhebt sich die ganze Schar schweigsam in den Himmel. Leise und nicht mehr ganz so schnell wie zuvor. Dennoch ist bereits nach kurzer Zeit der See, an dem wir übernachtet haben, hinter uns in der Ferne verschwunden. Warum nur müssen so viele wundervolle und liebe Geschöpfe soviel erleiden?

Den Feenwald erreichen wir erst kurz vor Sonnenuntergang. Zu unserer Gruppe sind unterwegs noch weitere kleine Reisegruppen hinzugestoßen, sodass wir inzwischen fast dreimal so viele Drachen zählen, wie zu Beginn unserer Reise. Ringsum in der Ferne, einige näher als andere, kann ich mehrere Flecken erkennen, die offensichtlich alle sternförmig auf dasselbe Ziel zusteuern wie wir. Der Wald, den ich schließlich unter uns entdecke erinnert nur noch entfernt an den Wald, den ich damals hinter mir ließ. Es sind nicht nur die schwarzen Brandlöcher, die von der Intensität des Luftkampfes hier zeugen. Die den Wald geradezu zerzaust aussehen lassen. Nein, er ist unglaublich gewachsen! Wenn ich schätzen müsste ... er ist auf mindestens die zehnfache Größe angewachsen! Es muss mehrere Tage dauern, ihn von einer zur anderen Seite zu durchqueren. Staunend betrachte ich das Wipfelmeer, das unter mir immer näher kommt, so schnell alles bedeckt, soweit mein Auge reicht. Unterdessen steuern wir auf eine riesige

Lichtung zu, auf der ich bereits vereinzelte Gruppen lagern sehen kann. Irgendwo zwischen ihnen landen auch wir.

Dora hält gar nicht erst inne, um das Lager zu organisieren. Stattdessen übernimmt Aaron diese Aufgabe, während Dora mit mir auf ihrem Rücken zum nördlichen Rand der Lichtung zieht. Unterwegs kann ich einen Blick auf einige der anderen Gruppen werfen. Ich bin erstaunt, wie bunt Drachen sein können. Sie alle teilen den hellen Bauch, doch bisher habe ich nur Drachenrücken in Rottönen und vereinzelt einen grünen gesehen. Hier kann ich Drachen sehen, deren Schuppen in jeder nur erdenklichen Farbe glänzen. Blaue, violette, ab und zu auch gelbe. Natürlich auch braune. Und jede Schattierung dazwischen. Vereinzelt gibt es auch gefleckte, mit zwei oder gar mehr Farben. Eine solche Vielfalt hätte ich nie erwartet.

Am Rande der Lichtung in einem etwas älteren Baum wartet gemeinsam mit einer kleinen Gruppe festlich gekleideter Feen Leira auf mich. Ziemlich gewöhnungsbedürftig, Feen in so viel Kleidung zu sehen. Selbst Leira trägt eine Art Kleid, auch wenn es nicht ganz so ausladend sondern viel figurbetonter geschnitten ist, als die Kleider ihrer Begleiterinnen. Während die Anderen ruhig unsere Ankunft erwarten und sich vor allem auf Dora zu konzentrieren scheinen, kommt Leira direkt auf mich zu. Die Anderen sehen sich irritiert an, einige machen den Eindruck, ihr folgen oder sie aufhalten zu wollen, doch schließlich bleiben sie doch auf ihren Ästen sitzen und sehen Leira verwundert nach. Dora ihrerseits ignoriert die Delegation völlig und legt sich völlig entspannt vor dem Baum auf den Boden. Leira wiederum setzt sich vor mir auf Doras Rücken. Sie trägt keinerlei Kennzeichen, dass auf soetwas wie „Präsidentschaft“ hinweist. Was hat Noirana bloß gemeint?

„Hallo Hendrik,“ beginnt sie. Stolz schwingt in ihrer Stimme. Und Trauer. Verständlicherweise. Wir sehen uns an. Schnell wischt sie eine Träne aus dem Gesicht und auch ich merke, wie meine Augen feucht werden. Wir brauchen keine Worte. Kajira war uns beiden

eine Freundin. Welche Worte könnten besser beschreiben, was wir empfinden, als dieser eine Blick. Nach ein paar Minuten stummer gemeinsamer Trauer erhebt sich Leira in die Luft. Unaufgefordert folge ich ihr. Beim Herunterklettern von ihrem Rücken streichle ich kurz dankbar Doras Hals. Auch sie versteht offensichtlich auf Anhieb, dass Worte jetzt unerwünscht sind. Da Leira die anderen Feen, die uns immernoch neugierig beobachten, einfach ignoriert, schenke auch ich ihnen für den Moment keine Beachtung und folge Leira in den Wald hinein. Hinter mir höre ich, wie Dora sich bedächtig, fast geräuschlos erhebt und zurück zum Lager zieht.

9.2 Zurück im Feenwald

Kaum sind wir außer Sichtweite der anderen Feen ist eine deutliche Veränderung in Leiras Verhalten zu erkennen. Der Stolz, den sie bis eben noch zur Schau trug, fällt schlagartig von ihr ab. Jetzt ist sie wieder einfach nur Leira. Offensichtlich ist der Stolz Teil ihrer Rolle als Präsidentin. Von was auch immer. Der Feen? Doch warum „Präsidentin“? Sie war doch bereits gewählte Stammesführerin, als wir uns das letzte Mal gesehen haben. Wozu also ein neuer Titel? Und was macht diesen Titel aus? Ohne viel zu fragen lässt sie sich auf meinen Kopf fallen und macht es sich zwischen meinen Haaren bequem. Außer ein paar Richtungsangaben von Zeit zu Zeit sagt sie kein Wort, und so schweige auch ich, bis wir schließlich die Lichtung mit der Eiche der Feen erreichen. Obwohl jetzt eigentlich, wenn ich mich recht entsinne, Abendbrotzeit für die Feen sein sollte ist weit und breit niemand zu sehen. Die Lichtung wirkt seltsam verlassen. Wären nicht die Vögel, welche immernoch im Wald ihre Lieder singen, man könnte meinen, Leira und ich wären die einzigen Lebewesen weit und breit.

Zielstrebig gehe ich auf meine alte Hütte zu. Es ist die einzige Unterkunft auf der ganzen Lichtung, die groß genug für mich ist. Woraus ich schließe, dass sie mir auch dieses Mal als Schlafgelegenheit dienen soll. Warum sonst hätte mich Leira sonst hierher gebracht? Zur Vergewisserung sehe ich mich beim Gehen auf der Lichtung um – Yasmins Hütte ist tatsächlich verschwunden. Und bei näherer Betrachtung hat sich auch die verbliebene Hütte deutlich verändert. Sie hat mehr Fenster und ist mindestens doppelt so groß. Außerdem befindet sich neben der Tür, ungefähr auf Kopfhöhe, eine zweite, äußerst kleine Tür. Vermutlich für Feen, der Größe nach zu urteilen. Doch heute gehen wir gemeinsam durch die große Tür, „wie in alten Zeiten“.

Auch drinnen hat sich eine Menge verändert. Mehr Regale und ein größeres Bett. Vor einem der neuen Fenster ist eine Art kleiner

Schreibtisch samt Hocker mit Rückenlehne. Ein kleines Tintenfass steht neben einem Becher mit bunten Federn auf dem Schreibtisch. In einem Regal gleich neben dem Tisch liegt ein Stapel Papier. Oder etwas in der Art. In einem Regal neben dem Bett liegen Kleidung und Bettwäsche. Und überall aus den Wänden sprießen Blumen und grüne Blätter. Die untergehende Sonne wirft dunkelrotes Licht auf das bereits bezogene Bett und taucht das gesamte Innere der Hütte in einen angenehmen, entspannenden Schimmer.

Leira flattert erschöpft auf das Kissen herunter, während ich mich hinsetze und die Stiefel ausziehe. Den Mantel hänge ich an einen Haken an der Wand, der mir wie geschaffen dafür erscheint. Neben der Tür, beim Hereinkommen war es durch diese verdeckt, ist unter einem anderen neuen Fenster ein Becken mit klarem Wasser, daneben liegen flauschige Handtücher in einem weiteren Regal. Auch an ein paar Haken zum Anhängen der benutzten Handtücher hat der Innenarchitekt dieser Luxusunterkunft gedacht. Ich bin schwer beeindruckt, was die Feen in der Zeit seit meiner Abreise hier geschaffen haben.

„Alyna hat nun auch die letzten Drachen gefunden und wird morgen früh hier eintreffen.“ Überrascht sehe ich Leira an. „Ich kann sie spüren. Schon länger, aber solange wir beide hier im Wald waren, habe ich es immer für Einbildung gehalten.“ Sie sieht aus, als würde sie an ihren eigenen Worten zweifeln. Nachdenklich. Irritiert. „Doch seit sie fortging, um die Drachen zu holen, ist es mir jeden Tag bewusster geworden. Ich kann fühlen, wie es ihr geht. Was sie fühlt.“ Sie seufzt und starrt auf einen Punkt an der Wand rechts von ihr. „Ich kann genau sagen, in welcher Richtung sie sich befindet und wie weit sie von mir entfernt ist. Es ist irgendwie unheimlich.“ Nach einer kurzen Pause fährt sie fort. „Und gleichzeitig ist mir, als würde mich irgendetwas in ihre Richtung ziehen. Manchmal, wenn ich erschöpft bin, kostet es mich meine ganze verbliebene Willenskraft, dem Drang zu widerstehen, aufzubrechen und ihr zu folgen. Selbst jetzt möchte ich ihr am

liebsten entgegen fliegen. Nur um so schnell wie möglich wieder bei ihr zu sein. Und irgendwie weiß ich, dass, wenn ich diesem Sog nachgebe, ich nicht wieder stoppen werde, bis ich vor Erschöpfung zusammenbreche oder wieder bei ihr bin.“ Ich erinnere mich an das, was Yasmin damals zu mir sagte, über das Band zwischen den Beiden. Das stärkste, welches sie je gesehen hätte. So oder so ähnlich hatte sie es ausgedrückt. Das Alyna und Leira einander noch spüren könnten, wenn sie an entgegengesetzten Enden der Welt wären. Ich wusste nicht, dass sie es so wörtlich meinte.

„Wie geht es ihr?“, frage ich. „Sie ist müde, erschöpft. Aber sie kann nicht schlafen. Will nicht. Ich bin mir nicht sicher. Sie hat Angst, zu schlafen. Ergibt das einen Sinn?“ Leira sieht mich fragend an, doch ohne auf eine Antwort zu warten, fährt sie fort. „Sie ist erleichtert, endlich ihre Aufgabe erfüllt zu haben. Endlich zurückkehren zu können. Nur noch wenige Stunden, bis sie wieder zu Hause ist. Bei mir ist.“ Wieder eine nachdenkliche Pause. Stirnrunzeln. „Wobei das Letzte auch von mir sein könnte, ich weiß es nicht. Vielleicht ist ja auch all das, was ich da fühle nur Einbildung von mir. Wunschdenken. Hoffnung, dass ihr nichts passiert ist.“ Ein tiefer Seufzer, dann noch einer, bevor sie den Blick auf das Laken senkt und schweigt. Ich wische ihr sanft die Tränen aus dem Gesicht. Nehme sie vorsichtig in die Hand. Mit der anderen Hand nehme ich einen der frischen Kissenbezüge aus dem Regal und baue daraus neben meinem Kissen ein Nest, in das ich sie anschließend hineinlege. Schweigsam, aber mit unendlicher Dankbarkeit in ihren feucht schimmernden Augen kuschelt sie sich in den weichen Stoff hinein, bis sie ganz darin verschwunden ist. Ich selbst ziehe mich aus, lege mich hin und wickle mich vorsichtig in meine Decke. Beschützend lege ich meinen Arm um das Nest, meine eigene Bettdecke wie die schützenden Flügel eines Drachen darüber. Lange liege ich noch wach und betrachte die ruhig daliegende Silhouette der kleinen Fee. Wie es Yasmin wohl geht? Was sie wohl gerade macht? Fühlt?

Ich öffne die Augen. Nicht eine, sondern zwei kleine Silhouetten liegen leise atmend eng umschlungen in dem Nest. Also hatte Leira doch Recht. Ihre Gefühle haben sie nicht getäuscht. Obwohl es draußen bereits hell ist, folge ich dem Wunsch meines Körpers, noch ein wenig auszuruhen. Nur noch ein klein wenig Schlaf. Erholung. Wenigstens dieses eine Mal. Als ich erneut die Augen öffne, kann ich den Beiden ins Gesicht sehen. Leiras Kopf liegt mit geschlossenen Augen auf Alynas Brust. Alyna blickt gedankenverloren ins Leere, während sie mit einer Hand Locken drehend in Leiras Haar spielt. Ihr anderer Arm bildet gemeinsam mit denen von Leira einen Klumpen unter der Decke gleich unter Leiras Brust, der stark an einen gordischen Knoten erinnert. Das Rot in Alynas Augen und die dunklen Augenringe, die beide teilen, sprechen von einem äußerst tränenreichen Wiedersehen. Welch wunder unter diesen Umständen. Hoffentlich ist Alyna auf ihrer Reise nicht auch noch irgendetwas Trauriges zugestoßen.

Plötzlich fokussieren Alynas Augen auf mich und im gleichen Moment schlägt auch Leira die Augen auf und sieht mich an. Ein schwaches Lächeln, das so gar nicht zu der Trauer in ihren Augen passt, huscht über beide Gesichter, während sich der Knoten unter Leiras Brust noch ein wenig enger zusammenzieht. Wie gerne würde ich die Beiden jetzt tröstend in den Arm nehmen. Tröstend für sie ebenso wie für mich. Doch stattdessen begleiten mich die beiden Feen zum Waschbecken. An dessen Rand ist auch eine Art Badewanne für Feen abgetrennt, in der sie sich schnell waschen. Da auch mir nicht nach Reden ist, verläuft unsere gemeinsame Morgenwäsche äußerst still. Es dauert eine Weile, doch schließlich nehme ich bewusst wahr, was draußen vor dem Fenster zu sehen ist: der Schuppenpanzer eines Drachen. Schnell ziehe ich mich an und begeben mich nach draußen. Alyna und Leira folgen mir. Draußen angekommen setzen sie sich auf meine Schultern. Obwohl es eine Weile her ist, und es mir immernoch schwer fällt, Drachen auseinander zu halten, mit denen ich nicht regelmäßig zu tun habe, bin ich mir sicher. Vor mir steht Nor Da'el. Er ist

deutlich kleiner als Kajira, aber größer als Dora. Sein grünbrauner Schuppenpanzer lässt auf Walddrachen unter seinen Ahnen schließen. Ich sehe ihn jetzt allerdings zum ersten Mal tatsächlich in der Umgebung, die seinen Vorfahren als Heimat gedient haben mag. Er selbst ist, soweit ich weiß, in der Wüste, fernab von Wäldern und Wiesen aufgewachsen. Jedenfalls habe ich ihn dort damals das erste Mal getroffen.

„Für den Moment habe ich ihm erlaubt, hier auf unserer Lichtung zu übernachten,“ flüstert Leira mir ins Ohr. „Jedenfalls bis die anderen Drachen wieder abgereist sind.“ Ich nicke. „Würdet ihr Beiden mich bitte mit Nor Da’el eine Weile alleine lassen?“ antworte ich, ohne meinen Blick von Nor Da’el abzuwenden, so wie auch er mich fest fokussiert. Das ist also der ungestüme junge Drache, der es geschafft hat, Kajiras trauerndes Herz für sich zu gewinnen. Auf den ersten Blick scheint nicht viel von seiner Lebendigkeit geblieben zu sein. Noch von seiner Jugend.

Ich spüre, wie Alyna und Leira sich entfernen. Dann gehe ich auf Nor Da’el zu. Er kniet sich auf seine Vorderbeine, und obwohl ich diese Hilfe selbst bei Kajira nie benötigt habe – und das, obwohl ich unter ihr hätte fast aufrecht hätte durchgehen können, während Nor Da’els Bauch in etwa auf höhe meines Brustkorbes hängt –, nehme ich sein Angebot ohne zu zögern an und setze mich auf seinen Rücken. Sanft, und ohne Eile schwingt er sich empor, dreht ein paar kleine Runden, bevor er zu einem gemächlichen Flug über den Wald aufbricht.

Ich lege meine Hände auf seinen Hals. „Können wir uns irgendwo ungestört unterhalten? Ich weiß, dass ihr Drachen Euch über große Distanzen verständigen könnt. Auch wenn ich noch nicht dahinter gekommen bin, wie. Aber ich möchte mit Dir allein reden, ohne dass jemand anderes uns belauschen kann oder sich einmischt.“ Zur Antwort, doch immernoch ohne erkennbare Eile oder Unruhe ändert Nor Da’el die Richtung und gleitet langsam an Höhe verlierend auf eine kleine Lichtung zu, die fast vollständig

von einem Teich gebildet wird. An ihren Rändern stehen einige der Bäume mit ihren Wurzeln im Wasser. Es sieht aus, als wollten sie ihre Füße kühlen. Der Teich ist kaum groß genug für Nor Da'el, Kajira hätte ihn sicher zum Überlaufen gebracht. Auch die Lichtung selbst ist eigentlich zu klein für einen Drachen, geschweige denn zwei. Vermutlich war dieser Platz so etwas wie ein Rückzugsort für Nor Da'el. Schwanz neben dem Körper, die Flügel so weit ausgebreitet, wie es geht, und den Kopf auf der Uferkante abgelegt, entspannt der Drache unter mir, wobei er schnell im Wasser versinkt, bis nur noch der schmale Grat seiner Wirbelsäule, auf dem ich sitze, zu sehen ist. Über seinen Hals, der in der Mitte bereits vollständig untergetaucht ist, laufe ich zu seinem Kopf, von wo aus ich in das feuchte Moos am Ufer des Teiches springe. Dort setze ich mich auf eine Luftwurzel, die mir stabil und trocken genug erscheint und sehe zu, wie auch der Rest von Nor Da'el im Wasser verschwindet. Schließlich ist nur noch sein Kopf zu sehen, den er ein bisschen näher zu mir schiebt. Nah genug, dass ich ihn bequem mit den Händen berühren kann, ohne mich großartig bewegen zu müssen. So nah, dass ich seinen warmen Atem nicht nur hören, sondern auch sehr gut spüren kann. Er blinzelt mich an und ich begreife.

„Darf ich?“, frage ich zur Sicherheit nochmal nach. Er blinzelt zweimal, was ich als „Ja“ interpretiere. Ich lege meine Hand auf seine Nase und taste nach seinem Geist. Ich stoße auf eine Mauer, wie die, die auch Kajiras Geist schützte. *Du bist also der berühmte Hendrik?*, höre ich die Stimme eines Drachen in meinem Kopf. *Kajira hat große Stücke auf Dich gehalten.* Sein geistiger Schutzwall ist bei weitem nicht so stabil, wie der von Kajira. Ich vermute, es gehören ein paar hundert Jahre Training dazu, ihn so zu perfektionieren. Jedenfalls flackern zwischen seinen Worten Bilder durch meinen Kopf, die eindeutig aus seiner Erinnerung stammen. Seinen Gedanken. Bilder von Kajira. Nicht viel und nur für kurze Augenblicke. Doch sie bringen mich auf eine Idee. *Lässt Du mich sehen, was geschehen ist, seit Kajira zu Dir zurückgekehrt ist?* Er

blinzelt, zögert kurz. Doch dann prasseln plötzlich unzählige Bilder in schneller Reihenfolge auf mich ein. Und nicht nur Bilder: Geräusche, Gerüche, Gedanken. Gefühle. Es dauert eine Weile, bis ich mich von dem ersten Schock erhole und mich auf das konzentrieren kann, was Nor Da'el mir zu zeigen versucht. Immer wieder muss ich mich von der Faszination losreißen, die Welt mit den Augen eines Drachen zu sehen.

In seinen Augen ist Kajira eine Mischung aus allmächtigem Wesen, Mutter, Lehrerin und Engel in Drachengestalt zugleich. Wobei sich das Mischungsverhältnis mit der Zeit immer stärker zum Engel hin verschiebt. Weg von der Mutter, hin zur Freundin. Zur Partnerin. Weg von der Unfehlbarkeit hin zu kleinen Marotten und Fehlern. Liebenswürdigen Fehlern. Ich sehe, wie er sie umwirbt. Und sie seinem Werben schließlich zögernd nachgibt. Erst im Geheimen, wo sie beide nur für sich sind, dann irgendwann offener. Bis sie sich entschließen, Yasmins Bitte zu folgen und in den Feenwald umziehen. Von Zeit zu Zeit huschen für kurze Augenblicke, kaum wahrzunehmen, bevor Nor Da'el sie wieder vor mir versteckt, auch deutlich intimere Bilder der Beiden durch meinen Kopf, und ich tue so, als hätte ich sie überhaupt nicht wahrgenommen. Doch gerade diese Bilder tragen einen großen Teil dazu bei, mich davon zu überzeugen, dass Kajira mit Nor Da'el glücklich war. Auch wenn er selbst sich dessen nicht so ganz sicher zu sein scheint. *Sie hat Dich gemocht. Sehr sogar. Dessen bin ich mir absolut sicher.* Eine Träne rollt über sein Gesicht und eine Woge der Dankbarkeit schwappt von seinem Geist zu mir herüber.

Doch dann folgen Bilder von ihrer Zeit hier im Wald. Und zwischen all die glücklichen Erinnerungen mischen sich die ersten traurigen Bilder. Feen, die miteinander streiten. Über die Anwesenheit der Drachen! Umzug auf eine andere Lichtung, fort von den Feen. Mehr Streitigkeiten zwischen den Feen, wohl über irgendwelche politischen Dinge untereinander. Nor Da'el mag keine Politik. Hat weder Verständnis noch Geduld für derlei unnütze Sachen. Und Kajira hat sich wohl auch weitestgehend aus den

Angelegenheiten der Feen herausgehalten. Ich werde Leira fragen müssen.

Schließlich kommen wir zu den jüngsten Ereignissen. Ich spüre Widerstand, Widerwillen in Nor Da'el. Was es ihn kostet, all das in seiner Erinnerung nochmal zu durchleben, übersteigt meine Vorstellungskraft. Doch er erträgt die Leiden für mich. Nein, für sie. Noiranas Version war stark vereinfacht im Verhältnis zu dem, was ich jetzt zu sehen bekomme. Schwindelerregende Flugmanöver. Blutige Schrammen. Schmerzen. Erschöpfung. Tag und Nacht. Tag und Nacht. Immerwieder wirft sich Kajira schützend vor Nor Da'el. Sogar ein paar Feuerbälle, schwarze Feuerbälle fängt sie ab. Aus den erinnerten Gefühlen von Nor Da'el lese ich Todesangst, Angst um Kajira, Erleichterung und Verwunderung darüber, dass sie diese Treffer überlebt. Er scheint felsenfest davon überzeugt, dass jeder dieser Treffer hätte tödlich sein müssen. Und wundert sich seither, wieso erst der Fünfte sie tatsächlich verletzte. Und erst der Zehnte sie schwächte. Und sie erst nach weiteren zehn Feuerbällen zu Boden ging. Doch dann erschrecke ich angesichts der Kraft, die Nor Da'el trotz seiner Erschöpfung nach all den Tagen und Nächten des Kämpfens plötzlich hervorbringt. Wie sich Wut und Angst und Mitgefühl und Liebe in einem letzten großen Ansturm auf seinen Gegner bündeln. Eine gleißend weiße Flamme, heller als die Sonne, die aus seinem Mund schießt. Der überraschte Ausdruck auf dem eben noch so siegessicheren Gesicht des schwarzen Drachens, als das Feuer ihn umhüllt. Bis er schließlich ganz darin verschwindet. Es erlischt und der Drache ist verschwunden. Nor Da'el verlassen die Kräfte. Es gelingt ihm gerade noch, einen Absturz zu verhindern und halbwegs bei Bewusstsein neben Kajira zu landen. Danach bricht Nor Da'el die Verbindung zu mir ab. Dicke Tränen rollen über sein Gesicht. Sein ganzer Körper zittert. Und er ist nicht der Einzige, der weint.

Ich sehe mit verschwommenem Blick zum Himmel. Es geht auf Mittag zu. *Es ist Zeit*. Widerstandslos, doch ohne Eile, hebt Nor Da'el seinen schlammbedeckten Körper aus dem Teich. Durch das

Strecken seiner Flügel spritzt der Schlamm auf ihnen meterweit durch die Gegend. Ein kurzes Schütteln wie von einem nassen Hund, und noch mehr Schlamm schlägt im Wasser und auf den umstehenden Bäumen auf. Es grenzt an ein Wunder, dass mich kein einziger Spritzer trifft. Ich klettere auf seinen Rücken und wir begeben uns zurück zu der großen Lichtung, auf der ich mit Dora gestern angekommen bin. Aus der Luft kann ich bereits sehen, dass die Drachen dicht gedrängt im Kreis um einen kleinen Hügel versammelt sind. Einige von ihnen blicken uns erwartungsvoll entgegen, die meisten jedoch starren ausdruckslos den Hügel an. Nor Da'el landet am äußeren Rand des Rings, wo die Drachen nicht ganz so eng beisammen stehen. Hälsere drehen sich nach uns um. Ich springe, wenn auch mit wenig eleganter Landung, von Nor Da'els Rücken. Vor uns tut sich, nicht ganz ohne Schieben und Drängeln der wartenden Drachen eine kleine Gasse auf, in die sich Nor Da'el hineinzwängt. Ich folge ihm, und hinter mir schließt sich die Gasse wieder. So wandern wir langsam bis nach vorne an den Hügel. In der ersten Reihe stelle ich fest, dass wir gleich neben Dora und Karol stehen. Doras langer Hals beugt sich zu mir herunter und sie stupst mich mit traurigem Blick an. Schweigsam beantworte ich diese Geste, indem ich ihr die Nase streichele. Bei näherer Betrachtung wird mir klar, was es mit diesem Hügel dort vor uns auf sich hat. Das ich da nicht früher drauf gekommen bin! Die Feen haben ganze Arbeit geleistet. Vor mir liegt Kajiras Grab. Offensichtlich hat man nicht, wie in meiner Welt üblich, ein tiefes Loch gegraben, und sie darin zur Ruhe gebettet. Vielmehr haben die Feen dafür gesorgt, dass die Pflanzen der Lichtung ihren Körper vollständig bedecken. Und nicht nur das. Nichts an diesem Hügel – außer vielleicht seine Größe – erinnert mehr an Kajiras Körper. Sämtliche Konturen sind verschwunden. Alles was man sieht, ist ein fast perfekt symmetrischer Hügel.

Was geschieht jetzt? Worauf warten alle? Es ist gespenstisch still. Selbst die Kleinsten, die auf den Rücken ihrer Mütter liegen, scheinen die Stimmung zu fühlen. Und schweigen. Eine kleiner Wind-

stoß, dann ist auch der Wind wieder still. Die ganze Welt scheint still zu stehen. Bis nach einer gefühlten Ewigkeit Nor Da'el die Stille bricht. Leise beginnt es, in seinem tiefsten Innern. Steigert sich stetig. Wird immer lauter. Ein Grollen, halb Schluchzen, dass die Luft erfüllt. Den Boden erzittern lässt. Durch und durch geht. Meinen ganzen Körper erfasst und alle Gedanken fortwäscht. Das schließlich als laut rollender Donner sein Maul verlässt, über die Lichtung fegt und in der Ferne verhallt. Kaum verklungen antwortet ein anderer Drache von irgendwo hinter dem Hügel, den ich durch die Höhe des Hügel zwar nicht sehen kann, doch dessen Stimme mich genauso erfasst, wie eben noch Nor Da'el. Andere Drachen stimmen mit ein. Erst wenige, einer hier, einer dort. Dann immer mehr, auch Nor Da'el, Dora und Karol lassen immer wieder ihrer Trauer freien Lauf. All diese Stimmen, die wie von einem Erdbeben erzitternde Erde unter mir. Es ist die wohl beeindruckendste Trauerfeier, die ich je gesehen habe. Kein Prunk. Keine Musik. Nur tiefste Trauer. Trauer, die alles und jeden erfüllt, mitreißt. Mir laufen die Tränen in Strömen über die Wangen. Am liebsten würde ich mich zu Boden fallen lassen und liegen bleiben. Doch der anhaltende Donner überall, in mir, um mich herum, lässt mich nicht. Weicht mir die Knie auf und gibt mir doch die Kraft, aufrecht stehen zu bleiben. Wäscht jede Erinnerung an Kajira aus den tiefen meines Gedächtnisses hervor. Lässt mich all unsere Erlebnisse noch einmal erleben. All das Leid, das wir gemeinsam durchlitten haben. All die fröhlichen Stunden, die wir trotz allem miteinander hatten. Jedes weise Wort, das Kajira mir mit auf den Weg gegeben hat.

Hin und her wogt das Grollen, wie ein Meer aus Traurigkeit. Mal stärker, mal schwächer, es gleicht fast einer Melodie. Einer Melodie, die älter scheint als die Zeit. Doch dann, nach einer weiteren halben Ewigkeit, ändert sich wieder etwas. Die Melodie schwillt an, gewinnt an Intensität. An Schnelligkeit. Bis schließlich Nor Da'el einen grellen, gelben Feuerstrahl in den Himmel schickt. Andere folgen ihm. Schneller und schneller umtost mich die Bran-

derung der Trauerrufe. Schneller und schneller schießen unzählige Feuerstrahlen in die Luft. Sie leuchten in allen nur erdenklichen Farben. In ihrer Zahl, obwohl kein einziger länger als ein paar Sekunden anhält, bilden sie ein riesiges Zelt über Kajiras Grab. Dieser beeindruckende Anblick weckt in mir den Wunsch, auch etwas beizutragen. Auch wenn ich mir nicht sicher bin, was. Oder wozu. Geschweige denn, warum. Taumelnd, gezogen von diesem Wunsch, bewege ich mich auf den Hügel zu. Erklimme ihn mit unsicheren Füßen. Oben angekommen ramme ich den Stab, der damals nicht weit von hier auf wundersame Weise in meinen Besitz gelangte, aufrecht in den Boden. Auf ihn gestützt sammele ich tief in mir die Trauer, die Wut und Verzweiflung, die Kajiras Tod in mir ausgelöst hat. Verbinde sie mit meiner Liebe zu dieser wunderbaren Freundin. Sammele und sammele. Bis ich die Energie kaum noch halten kann. Leite sie in den Stab und lasse ihn weitere Energie hinzufügen. Woimmer er sie auch hernehmen mag. Die Energie verdoppelt, verdreifacht sich. Schließlich lasse ich sie frei, schieße einen leuchtend roten Feuerstrahl senkrecht in den Himmel. Es ist ein kleiner, winziger Feuerstrahl, verglichen mit dem, was die Drachen aus ihren Mäulern hinterher schicken. Hoch über mir vereinigen sich ihre Strahlen mit meinem für den kurzen Augenblick, bevor mich die Kraft verlässt, der Strahl erlischt und ich auf die Kniee sinke.

Aber der Stab lässt die magische Energie nicht los. Doch statt weiter in Richtung Himmel zu entweichen, schlägt sie durch meinen Arm, der plötzlich unlösbar mit dem Stab verbunden zu sein scheint, zu mir zurück. Erschrocken, mit weit aufgerissenen Augen sehe ich, was um mich herum geschieht. Der ganze Hügel scheint in Flammen zu stehen. Und ich mittendrin. Doch ich spüre keine Wärme. Was geschieht hier? *Hendrik, mein Freund. Ich danke Dir, dass Du gekommen bist. Kajira! – Kajira? Ich möchte Dir etwas schenken, das, soweit ich weiß, noch nie einem Menschen geschenkt wurde.* Jetzt erst wird mir bewusst, dass die Flammen, die Drachen, alles um mich herum still steht. Als hätte wirklich

jemand die Zeit angehalten. *Nimm dieses Geschenk als Zeichen meiner ewigen Freundschaft zu Dir.* In meinem Kopf sehe ich eine kleine Flamme, die in der Ferne leuchtet. Sie kommt auf mich zu, in rasender Geschwindigkeit. Im Näherkommen sehe ich, dass sie nicht einfach nur leuchtet. Sie strahlt, in allen Farben, gleich den vielen, stillstehenden Feuerstrahlen, die das Zeltdach bilden, unter dem ich stehe. Heller als die Sonne. Wunderschön. Brennend-heiß und doch angenehm. *Hab keine Angst. Ich weiß, wie stark Du sein kannst. Also sei stark und nimm sie an.* Ich umarme die Flamme in meinen Gedanken. Und sie umarmt mich. Verschlingt mich. Erfüllt mich. Wir werden eins. Für eine Weile ringen wir miteinander. Und es ist nicht klar, wer von uns beiden diesen Kampf gewinnen wird. Was wohl geschieht, wenn ich verliere? Ich darf nicht verlieren! Für Kajira! *Sei stark!* Ihre Stimme verhallt. Mit einer letzten Anstrengung bringe ich die Flamme unter Kontrolle. *Verrate es niemandem. Dieses Geschenk ist nur für Dich bestimmt.* Aus weiter Ferne, nur noch sehr leise, höre ich Kajiras Worte. Ihre Flamme verschmilzt mit der Magie in mir, nimmt sie in sich auf. Fügt ihrem eigenen Farbspektrum ein weiteres in der Farbe meiner eigenen Magie hinzu. *Danke, Kajira.* Mehr fällt mir nicht ein.

Ich spüre, wie Kajira endgültig verschwindet. Doch ein Teil von ihr wird nun immer bei mir bleiben. Auch wenn ich nicht sicher bin, was genau ich da von ihr erhalten habe. Die Energie, die durch meinen Stab zu mir herüberdrängt, wird mir wieder schmerzhaft bewusst. Schlagartig beginnt die Zeit um mich herum wieder zu laufen. Ich ertaste, halb ohne zu wissen, was ich da mache, die Energie, die mich zu verbrennen sucht. Fühle in sie hinein, wie in einen Körper. Sie speist sich aus dem magischen Feuer, das den ganzen Hügel einhüllt. Jede einzelne Flamme kann ich spüren. Die letzten Überreste von Kajiras Magie. Keine Ahnung, woher ich das weiß, doch ich habe keinerlei Zweifel. Sie strömt zu mir, will zu Kajiras Flamme in mir. Sich mit ihre vereinen, sie mit sich nehmen. Mich mit sich nehmen. Also schütze ich die Flamme mit

einer Art magischem Kokon. Stärker und stärker dringt die Energie durch den Stab zu mir. Ich gebe ihr nach. Vorsichtig. Sammele sie, wie zuvor meine eigene. Sauge die Flammen um mich herum auf. Schließe sie in einen eigenen Kokon. Immer dichter werden sie darin zusammengepresst. Ich kämpfe mit ihnen. Zweige etwas Energie von dem Kokon um Kajiras Flamme ab und lasse sie in den anderen fließen, um ihn zu verstärken. Wenigstens solange, bis die Flammen um mich herum gelöscht sind. Es sind unvorstellbare Energiemengen. Doch das, was ich hier mache, kommt mir entfernt bekannt vor. Hässliche dunkle Erinnerungen blitzen vor meinem inneren Auge auf. Yasmins Körper, wie er dort auf der Lichtung liegt.

Das Feuer um mich herum ist erloschen, doch in mir lodert es umso stärker. Ich muss es freilassen bevor es sich mit Kajiras Flamme vereint und dann gegen mich wendet. Ich spüre, wie es sich nach mir verzehrt. Wie es mich hasst. Es bleibt keine Zeit mehr, diese Magie kontrolliert freizusetzen. Es brennt, schmerzt so fürchterlich in mir. Ich schreie, schreie meine Schmerzen heraus. Und zu meiner eigenen Überraschung folgt das Feuer meinen Schmerzen, wird von ihnen mitgerissen, hinaus aus meinem Mund, in einem Feuerstrahl, der denen der Drachen um mich herum in nichts nachsteht. Der Strom aus meinem Mund versiegt mit dem letzten Funken dieser Macht. Doch noch ist er nicht verschwunden. In der Zeltkuppel über mir hat sich eine kleine Kugel magischen Feuers gebildet, die mit jedem Feuerstrahl, der die Zeltwände emporschießt, wächst. Langsam wird das Zelt löchrig, immer weniger Drachen speien ihre Flammen in den Himmel. Die anderen werden nach und nach ruhig. Dann lässt als letzter Nor Da'el sein gelbes Feuer hinauf steigen. Es dringt in die inzwischen ziemlich große Kugel ein und sprengt sie. Wie ein riesiges Feuerwerk explodiert der Feuerball, unzählige winzige Funken schießen in alle Richtungen über den Himmel auseinander. Einen Augenblick später ist es wieder still. Doch wenn ich vorhin vor Beginn der Trauerfeier gedacht hatte, die Welt würde in absoluter Stille verharren, ich

würde jetzt schwören, sie hätte aufgehört zu existieren, wären da nicht all die vielen Drachen, die in Stille zum Himmel starrend verharren.

Nochmal vergeht eine gefühlte Ewigkeit, dann kommt langsam Bewegung in die Reihen der Drachen. Ich nehme das zum Anlass, zu Nor Da'el, Dora und Karol zurück zu gehen. Schweigend und offensichtlich jeder seinen Gedanken nachhängend stehen die drei im Kreis um mich herum, bis wir schließlich alleine an Kajiras Grab sind. Am Ende ist es Karol, der uns alle wieder in die Gegenwart zurückholt, indem er sich sanft mit Nase und Hals an Doras Hals schmiegt, woraufhin diese sich dicht an den etwas kleineren Freund stellt und einen Flügel über seinen Rücken legt. Dicht aneinander geschmiegt, vom Kopf bis zur Schwanzspitze, stehen die beiden da und sehen mich an. „Ich danke Dir, Hendrik,“ sagt plötzlich Nor Da'el hinter mir. Dora und Karol nicken.

„Die Zeremonie des letzten Weges,“ beginnt Nor Da'el zu erklären, „befreit unser magisches Wesen von unserem verstorbenem Körper und hilft den Seelen unserer Verstorbenen zurück in den Kreislauf des Lebens. Der einfache Teil ist, die Magie vom Körper zu trennen. Doch er ist elementar wichtig, damit die Seele sich befreien kann. Die Magie zu ihren Ursprüngen zurückzuführen ist der schwierige Teil. Nur wer sich besonders mit dem Verstorbenen verbunden fühlt, kann sie in sich aufnehmen und in den Kreislauf zurückschicken. Ein Moment der Ablenkung und die freie und unkontrollierte Magie des Verstorbenen verbrennt den Begleiter. Doch nimmt niemand das Wagnis auf sich, so wird dieselbe unkontrollierte Magie die Ruhestätte verseuchen und auf lange Sicht gesehen jedes Leben dort unmöglich machen. Und nicht nur das. Es heißt, dass diese Orte auf magische Weise verflucht würden. Oder Schlimmeres. Kein Drache würde das jemals zulassen.“ Wieder nicken Dora und Karol zustimmend.

„Auch wenn ich mir gewünscht hätte, selbst diese Aufgabe zu übernehmen – denn es heißt, dass man dann mit der Seele des

Verstorbenen ein letztes Mal in Verbindung treten kann –, es war Kajiras Wunsch, dass ich Dir den Vortritt lassen sollte. Also bat ich Leira darum, die Feen nach Dir suchen zu lassen. Ich hätte mich selbst auf die Suche begeben, doch ich hatte Kajira bereits versprochen, an ihrer Stelle auf den Wald und die Feen aufzupassen. So verstrichen die Wochen in banger Ungewissheit. Mehr und mehr Drachen trafen mit den Abgesandten der Feen ein. Mit der Zeit wurden sie unruhig, denn sie alle haben in großer Eile ihr Zuhause verlassen, niemand war auf einen längeren Aufenthalt hier vorbereitet. Und selbst als wir davon erfuhren, dass Du gefunden wurdest und hierher unterwegs warst – die Unruhe in mir wollte nicht weichen. Was, wenn Du zögern würdest? Würde Kajira es gutheißen, wenn ich Deinen Platz einnehmen würde? Oder würde sie mich zurückweisen?“ Ich glaube nicht, dass sie ihn zurückgewiesen hätte. Sie hat ihn wirklich gemocht. „Bist Du mir böse, dass Du nun keine Gelegenheit mehr haben wirst, diese Fragen zu beantworten?“ Nor Da’el schmunzelt und schüttelt den Kopf. „Nein, Hendrik. Es wird der Tag kommen, an dem unsere Seelen wieder vereint sind. Dann kann ich sie selbst fragen. Und vielleicht verrät sie mir dann auch ihre Gründe, nach denen zu fragen sie mir verboten hat.“ Dora und Karol sehen uns erstaunt an. Ich bin mir sicher, dass *Verbot* etwas zu drastisch formuliert ist, wenn es auch dem, was Kajira von ihm erbeten hat, sehr nah kommen dürfte. Kajira schlug man einfach keine Bitte aus. Sie bekam immer, was sie wollte, auch wenn sie diese Macht nie mißbraucht hätte.

9.3 Abschied nehmen

Ich schaue in die Runde, offensichtlich ist alles gesagt und niemand hat dem etwas hinzuzufügen. Die beiden Turteltauben entfernen sich, dicht aneinander geschmiegt, von Kajiras Grab. Nor Da'el und ich folgen ihnen. Während wir an den Lagern der Drachen vorbei gehen, fällt mir auf, dass die ersten Drachen bereits dabei sind, ihre Lagerplätze aufzuräumen. Offensichtlich wollen die meisten von ihnen so schnell es geht heimkehren. „Nor Da'el, wer führt die Drachen, jetzt da die Mutter der Drachen tot ist?“ Nor Da'el hält kurz inne, fällt jedoch sofort wieder in seinen Trott neben mir ein. „Nach einer Wartezeit von einem Jahr, werden die Töchter der Drachen zusammenkommen, um aus ihren Reihen die neue Mutter der Drachen zu wählen. Üblicherweise war es immer die älteste Frau eines Clans, die ihn als Tochter der Drachen vertrat. Und wiederum die älteste der Töchter war es, die zur Mutter ernannt wurde. Doch die Zeiten ändern sich,“ fügt er mit einem Blick zu Dora hinzu. Da hat er wohl Recht. Dora ist bei weitem nicht die Älteste ihres Clans, und dennoch wird sie nicht nur innerhalb ihres Clans als starke Anführerin anerkannt und respektiert.

„Wie viele dieser Töchter gibt es zur Zeit?“ Ich muss etwas unternehmen, bevor Alle verschwunden sind. „Etwa zwanzig, würde ich schätzen. Vielleicht auch ein paar mehr.“ Zu viele. „Denkst Du, sie könnten sich auf acht Vertreter einigen, die sich morgen früh mit mir hier treffen?“ Wir bleiben stehen, Nor Da'el sieht mich an. Doch er sagt nichts. Nach einem Augenblick nickt er. „Und bitte, komm Du auch dazu.“ Staunen, doch immernoch Schweigen. Und wieder ein Nicken. Dann dreht er sich um und folgt Dora und Karol. Nun muss ich zu den Feen. Wenn mich nicht alles täuscht, waren es sieben Feen, die uns gestern Abend gemeinsam mit Leira empfangen haben. Da weit und breit keine Feen zu sehen sind, wandere ich, etwa der Richtung folgend, in der sich meiner Erin-

nerung nach die Lichtung mit meiner Unterkunft und der Eiche von Leiras Stamm befinden müsste, in den Wald hinein.

Nach ein paar Minuten einsamer Wanderung treffe ich die erste Fee, und so lasse ich mir Stück für Stück von den ab hier immer häufiger anzutreffenden Feen den Weg zur Lichtung weisen. Mein Magen knurrt, und da die Feen gerade dabei sind, den Mittagstisch zu decken, setze ich mich zu ihnen. Sie erzählen mir, dass Alyna in ihrer Rolle als Botschafterin die abreisenden Drachen verabschiedet und Leira in einer Besprechung mit den anderen Stammesführerinnen der Feen ist. Als ich frage, worum es dabei geht, erhalte ich allerdings nur sehr ausweichende Antworten. Irgendwas über das Zusammenleben mit den eingewanderten Feen. Und da niemand weiß, wo diese Besprechung stattfindet, entschliefte ich mich, nach dem Essen ein wenig zu meditieren. Natürlich bitte ich darum, dass Alyna und Leira mich aufsuchen, sobald sie ihre Aufgaben für heute erledigt haben. Aber das ist pure Höflichkeit gegenüber den anderen Feen, sie wissen genauso wie ich, dass die Beiden auch ohne extra Aufforderung ihren Feierabend mit mir verbringen werden.

Nach etwa zwei Stunden fällt es mir immer schwerer, mich zu konzentrieren, also sehe ich ein paar Feenkindern bei einem ziemlich komplizierten Ballspiel zu. Das Ziel des Spiels erschließt sich mir auch nach längerem Zusehen nicht, doch der Ball wird in rasender Geschwindigkeit zwischen den Jungs am Boden und den Mädchen in der Luft hin und her geworfen, ab und zu unterbrochen von wildem Jubelgeschrei einiger Spieler. Da sich nicht nur der Ball so schnell bewegt, dass ich mit den Augen kaum folgen kann, kann ich auch nicht erkennen, wer jeweils gerade jubelt. Im Grunde ist es mir aber auch egal. Es ist angenehm, endlich mal wieder Kinder zu sehen, die sorglos und hoffentlich in Frieden aufwachsen. Immer wieder sehe ich Drachen in kleinen Gruppen oder alleine über den wolkenverhangenen Himmel ziehen. Die große Heimreise hat begonnen. Ob die Drachen meinem Wunsch entsprechen werden? Es ist an der Zeit, ihren Pakt mit den Feen wieder zum

Leben zu erwecken. Dafür zu sorgen, dass daraus mehr wird als der momentane Waffenstillstand.

Schließlich wird es ruhiger am Himmel. Abgelenkt durch das Spiel der Feenkinder bemerke ich nicht, wie sich Alyna nähert, die sich plötzlich erschöpft in meinen Schoß fallen lässt. „Heute reist niemand mehr ab,“ begrüßt sie mich müde lächelnd. Für einen Moment hält sie inne, blinzelnd, als würde sie nach etwas lauschen. In sich hinein lauschen. Ernst fährt sie fort. „Leira diskutiert noch immer mit dem Parlament. Es geht schlecht voran. Sie ringt mit ihrer Fassung genauso heftig, wie um ihre Position als Präsidentin. Obwohl die anderen sie nicht offen herausfordern, weiß sie, dass sie sich keinen Fehltritt erlauben darf. Keine Schwäche zeigen darf. Sie würden alles gnadenlos gegen sie verwenden, was sie finden können. Und dann würde das Parlament zerfallen. Ich glaube, es wäre schon längst zu einem Bürgerkrieg zwischen den Feen gekommen, wenn nicht Yasmin allen geboten hätte, um jeden Preis die Einheit zu wahren. Und wenn nicht Kajira da gewesen wäre, um Yasmins Worten Nachdruck zu verleihen.“

Sie krümmt sich zusammen, als hätte ihr jemand in den Bauch geboxt. Schwer atmend liegt sie da. „Ich wünschte, ich wäre nicht selbst so erschöpft. Ich könnte ihr etwas mehr von ihrer Last abnehmen. Ihr helfen, das durchzustehen,“ stößt sie zwischen gepressten Lippen hervor. Ich streiche ihr mit einem Finger über den zitternden Körper und lasse dabei ein klein wenig heilende Magie in sie hineinfließen. Und etwas Stärkung. Wie selbstverständlich ich sowas inzwischen mache. Jedenfalls bei diesen kleinen Dosen ist es, als wäre es das Natürlichste auf der Welt für mich, Magie für meine Zwecke einzusetzen. Ich muss nicht einmal mehr darüber nachdenken, was ich mache. Oder wie. Es geschieht einfach. Weil ich es will. So wie sich meine Hände bewegen, um etwas zu berühren. Oder meine Füße, um zu gehen.

„Lass gut sein, sie ist stark. Bring mich zu ihr, und erzähle mir auf dem Weg, was Du über die politischen Probleme der Feen

weiß.“ Sie sieht mich kopfschüttelnd an. „Niemandem ist es erlaubt, das Parlament bei seinen Sitzungen zu stören.“ Ich nehme sie in die Hand und stehe auf. „Woher soll ich sowas wissen? Ich werde rein zufällig, der Stimme von Leira folgend, in die Runde hineinplatzen. Und Du wirst nicht zu sehen sein.“ Ich zwinkere ihr zu. „Kannst Du sie warnen, dass sie bitte mitspielt?“ Sie nickt langsam, besonders überzeugt wirkt sie allerdings nicht gerade. „Und nun erzähl mir alles, was ich wissen muss, wenn ich ihr helfen will.“ Ein Seufzer, dann zeigt sie mir – mit einem kurzen Anflug von Sehnsucht in den Augen, als sie dorthin blickt – die Richtung, in die ich gehen soll.

9.4 Der Rat der Freunde

Wir sind ziemlich lange unterwegs, und ehrlich gesagt, bin ich mir nicht sicher, dass Alyna mich tatsächlich auf dem kürzesten Weg führt. Immer wieder habe ich den Eindruck, als wenn sie mich absichtlich in einer Art Spirale zu unserem Ziel führt, so als wollte sie es so lange wie möglich hinauszögern, dort anzukommen. Aber so habe ich die nötige Zeit, um zumindest einen kleinen Einblick in die politischen Wirren der Feenstämme zu gewinnen. Alles begann, als ich damals von hier fortging. Yasmin machte sich, gleich nachdem Kajira und ich fort waren, auf, um die anderen Feenstämme zu suchen. Zwölf fand sie, „nur noch zwölf!“, wie Alyna verzweifelt den Kopf schüttelnd betont. Sie bat die anderen Stämme, hierher zu kommen, sich mit Leiras Stamm zu verbünden, damit sie gemeinsam einen starken, geschützten Wald bewohnen und behüten können. Zehn von ihnen versprachen Yasmin, so bald wie möglich hierher aufzubrechen, die anderen Beiden vertrauten lieber auf ihre eigene Stärke – von ihnen haben die Feen seither nichts mehr gehört. Und auch zwei der zehn Stämme, die sich auf die Reise machen wollten, sind seither verschollen. Leira vermutet, dass sie dasselbe Schicksal ereilt hat, wie der Stamm, in dem sie geboren wurde. Von einem einzigen Stamm ist dieses traurige Schicksal bestätigt worden – einige wenige Feen überlebten die Reise und erreichten diesen Wald, um von dem Untergang ihres Stammes zu berichten. Sie wurden, wie einst Leira selbst, mit offenen armen in Leiras Stamm empfangen und aufgenommen. Nicht so jedoch die sieben Stämme, die es, wenn ich Alyna richtig verstehe, zum Teil sogar gemeinsam mit ihrem ganzen Wald, unbeschadet hierher geschafft haben. Wie ich mir das vorstellen muss, weiß ich nicht. So ein ganzer Wald auf Wanderschaft? Tiere und Pflanzen auf Wanderschaft? Sogar die Bäume? Auf der anderen Seite haben mich die Fähigkeiten der Feen schon so manches Mal beeindruckt. Ausschließen möchte ich da gar nichts.

Diese sieben Stämme, deren Anführerinnen gerade mit Leira im „Parlament“ diskutieren, blieben vom ersten Tag an jeder für sich, jeder an einem anderen Ende des Waldes, in der Nähe seiner ursprünglichen Grenzen. Zwar wuchs so der Wald sehr schnell auf seine heutige Größe an. Doch zwischen den Neuankömmlingen und den Einheimischen gab es seither immer wieder politische Streitigkeiten. Persönlicher Austausch, Freundschaften oder Ähnliches wurde, sofern es überhaupt stattfand geächtet. Man ging sich aus dem Weg. Man fürchtete sich vor einander. Man mochte sich nicht. Überhaupt nicht. Alyna vermutet, dass es vermutlich nur aufgrund der Ankunft von Kajira und Nor Da’el nicht zu offenen Kämpfen zwischen den Stämmen der Feen gekommen ist. Dafür brachte die Anwesenheit der beiden Drachen neue Probleme mit sich. Und zwar nicht nur in der Beziehung zwischen den Stämmen. Auch innerhalb von Leiras Stamm kam es im Streit über die Duldung der Drachen – „als wären die Fremden hier nicht genug,“ wie Alyna die Argumente zitiert – zur Spaltung. Eine kleine Gruppe sagte sich von Leiras Führung los und gründete einen eigenen Stamm in irgendeiner verlassenem Ecke des Waldes. Zu ihnen ist seither der Kontakt völlig abgebrochen. Nur hin und wieder verschwinden Feen mit dem Ziel, sich doch noch den „Abtrünnigen“, wie Alyna sie nennt, anzuschließen.

Obwohl die anderen Stammesoberhäupter anfangs noch als Gäste Leiras Führung hier akzeptierten, bestanden sie bereits wenig später, noch bevor die Drachen hier eintrafen, darauf, an der politischen Führung beteiligt zu werden. Daraus entstand dann das Parlament der Feen, mit der Gastgeberin Leira als erster Präsidentin. Und seit nun Leira „Schwächen“ – Alyna spuckt bei dem Wort verächtlich aus, eine Geste, die ich ihr nie zugetraut hätte, und die auch so gar nicht zu diesem ansonsten so freundlichen Geschöpf passen will – in der Führung ihres eigenen Stammes zeigt, beginnen die Anderen, wenn auch noch nicht offen, ihre Präsidentschaft in Frage zu stellen, und sich gleichzeitig in eine gute Ausgangsstellung für Leiras Nachfolge zu bringen. Inzwischen hat

sich Alyna richtig hineingesteigert. Schimpfend und fluchend geht Manches, von dem, was sie erzählt, einfach unter. Das Wichtigste habe ich aber hoffentlich verstanden, als sie mich plötzlich anhält.

„Wir sind jetzt gerade außerhalb der Hörreichweite des Parlaments. Noch ein paar Schritte weiter, und Du kannst ihre lautstarke Diskussion hören.“ Sie sieht in die Richtung, aus der sie die Stimmen zu erwarten scheint. Und in die sie nun zögert, weiter zu fliegen. Wieder diese Sehnsucht in ihrem Blick. Sacht greife ich die unschlüssig vor mir auf der Stelle flatternde Fee. Sofort wendet sie ihren Blick von den Bäumen, hinter denen das Parlament verborgen sein muss, ab und sieht mich an. „Kann außer Leira jemand dort Deine unmittelbare Anwesenheit spüren, ohne Dich zu sehen?“ Sie schüttelt den Kopf. „Und Leira weiß bescheid, dass wir kommen und wird Dich nicht verraten?“ Sie nickt. „Und denkst Du, Ihr haltet es eine Weile so nah bei einander aus, ohne Euch sehen oder gar in die Arme fallen zu können?“ Diese Frage zu stellen fällt mir schwer, ist sie doch sehr persönlich. Alyna zögert, doch dann nickt sie erneut.

Ich bin nicht restlos überzeugt, doch dann lasse ich sie von meiner Hand in meine Brusttasche klettern – obwohl „rutschen“ besser beschreibt, was sie da macht – und gehe auf die Baumreihe zu, die Alyna mir eben gezeigt hat. Sie hat sich nicht getäuscht. Schon nach wenigen Metern dringen die Laute von hellen Feenstimmen an mein Ohr, offensichtlich wild miteinander diskutierend. Statt direkt darauf zu gehen, entscheide ich mich, zunächst knapp daran vorbei zu schlendern, um erst, wenn sie mich wahrgenommen haben, scharf in Richtung ihres Versammlungsortes abzubiegen. So erscheint mir meine Geschichte mit der „zufälligen Begegnung“ glaubwürdiger und die Feen haben die Chance, ihre Geheimnisse für sich zu behalten, ohne dass ich sie aus Versehen belausche. Doch sie nehmen mich nicht wahr, und als die Stimmen wieder anfangen, leiser zu werden, ändere ich meinen Plan. „Hallo? Ist da wer?“, rufe ich und stolpere absichtlich geräuschvoll

durch das Unterholz. Schlagartig verstummen die Feen. „Hallo? Ich habe doch eben hier noch Stimmen gehört?“ Mit diesen Worten platze ich in die winzige Lichtung um eine alte Eiche, ähnlich der, die Leiras Stamm bewohnt, hinein. Auf einem der untersten Äste der Eiche sitzen acht Feen im Kreis, eine davon, wie erwartet, Leira. Wobei bei näherer Betrachtung „Kreis“ nur formell richtig ist. Denn in Wahrheit sitzen die anderen Feen Leira irgendwie „gegenüber“. Das Ganze hat mehr etwas von einem Tribunal als von einer Parlamentssitzung.

Kaum einen Augenblick später sind alle acht Augenpaare auf mich gerichtet. In Leiras Gesicht meine ich einen kurzen Schimmer der Erleichterung zu sehen, während ich gleichzeitig spüre, wie Alyna in meiner Tasche zusammenzuckt. „Hallo Leira, genau nach Dir habe ich gesucht,“ plaudere ich drauf los. Eine der anderen Feen drängelt sich an Leira vorbei. Mit von Wut gezeichnetem Gesicht, die Hände in die Hüften gestemmt, plustert sie sich vor mir auf. „Niemandem ist es gestattet, die Sitzungen des Parlamentes zu stören. Wer hat Euch erlaubt, hier so einzudringen? Seht zu, dass Ihr verschwindet!“ Mit giftigem Blick starrt sie mich an. Schlagartig muss ich an den Spruch „Wenn Blicke töten könnten!“ denken – und gleichzeitig fällt mir ein, dass sowas in dieser Welt noch nicht einmal auszuschließen ist. Doch so leicht lasse ich mich nicht einschüchtern. Nun bin ich an der Reihe, meine Position in diesem Machtkampf klar zu machen. Und damit hoffentlich auch Leiras offensichtlich schon ziemlich aussichtslose Position zu retten. Schweigend klopfe ich nicht vorhandenen Staub von meinen Ärmeln, zupfe meinen ohnehin schon ziemlich faltenfrei liegenden Mantel glatt. Dann sehe ich, vorbei an der immernoch vor Wut kochenden Fee vor mir, Leira an.

„Im Namen von Yasmin, Beschützerin dieses Waldes, grüße ich das Parlament der Feen und wünsche seinen Mitgliedern ein gutes Gelingen in allen politischen Belangen. Mögen die Bäume dieses Waldes selbst die Zeit überdauern.“ Diesen förmlichen und hoffentlich halbwegs wohlklingenden Gruß habe ich mir zwar so-

eben ausgedacht, doch zwei der im Hintergrund sitzenden Parlamentsmitglieder nicken mir stumm zu, während Leira sich zur Erwiderung des Grußes verbeugt. „Das Parlament heißt den Gesandten der Beschützerin herzlich in seinen Reihen willkommen.“ Man könnte meinen, wir hätten uns vorher abgesprochen. Oder als wäre das hier ein uraltes Ritual. Entsprechend verunsichert, wenngleich noch immer ziemlich wütend schaut die vorlaute Fee immerwieder von mir zu Leira und zurück. Nunja, vielleicht nicht irritiert, sondern eher misstrauisch. Nur einen Augenblick später scheinen alle sich daran zu erinnern, dass sie mich bereits am Abend zuvor gesehen haben. Mühsam versuchen sie ihre staunenden Blicke, mit denen sie mich und Leira mustern, zu verstecken. Nun, sollen sie daran erstmal knabbern.

9.5 Eliok, der Weise

Ein Blick nach oben lässt mich staunen. Hoch über mir sehe ich das Dunkelgrün der dichten Laubkrone, die nur vereinzelt durch einen der Lichtstrahlen durchbrochen wird, die den Wald hier in schummeriges Licht tauchen. Viel höher, als der übrige Wald. Die dicken, geraden und glatten Stämme, die ohne jede Verästelung diese Laubkuppel tragen, geben diesem Ort etwas von einer Kathedrale. Instinktiv erwarte ich, das Echo meiner Schritte zwischen den Bäumen widerhallen zu hören. Doch das weiche Moos unter meinen Füßen dämpft nicht nur das Geräusch meiner Bewegung, sondern scheint auch jedes andere Geräusch zu verschlucken. Es ist totenstill hier. So still, dass mir vor Unbehagen ein kalter Schauer über den Rücken läuft. Lauert da in der Stille irgendetwas, das mich beobachtet? Immer wieder sehe ich mich um. Doch natürlich ist da nichts. Alles bloß Einbildung!

Nach ein paar weiteren Schritten in dieser Halle aus Bäumen fällt mir auf, dass der Moosboden hier ungewöhnlich eben ist. Keine Löcher, keine Buckel, soweit mein Auge reicht. Nur dort, wo die Baumsäulen die Moosdecke durchbrechen, sieht man das Moos an ihren Wurzeln empor wachsen. Ein paar Meter vor mir sehe ich Alynä und Leira still in der Luft schweben und sich staunend umsehen. Ich schließe zu ihnen auf und sofort wird mir klar, was ihre Aufmerksamkeit so gebannt hat. Statt zwischen wild und relativ chaotisch wachsenden Bäumen stehen wir auf einer etwa zwanzig Meter breiten Schneise. Wobei „Schneise“ nicht das richtige Wort ist, denn obwohl zu beiden Seiten dieses völlig ebenen Streifens Bäume stehen, ist doch nur die Seite, aus der wir eben herausgetreten sind, wirklich ein Wald. Die andere Seite dieses Streifens, der sich in einem lang gestreckten Bogen in beiden Richtungen im Dämmerlicht verliert, ist durch eine Stufe im Moosboden gekennzeichnet. Die Bäume auf dieser Seite stehen in Reih' und Glied entlang dieser Stufe, zwischen je zwei von ihnen etwa zehn Meter Abstand. Wiederum zwanzig Meter hinter dieser Baumrei-

he erkenne ich eine weitere, parallel dazu verlaufende Stufe. Wie die direkt vor mir, ist auch sie etwa kniehoch und vollständig mit Moos überwachsen. Auch auf ihr wachsen in gleichmäßigen Abständen die Säulen dieser Kathedrale empor. Allerdings etwas versetzt, und zwischen ihnen spannt sich ein schier undurchdringliches, mehr als mannshohes Gestrüpp aus Dornenranken. Zurück blickend wirkt der soeben noch offen und weitläufig erscheinende Wald wie eine geschlossene Wand, verglichen mit der Ordnung und den Freiräumen hier. Nirgendwo reicht das Auge weiter als zehn, vielleicht fünfzehn Meter. Im Gegensatz dazu kann ich hier, entlang dieser Arkaden aus Baumriesen in beide Richtungen den langen Bogen dieser vermutlich kreisrunden Kathedrale fast einhundert Meter weit sehen, bevor er von der Dunkelheit verschluckt wird.

Schweigend und andächtigen Schrittes – noch immer habe ich das Gefühl, jeder falsche Tritt würde ein laut schallendes Echo erzeugen, dass quer durch den ganzen Wald zu hören wäre – wandere ich die Dornenhecke entlang. Vor mir schweben ebenso schweigend Alynä und Leira, die immer wieder an einem der Bäume anhalten, um dieses Werk zu bestaunen. Wenn das hier sogar die beiden Feen beeindruckt, ist es kein Wunder, dass es auch auf mich eine solch atemberaubende Wirkung hat. In meiner Beobachtung der Feen fällt mir auf, welche Anmut sie hier mit ihrer Bewegung unter Beweis stellen. Selten und nur langsam bewegen sich ihre Flügel. Die sonst so quirligen und hektisch umherflatternden Wesen gleiten mehr, als das sie fliegen. Man könnte fast meinen, sie wären in Trance.

Schließlich sehe ich zwei Bäume, die sich von den anderen in der Reihe unterscheiden. Nicht nur, dass zwischen ihnen keine Dornen wachsen, etwa vier Meter über dem Boden haben beide auf den zueinander gewandten Seiten einen einzelnen, mit kleinen, hellgrünen Blättern bewachsenen Ast. Die beiden Äste bilden, sich in der Mitte treffend, den geschwungenen Bogen eines Tores. Zielstrebig gehe ich darauf zu.

Kurz bevor wir das Tor erreichen, sehe ich einen kleinen blaugelben Vogel aus dem Laub des Torbogens aufsteigen und ins Innere des noch von der Dornenhecke vor unseren Augen verborgenen Teils der Kathedrale verschwinden. Durch das Tor kann ich allerdings immernoch nicht weiter ins Innere sehen, da mir die Sicht durch eine weitere Dornenhecke – auf einer weiteren Stufe zwischen einer weiteren Baumreihe – verdeckt wird. Von dem Vogel fehlt jede Spur. Wir sehen uns an, das hier dürfte der richtige Weg sein. Also gehen wir durch das Tor in den nun auf beiden Seiten von Dornenranken begrenzten nächsten Säulengang hinein. Kaum das wir unter dem Bogen hindurch sind, beginnt sein Laub leise zu rascheln. Erst jetzt fällt mir auf, dass es hier absolut windstill ist, selbst in den Dornenhecken hat sich auf dem ganzen bisherigen Weg kein einziges Blatt bewegt.

Ein Knistern und Rascheln hinter uns lässt uns erschrocken umdrehen. Das Tor, samt hölzernem Bogen ist verschwunden! Wo wir eben noch unbehindert zwischen zwei Bäumen durchgegangen sind, ist nur eine Dornenhecke zu sehen, die sich von den Abschnitten zu ihrer Linken und Rechten in absolut nichts unterscheidet. Wohin sind diese dicken Äste so schnell verschwunden? Diese spezielle Magie der Feen kann geradezu beängstigend sein. Ich sehe Alyn und Leira an, und in ihren Gesichtern sehe ich den gleichen Schrecken, der auch mich für einen Moment erfasst hat. Doch schließlich fangen sie sich wieder, und wir setzen unseren Weg zwischen diesen undurchdringlichen Wänden fort. Allerdings bleiben sie jetzt deutlich näher bei mir. Und jetzt sind sie es, die sich immer wieder heimlich umsehen.

Mit der Form der Kathedrale habe ich mich offensichtlich nicht getäuscht. Dieser Ring ist deutlich enger als der vorherige. Allerdings muss ich feststellen, dass es besser gewesen wäre, am Tor die andere Richtung einzuschlagen, denn erst nach etwa einer Dreiviertelrunde finden wir das nächste Tor. Wieder sehe ich einen Vogel von seinem Bogen aufsteigen und ins Innere davonfliegen. Ein roter dieses Mal. Größer, mit langen, wippenden Schwanzfe-

dern. Und wieder schließt sich die unheimliche Hecke hinter uns und lässt dabei den Torbogen, durch den wir eben noch gegangen sind, verschwinden. Immerhin habe ich dieses Mal Glück mit der Wahl der Richtung. Nach etwa einem Viertel des nochmal deutlich kleineren Ringes finden wir das nächste Tor. Ein grauer Vogel dieses Mal, mit rosa Federspitzen an Flügeln und Schwanz.

Gleich nachdem wir hindurch sind, drehe ich mich um, um dem Verschwinden des Tores zuzusehen. Und tatsächlich: die beiden Äste schrumpfen in die Stämme ihrer Bäume zurück, bis nicht einmal ein Astloch von ihnen übrig bleibt, während gleichzeitig unzählige Ranken wie im Zeitraffer aus dem Boden sprießen und sich zu einem undurchdringlichen Dornendickicht verweben, bis nichts mehr von der Existenz des Tores zeugt. Mein Blick fällt auf das Moos. Obwohl es unter meinen Füßen ein paar Zentimeter nachgibt, sind dort, wo ich Sekunden zuvor noch entlang gegangen bin, keinerlei Fußspuren zu erkennen. Nun, immerhin kann mir so niemand folgen. Ich drehe mich zurück zu Alynä und Leira, um zu sehen, für welche Richtung die Beiden sich entschieden haben. Zu meinem Schrecken sehe ich sie ein paar Meter weiter leblos im Moos liegen. Eilig kniee ich mich neben sie. Sie atmen. Sie scheinen zu schlafen. Zum Glück. Aber warum? Zugegeben, es war kein einfacher Tag für sie, aber eben waren sie doch noch munter? Ich versuche sie zu wecken, doch sie zeigen keinerlei Reaktion. Was soll ich tun? Ich sehe mich um. Zurück kann ich nicht mehr. Und wenn im Innern dieses Labyrinthes tatsächlich Eliok wohnt, weiß er vielleicht Rat. Also nehme ich erst Leira, dann Alynä auf und lasse sie vorsichtig in ihre Lieblingstasche meines Mantels gleiten. Instinktiv, ohne aufzuwachen, kuscheln sich die beiden schlafenden Körper aneinander. Ein leichtes Pulsieren ihrer Lichter ist zu erkennen, beide im ruhigen Einklang miteinander. Was sie wohl träumen?

Schließlich finde ich das letzte Tor. Schon von Weitem kann ich sehen, dass es das letzte Tor ist, denn die drei Vögel der vorherigen Tore sitzen gemeinsam mit einem Vierten – er hat dunkelbraunes

Gefieder – auf einem golden belaubten Torbogen und sehen mir entgegen. Es ist verschlossen, wie die anderen Tore sich hinter mir schlossen, doch nach ein paar Augenblicken schrumpfen die Ranken in den Boden und geben den Blick auf das Innere der Kathedrale frei. Vor mir sehe ich einen riesigen, kreisrunden, perfekt ebenen, moosbewachsenen Platz, auf dem, umringt von den riesigen Baumsäulen, nur ein einziger Baum steht. Und zwar genau in der Mitte. Obwohl das Laubdach über mir noch immer – bis auf wenige winzige Flecken, durch die die Sonne blitzt – absolut dicht geschlossen ist, ist der Platz in ein deutlich helleres Licht getaucht, als seine Umgebung, die ich vage oberhalb der umschließenden Dornenhecke erkennen kann. Der Baum in der Mitte ist ziemlich auffällig, weil doch eher untypisch in einem Wald. Eine Trauerweide. Wie man sie sonst häufig an Feldern findet. Einer der wenigen Bäume, die ich auf Anhieb mit Namen benennen kann. Was nicht schwer ist, zumal dieses hier ein sehr beeindruckendes Exemplar ist. Dicht hängen die langen, peitschenartigen und silbrig belaubten Zweige bis auf den Boden herunter und verbergen so den Stamm der Weide.

Vom Tor zur Weide wächst vor meinen Augen ein „Weg“ aus Blumen, und so durchquere ich auch dieses Tor, welches sich wie seine Vorgänger hinter mir schließt. Der Torbogen mit den goldenen Blättern, auf dem die vier Vögel sitzen, bleibt dieses Mal jedoch erhalten. Während die Blumen am Boden jedem meiner Schritte auszuweichen scheinen, gehe ich zielstrebig auf die Weide zu. Zurück schauend sehe ich, dass die Vögel mir mit ihren Blicken folgen. Kurz bevor ich die Weide erreiche, öffnet sich vor mir der siberne Laubvorhang, und gibt mir die Sicht auf die erstaunlich große Halle, die rings um den dicken und knorrigen Stamm von den Zweigen gebildet wird. Sie ist in ein merkwürdiges hellgrünes Licht getaucht. Blinzelnd, um meine Augen an dieses Licht zu gewöhnen, trete ich vorsichtig ein. Der Vorhang hinter mir schließt sich wieder.

„Ich habe mich schon gefragt, wann Dein Weg Dich zu mir führen würde, mein Sohn.“ Es fällt mir schwer, hier irgendetwas zu erkennen. Das grelle Licht, welches viele scharfe Schatten wirft, flackert zu allem Überfluss auch noch, was es mir unmöglich macht, meinen Blick auf irgendetwas zu fokussieren. Doch mit etwas Mühe erkenne ich dort, woher soeben die Stimme kam, die Figur eines Feenmannes. Eliok sitzt auf einem knorrigen Vorsprung vor einer Spalte in der Rinde des Stammes. „Setze Dich,“ sagt er mit einladender Geste. Die Intensität des Lichtes und das Flackern lassen deutlich nach. Direkt hinter mir, dort, wo ich eben noch meine zwei Schritte vom Eingang hierher machen konnte, ohne über irgendetwas zu stolpern, ragt ein hölzerner, moosüberwachsender Baumstumpf empor, gerade groß genug, um mir als Hocker zu dienen. Obwohl, Baumstumpf ist nicht wirklich das richtige Wort. Es ist mehr, als hätte eine Wurzel der Weide sich in einer oben platt gedrückten Schlaufe aus dem Boden erhoben. Dieses Möbelstück erinnert, abgesehen von seinem Moosbewuchs, sehr der Hütte auf der Lichtung von Leiras Stamm. Leira. „Eliok, ich benötige Deine Hilfe! Leira und Alynna, sie . . .“ Doch weiter komme ich nicht, bevor Eliok abwinkt. „Es geht ihnen gut. Es ist ein Teil des Zaubers, der diesen Ort hier schützt, der sie einschlafen ließ, als sie zu nah kamen. Sie werden gut erholt wieder erwachen, sobald Du sie wieder weit genug von hier fort gebracht hast. Ich war allerdings etwas überrascht, wie weit sie es mit Deiner Hilfe geschafft haben, bevor der Zauber seine Wirkung entfaltete.“ Woher weiß Eliok das? Hat er uns die ganze Zeit beobachtet? Beobachten lassen?

9.5.1 Die Mutter des Lebens

„Mein Sohn,“ beginnt Eliok zu erzählen, kurz nachdem ich mich hingesetzt habe. „Lange habe ich auf diesen Tag gewartet. Sehr lange. Ich mag bereits alt aussehen, doch ich habe deutlich mehr

Jahre kommen und gehen sehen, als sich ein Mitglied meines Volkes überhaupt vorstellen kann. Selbst die Drachen dürften mich bereits als vollwertigen Erwachsenen betrachten, wüssten sie mein wahres Alter. Und mein ganzes Leben galt nur dem einen einzigen Ziel: Dich zu finden, mein Sohn.“ Wie alt er wohl ist? Ab wann ist ein Drache kein Kind mehr? Ich werde Dora bei Gelegenheit mal fragen. „Dich zu finden. Den Einen. Den Wahren. Und hier bist Du. Findest mich, statt umgekehrt. Wer hätte das gedacht?“ Eliok schüttelt schmunzelnd den Kopf.

„Vor vielen, vielen Jahren, lange bereits vor meiner Geburt und auch vor der meines Vaters, fanden die Duranjar in einer ihrer Minen einen Stein. Grün glänzend, durchscheinend, doch von eher minderer Qualität, gemessen an den Standards der Schmuckhändler. So fand ihn ein Mitglied des Rates der Weisen zufällig auf einem Markt, wo er für ein paar Münzen zum Verkauf angeboten wurde. Welchen Weg er dorthin genommen hatte, war nicht restlos aufzuklären. Klar ist nur, dass er zu diesem Zeitpunkt bereits durch viele Hände gegangen war, ohne dass jemand seinen wahren Wert erkannte. Doch dieser Weise fühlte die unbändige Anziehungskraft, die dieser Stein auf ihn ausübte. Und so erstand er ihn und brachte ihn in den Tempel der Weisen, ohne mehr zu wissen, als dass er ein bedeutendes magisches Artefakt gefunden hatte. Untersuchungen bestätigten sein Gefühl. Eine bis dahin unbekannte Form von Magie ging von diesem Stein aus. Doch das einzige, wozu er all den Gelehrten des Tempels der Weisen nutzte, war, ihre eigene Magie zu verstärken. Nicht besonders stark, aber stark genug, um schließlich Teil des *Allmächtigen Auges* zu werden. Ehrlich gesagt, inzwischen, nach all meinen Forschungen, glaube ich kaum, dass es ihnen gelungen wäre, ohne ihn das *Allmächtige Auge* überhaupt zusammenzufügen.“ Eliok kichert kopfschüttelnd in sich hinein.

„Doch erst, als das *Allmächtige Auge* zerstört, und seine Teile in alle Welt zerstreut waren, sodass nur noch der nach damaliger Kenntnis unbedeutendste Teil in einer Vitrine tief in der Großen

Bibliothek schlummerte, wurde sein wahres Wesen entdeckt. Denn ein bis dahin ebenfalls unbedeutendes und daher unbeachtetes Volk entsandte seinen ersten Weisen in den Tempel der Weisen. Dieser Weise war mein Vater.“ Wenn ich das richtig verstanden habe, dann sind die Feen erst nach der Trennung der Welten dem Rat der Weisen beigetreten? Aber das ist doch bereits Jahrhunderte her! Sein Vater? Wie alt ist Eliok wirklich?

„Der Stein ist angefüllt mit Magie, soweit lagen die Weisen richtig. Doch was sie nicht wissen konnten: sie hatten einen Teil des Ursprungs aller Magie gefunden. Nur die Feen können die magische Quelle für ihre Zwecke nutzen. Was die Weisen auch versuchten, es gelang ihnen nicht, unser Geheimnis zu lüften. Ehrlich gesagt, gibt es da kein wirkliches Geheimnis zu lüften. Wir Feen wissen nicht, woher unsere Kräfte kommen. Wir hinterfragen sie auch nicht. So, wie wir unsere Fähigkeit zu fliegen nicht hinterfragen. Wir sprechen zu den Pflanzen und Tieren – und sie antworten uns. Was gibt es mehr für uns zu wissen?

Doch ich schweife ab. Mein Vater erkannte sofort, was er da vor sich hatte. Und er gab dem Stein den Namen, den er noch bis heute trägt: die Mutter des Lebens. Denn er verlieh ihm fast unbegrenzte Macht über alles Leben dieser Welt. Diese Macht, so erkannte er, durfte niemals dem Falschen in die Hände fallen. Und so beschloss er, ihn zu verstecken. Das war nicht weiter schwer, denn niemand im Tempel vermisste den für sie unbedeutenden Stein.“

Das erklärt Vieles, aber noch längst nicht Alles. „Mit den Jahren erkannte mein Vater, dass die Mutter des Lebens ihn auch deutlich langsamer altern ließ. Er war bereits mehr als zweihundert Jahre alt, als ich geboren wurde. Doch auf seine Frau, vor der er ihn ebenfalls verbarg, wirkte sich der Stein nicht aus. Sie starb, und mit ihr starb sein Lebenswille. Er gab mir den Stein mit der Bitte, sein Werk fortzuführen.

In meiner jugendlichen Neugier begann ich, den Stein zu erforschen. Ich fand heraus, dass nicht sein Besitz oder die Nähe zu ihm das Altern verlangsamt. Vielmehr ist es seine Benutzung. Für jedes Leben, dass ich durch die Mutter des Lebens erweckte, dankte sie mir, indem sie auch mir ein wenig Leben schenkte. Mit der Zeit lernte ich, zu fühlen, wie es mich durchströmt. In mir und allem, was uns umgibt, pulsiert. Leben. So wunderschön.“ Unwillkürlich wandert mein Blick zur Quelle des flackernden Lichtes. Es kommt aus einer Art Höhle im Kopf der Weide, die mehrere Ausgänge in verschiedene Richtungen zu haben scheint. Erst jetzt wird mir klar, dass das Flackern nicht wirklich Lichtblitze sind, sondern mehr leuchtende Wellen, die, ausgehend von dort oben den Stamm und seine Zweige durchwandern, bis sie den Boden erreichen, wo ihr Leuchten schwächer wird und sich schließlich verliert. Blitzschnell zwar, so schnell, dass meine Augen ihnen nicht folgen können. Doch einmal entdeckt, kann ich sie geradezu spüren. Spüre auch, wie sie vom Boden aus auch mich durchströmen. Plötzlich ist auch Eliok viel klarer. Auch er pulsiert mit den gleichen grellgrünen Wellen.

„Du kannst es auch sehen, nicht wahr, mein Sohn? Hätten nicht meine vier Freunde dort draußen bereits meine Zweifel ausgeräumt, dieser Beweis allein wäre genug. Genug, um zu wissen, dass ich am Ende meiner Suche angekommen bin. Vor ein paar hundert Jahren hörte ich von der Prophezeiung, die Dich ankündigte. Und so schwor ich mir, Deine Ankunft zu erwarten, Dich zu finden und Dir dann zur Seite zu stehen in Deinem Kampf. Denn zum Kampf würde es unweigerlich kommen. Auf die eine oder andere Weise. Dessen war ich mir immer sicher. Doch vor ein paar Jahren schließlich musste ich feststellen, dass trotz der Kräfte des Steins auch mein Leben sich nun seinem Ende zuneigte. Auch wenn ich Deine Ankunft noch erleben sollte, so wäre ich doch nicht mehr stark genug, Dir auf andere Weise zu helfen, als den Stein, den ich mein ganzes Leben versteckt, bewacht und behütet habe, Dir zu überlassen. Und dann endlich kamst Du.

Eines musst Du aber wissen: ich habe noch nie viel auf das gegeben, was alle Anderen sagen. Ich musste sicher sein. Ganz sicher. Ohne jeden Zweifel. Sicher, dass sie sich nicht in Dir täuschten. Sie, die sich schon in der Mutter des Lebens so sehr getäuscht hatten. Und so brachte ich sie hierher und erschuf mit ihrer Hilfe diesen Ort. In Anbetracht des nahenden Endes meines Lebens und da ich nunmal nicht sicher wusste, ob Du derjenige sein würdest, den ich so lange erwartet hatte, schuf ich diesen Ort so, dass er auch nach meinem Tod nur demjenigen Eintritt gewähren würde, der alle vier Funken in sich trägt. Es wurde die Aufgabe meiner vier Freunde dort draußen, die Tore zum innersten Kreis zu bewachen und nur demjenigen freizugeben, den sie für würdig erachteten. In dem sie einen Verbündeten spüren würden. Den Stein selbst aber konnte nur jemand erkennen, der tief in seinem Herzen das Leben, die Natur und all ihre Wesen so sehr achtet und liebt, wie die Feen.

Und nun, so plötzlich, stehst Du hier vor mir. Ich freue mich, doch noch die Ehre zu haben, Dich kennenzulernen. Nimm den Stein an Dich, ich habe nun keine Verwendung mehr für ihn. Und ganz nebenbei gesagt, habe ich ein Auge auf eine ältere Feendame geworfen,“ fügt er mit einem Augenzwinkern hinzu. Wir müssen beide lachen. „Nimm ihn Dir,“ fordert er mich dann noch einmal auf. Also nicke ich und stehe auf. Ist der Baum inzwischen gewachsen? Ich muss mich ziemlich strecken, um in die Höhle im Baum hineingreifen zu können. Vorsichtig tastend schiebe ich meinen Arm hinein. Als ich schon fast bis zur Schulter im Baum stecke – sollte mein Arm nicht längst auf der anderen Seite heraussehen? –, spüre ich etwas Kühles, Schweres auf einer Art Sockel liegen. Ich greife danach und ziehe es aus dem Baum heraus. Erst scheint es Widerstand zu leisten, als würde eine starke Feder am anderen Ende ziehen. Doch dann spüre ich, wie Kajiras Flamme plötzlich in mir zum Leben erwacht. Die magieverstärkende Wirkung des Steins! Ob ich ihn wohl mit Magie bewegen kann? Ich versuche ein paar der Tricks, die ich im Lufttempel erlernt habe, doch sie

zeigen keinerlei Wirkung. Jedenfalls keine, die ich erwartet hätte. Stattdessen fühlt sich der Stein an, als ... als hätte er Schmerzen! Ist das möglich? Nun, wenn ich eins kann, dann Schmerzen lindern. Kaum gedacht, und ohne es wirklich ernsthaft in Erwägung zu ziehen, schicke ich einen schwachen Schub Heilung zum Stein. Und tatsächlich, sein Widerstand wird schwächer. Etwas mehr Heilung und wieder schwindet etwas von der Kraft, die ihn im Baum halten will. Stück für Stück gelingt es mir schließlich meine Hand mitsamt dem Stein aus dem Baum zu holen. Wie ein ungeschliffener, roher Smaragd halte ich sie nun vor mir: die Mutter des Lebens.

„Ein großzügiges Geschenk, dass Kajira Dir hinterlassen hat, mein Sohn.“ Erschrocken sehe ich ihn an. Woher weiß er davon? „Mein Freund der Phoenix“ sein Blick wandert an mir vorbei, dorthin, wo der Eingang war, „hat sich geradezu überschlagen vor Freude über all das magische Feuer in Dir.“ Ich drehe mich um, und der feuerrote Vogel, der über den zweiten Torbogen wachte, sitzt auf dem Boden hinter mir und sieht mich mit schräg gelegtem Kopf an. Für einen Moment scheint es, als würden seine Federn in Flammen stehen, aber als ich irritiert blinzele, ist das Bild wieder verschwunden. „Keine Angst, Dein Geheimnis ist sicher bei uns. Aber versprich uns, dass Du gut darauf achten wirst.“ Ich nicke. Der Phoenix gibt einen hellen, kreischenden Ton von sich. Da ist für den Bruchteil einer Sekunde wieder das Bild der brennenden Federn. „Wenn Du ihn mit Dir nehmen willst, so würde er Dich gerne begleiten! Er denkt, dass seine Talente Dir vielleicht von Nutzen sein können.“

Was für Talente könnte so ein Vogel schon haben? Außerdem habe ich keine Zeit, auch noch auf einen Vogel aufzupassen. Was er wohl frisst? Ein neuer Schrei des Phoenix. In einer hellen Flamme verschwindet er vor meinen Augen. Und mit einem weiteren Schrei, der mich herumfahren lässt, erscheint er am anderen Ende des Raumes. Wobei „erscheinen“ nicht das richtige Wort ist. Vielmehr erscheint eine Flamme, die sich zu einem Phoenix formt und

im Erlöschen Elioks Freund zurücklässt. „Er besteht darauf, Dir zu folgen, mein Sohn. Er wird sich durch nichts davon abhalten lassen. Er möchte dabei sein, wenn Menschenhand Drachenfeuer zum Leben erweckt.“ Ich nicke, halb resignierend. Abenteurer. Solange er sich selbst versorgt und mir nicht zur Last fällt. Wer weiß, vielleicht kann er mir wirklich irgendwann einmal helfen.

Gedankenverloren drehe ich den glitzernden Stein in meiner Hand. „Sei vorsichtig, mein Sohn, die Mutter des Lebens ist sehr zerbrechlich. Einst fiel sie mir bei einer meiner Untersuchungen aus der Hand. Nicht besonders tief, wie Dir sicher klar sein dürfte,“ setzt er schmunzelnd hinzu, „Doch ein kleiner Splitter brach von einer Ecke des Steins ab.“ Ich drehe den Stein, und tatsächlich, plötzlich erkenne ich die winzige Stelle, an der der Splitter fehlt. Oder vielmehr fühle ich die Stelle. Sie fühlt sich ... anders an. Irgendwie merkwürdig. Ich weiß nicht, wie ich dieses Gefühl beschreiben soll. Eliok schüttelt sich. „Bitte lass das!“ ruft er. Ich sehe ihn irritiert an. „So fühlt es sich also an. Die Verbindung besteht offensichtlich in beide Richtungen.“ Mehr zu sich selbst sprechend sieht er grübelnd auf meine Hand, in der sich der Smaragd befindet. Er greift in sein weißes Gewand und zieht ein Amulett hervor, offensichtlich gefertigt aus dem Splitter, der hier an der Mutter des Lebens fehlt.

„Du musst wissen, mein Sohn,“ fährt er, nun wieder mir zugewandt, fort, „dass ich in meiner Neugier selbstverständlich ausprobierte, ob auch ein kleiner Splitter mir einen, wenn auch kleineren Zugang zum Ursprung liefern würde. Das Ergebnis meiner Untersuchung übertraf alle meine Erwartungen. Denn zwischen dem Splitter und der Mutter des Lebens besteht eine Verbindung, die mir vom kleinen Stein vollen Zugriff auf die Kräfte des Großen gibt. Und ich denke, dass ich nicht allzuweit neben der Wahrheit liege, wenn ich behaupte, dass auf dieselbe Weise die Mutter des Lebens mit dem Ursprung der Magie verbunden ist, nur begrenzt durch die Fähigkeiten desjenigen, der diese Magie zu nutzen gedenkt. Eine einzige Frage blieb für mich bis eben ungeklärt. Ich

stellte fest, dass die Stärke der Verbindung vom Splitter zur Mutter des Lebens unabhängig der Entfernung zwischen ihnen war. Ich konnte also den kleinen Stein überall hin mitnehmen, ohne auf die magischen Kräfte des Großen verzichten zu müssen. Darüber hinaus konnte ich bei Berührung der Bruchstelle fühlen, in welcher Richtung sich der große Stein gerade befindet. Die Gegenrichtung zu untersuchen war ungleich schwerer, zumal gegenüber der Größe und pulsierenden Macht der Mutter des Lebens der Reiz des Splitters viel zu klein war, um ihn ausfindig machen zu können.“

Ich nicke, er hat Recht. Auch ich habe nichts gespürt, außer, dass es sich merkwürdig angefühlt hat. Doch davon, sagen zu können, wo sich der Splitter befindet, war ich weit entfernt. Vielleicht mit etwas Training? Wir werden sehen. Ich habe aber schon so eine Idee, wozu ich den Stein werde benutzen können. Auch wenn ich nicht sicher bin, ob Eliok diese Idee gutheißen würde.

Plötzlich fällt mir wieder ein, weswegen ich eigentlich hierher gekommen bin. Ich stecke den magischen Stein vorsichtig in die Tasche, in der auch Leira und Alyna schlafend liegen. Vor ihnen werde ich ihn ohnehin nicht lange verbergen können. So es mir denn überhaupt gelingt, ihn vor den Feen zu verbergen. Immerhin dürfte ich für ihre Augen jetzt ähnlich hell leuchten, wie die Umgebung hier um mich herum. Wobei sich meine Augen langsam daran zu gewöhnen scheinen. „Eliok, Weiser der Feen. Ich danke Dir für diese großzügige Gabe und werde mich bemühen sie sicher zu verwahren und weise zu verwenden. Doch vergib mir, wenn ich jetzt so abrupt das Thema wechsele, denn ich bin nicht gekommen, um Geschenke zu erhalten, sondern weil ich Dich um einen Gefallen bitten wollte. Inzwischen ist mir jedoch eine Frage gekommen, die ich zuerst noch stellen möchte.“

Da er mich nicht unterbricht, fahre ich fort. „Alyna hat mir bei meinem ersten Besuch in diesem Wald davon erzählt, dass der

Wald unter einem besonderen Schutz steht, dessen Urheber Yasmin sein soll. Welcher Art ist dieser Schutz?“ Eliok sieht mich nachdenklich an. „Zu den Details dieses Schutzes solltest Du besser Yasmin befragen, denn tatsächlich hat sie ihn ins Leben gerufen. Soviel, wie ich davon verstehe, will ich versuchen, Dir zu erklären, mein Sohn. Den alten Legenden nach schufen einst vor tausenden von Jahren die Vorfahren von Yasmins Volk die magische Verbindung zwischen den Feen und der Natur. Einige wenige Bücher der Großen Bibliothek behaupten sogar, dass sie die Feen erschufen, doch das halte ich für ein Märchen.“ Ich nicke, davon hat mir Alyna schon erzählt. „Mit der Zeit veränderte sich diese Verbindung. Auch wenn wir noch immer theoretisch mit allen Pflanzen dieser Welt sprechen können, so ist unsere Verbindung doch zu keiner so stark wie zu denen in unseren Heimatwäldern. Aber obwohl die meisten Feen es ihr Leben lang nicht bemerken: mit dieser Veränderung entstand auch ein großer Nachteil für uns. Wir sind sozusagen abhängig von unserem heimatlichen Wald, dem Wald, in dem wir geboren wurden. Und damit meine ich nicht, dass unser Überleben von seinen Früchten abhängig ist. Essen und Trinken würden wir überall auf der Welt finden. Doch wenn wir uns zu lange und zu weit von unserem Geburtsort entfernen, werden wir krank. Nur wenige überstehen eine längere Trennung unbeschadet. Das ist auch der Grund, warum wir, seit die Zerstörung der Stammeswälder begann, so viele tote Feen zu beklagen haben. Einzig und allein die Jägerinnen des Mondes haben irgendwie einen Weg gefunden, sich diesem Teil der Veränderung zu entziehen.

Doch ich schweife schon wieder ab. Was Yasmin meines Wissens nach gemacht hat, ist, dass sie dieser Verbindung einen weiteren Aspekt hinzugefügt hat. Sie hat dafür gesorgt, dass niemand diesen Wald betreten kann, ohne dass die Feen von Leiras Stamm das spüren. Und gleichzeitig haben sie seither die Möglichkeit, ohne tatsächlich am Ort des Geschehens anwesend sein zu müssen, über ihre Verbindung mit diesem Wald seine Abwehrreaktion auch aus

der Ferne zu kontrollieren. So wird verhindert, dass ungebetene Gäste in das Innere des Waldes vordringen. Und so konnte ich auch die Mutter des Lebens hier sicher verstecken.

Mehr vermag ich zu Deiner Frage nicht zu sagen, mein Sohn. Doch Du sprachst von einer Bitte?“ Dankbar neige ich meinen Kopf. „Ich danke Dir, Eliok, für Deine ausführlichen Erklärungen. Ich wollte Dich bitten, morgen früh einem Treffen der Feen und Drachen beizuwohnen. Ziel dieses Treffens soll es sein, ein Gremium zu gründen, dass Alles regeln soll, was die Feen und Drachen gemeinsam betrifft. Zu diesem Zweck habe ich Vertreter beider Völker eingeladen. Alyna und Nor Da’el werden in ihrer Rolle als Botschafter bei den Gesprächen vermitteln. Doch beide Seiten wissen so gut wie nichts über den magischen Pakt, der sie verbindet. Ebensowenig Erfahrung haben sie in diplomatischen Dingen, nachdem sie sich jahrhundertlang aus dem Weltgeschehen herausgehalten haben. Das dürfte so eher Dein Fachgebiet sein, Eliok. Würdest Du also das Treffen moderieren, dafür sorgen, dass es zu einer fairen Übereinkunft kommt?“ Eine Weile sieht er mich schweigend und völlig reglos an. Dann erhebt er sich, plötzlich auf einen Stock gestützt, der eben noch nicht in seiner Hand war.

„Ich werde Dir Deinen Wunsch erfüllen, mein Sohn. Das soll zugleich auch meine letzte Aufgabe als Weiser der Feen sein. Anschließend werde ich mich zur Ruhe setzen.“

9.6 Laboratorium

Frühmorgens finde ich Noirana im Sonnenlicht auf meiner Fensterbank sitzend. Leira und Alyna sind offensichtlich schon zum Treffen mit den Drachen gegangen. „Guten Morgen, Hendrik,“ begrüßt sie mich sogleich. „Hast Du gut geschlafen?“ Ich nicke. „Und Du, Noirana?“ Sie lächelt. Irgendwie wirkt sie viel entspannter, als ich sie bisher kennengelernt habe. Auch äußerlich hat sie sich verändert. Ihr Haar ist kürzer geschnitten und schimmert dunkelgrün. Die Flügel sehen aus, als wären sie hauchdünn geschliffene Smaragde. Dazu trägt sie – neben der feentypischen Kombination aus kurzer Hose und knappem Top – noch kniehoch Stiefel, Handschuhe, die bis zum Ellenbogen reichen und eine Art Stirnband, alles farblich passend in einem dunklen Grün gehalten. Vielleicht ist es nur eine optische Täuschung, aber sogar ihre Haut scheint einen zum Gesamtbild passenden leichten Grünstich zu haben. Neben ihr liegt ein fast durchsichtiger kreisrunder Schild, an dessen Rückseite ein Köcher mit Pfeilen befestigt ist, sowie ein stark geschwungener Bogen ohne Sehne. Was sie wohl mit diesen niedlichen kleinen Pfeilen jagen will?

„Eine“ – sie zögert kurz – „Freundin aus Kindertagen hat mich überredet, Dich zu bitten, sie aufzusuchen. Sie meinte, sie möchte Dir etwas zeigen, wobei sie Deine Hilfe benötigt.“ Sie schüttelt den Kopf. „Worum geht es denn?“ Augenverdrehen. „Wollte sie mir nicht verraten. *Streng geheim*, meinte sie. Aber sie war irgendwie soviel energischer als sonst. Da habe ich mich hinreißen lassen. Ich weiß auch nicht. Seit ich hier bin, hoffe ich insgeheim, dass Du einfach ablehnst.“ Ich sehe sie verwundert an. „Wer ist denn diese Freundin?“ Wieder zögern. Dann seufzen. „Meine kleine Schwester,“ sagt Noirana dann leise. „Sie ist anders,“ fährt sie leise, mit beschämt gesenktem Blick fort. „Sie hatte schon immer merkwürdige Ideen. Lebte immer zurückgezogen. Jeder meidet sie, und ihr scheint es noch nicht einmal etwas auszumachen.“ Ich denke, ich sollte sie kennenlernen. Und bis Leira und Alyna zurück sind, ha-

be ich ohnehin nichts anderes vor. „Lass sie uns aufsuchen.“ Sie nickt und damit stehe ich auf und ziehe mich an.

Noirana führt mich wirklich in einen ziemlich abgelegenen Teil des Waldes. Nicht einmal Vögel sind hier zu hören. Schließlich bleiben wir vor einem großen Dickicht stehen. In seiner Mitte führt ein schmaler Pfad hinein. „Wir sind da. Aber bitte, hab Nachsicht mit ihr. Sie ist ein wenig ...“ Nach kurzem Zögern ertönt aus ihrem Mund das auch in meiner Heimat bekannte Pfeifen, während sie gleichzeitig ihren Zeigefinger um ihre Schläfe kreisen lässt. Verrückt, nicht ganz richtig im Kopf. Merkwürdig, dass diese Symbolik auch in dieser Welt bekannt ist. Ich nicke und wir begeben uns in das Dickicht.

Doch ich bin kaum zwei Schritte gegangen, als plötzlich dicke Ranken aus dem Boden schießen, sich fest um meine Arme, Beine und schließlich um meinen ganzen Körper bis hoch zum Hals schlingen. Direkt vor mir hat eine Ranke auch Noirana gepackt, die nun wehrlos in der Luft baumelt. Ich versuche mich loszureißen, doch die Ranken scheinen sich mit jeder Bewegung von mir nur noch enger und fester um mich zu schließen. Ich versuche, sie magisch zu entzünden, doch auch Feuer macht ihnen nichts aus. Es ist, als würden sie die Magie geradezu aufsaugen. „Ich kann sie nicht kontrollieren,“ japst Noirana. Wenn Bewegung die Ranken enger zieht, hilft vielleicht Entspannung? Ich versuche mich zu entspannen. Nichts passiert. Aber dafür nehme ich nun das schrille Kreischen wahr, das von den Ranken auszugehen scheint. Eine Alarmanlage? Tatsächlich, eine wütende Fee kommt aus den Tiefen des Dickichts auf uns zugeflogen. „Wer stört ...“ sie stockt. „Herr, verzeiht,“ schlägt ihre Stimme schlagartig in peinliche Verlegenheit um. „Ich hatte nicht damit gerechnet, dass Ihr schon so früh ...“ Ihr Blick fällt auf die Ranken, die uns noch immer zu erdrosseln drohen. „Oh, Entschuldigung, ich vergaß! Bitte wartet, ich muss eben ...“ Und damit ist sie wieder verschwunden. Bitte wartet. Als wenn wir eine Chance hätten, wegzugehen. Mit hochrotem Kopf kommt sie kurz darauf mit einem kleinen Säckchen

wieder. Was immer darin ist, sie streut es mit zittrigen Händen in Auswüchse an den Ranken, die wie Blüten aussehen. Kurz darauf verfärben sich die Ranken braun und lösen sich in eine schleimige Substanz auf. Eklig. Überall auf der Kleidung. Ob das jemals wieder rausgeht?

„Bitte entschuldigt. Es tut mir furchtbar Leid. Wie kann ich das nur wieder gut machen?“ Nervös knetet sie das Säckchen in ihren Händen während sie krampfhaft versucht, mich nicht direkt anzusehen. Irgendwie kann ich ihr nicht böse sein. Ganz im Gegensatz zu Noirana, die über meiner Schulter schwebt und wütend auf ihre Schwester herabblickt. Sie sieht so aus, als wäre sie kurz davor, ihrer Wut freien Lauf zu lassen. „Du hast Dir nichts vorzuwerfen,“ komme ich ihr zuvor, „Wir hätten uns bemerkbar machen sollen, statt einfach so herein zu platzen. Bitte verzeih mir, dass ich mich so ungesittet verhalten habe. Ich bin Hendrik.“ Ich verbeuge mich kurz. „Und mit wem habe ich die Ehre?“ Beide Feen sehen mich irritiert an. „Ihr, ähm, ich, ähm ...“ Sie räuspert sich. „Mein Name ist Alice, Herr Hendrik.“ Jetzt meldet sich Noirana zu Wort: „Nicht *Herr* Hendrik, nur *Hendrik*!“ schimpft sie. Ich sehe sie scharf an, sie läuft rot an, senkt den Blick und ihre Lippen formen das Wort „Entschuldigung“. So impulsiv, diese kleinen Wesen. So leidenschaftlich. Bewundernswert. Ich kann mir nicht verkneifen, zu schmunzeln. Daraufhin erwacht Alice plötzlich zu hektischem Leben. „Ich, äh, bitte, folgen, ähm, folge mir, uhm, Hendrik. Es ist nun sicher.“ Sie fliegt rückwärts, viel zu schnell, bleibt beim Umdrehen mit den Füßen an einem Ast hängen. Während Noirana ihren Purzelbäume schlagenden Sturzflug durch eine gekonnte Flugeinlage unter Kontrolle bringt, fange ich das Säckchen auf, dass Alice natürlich vor Schreck hat fallen lassen. Nach unzähligen Danksagungen fliegt sie schließlich vorsichtiger voran, dreht sich aber dennoch immer wieder um, als müsste sie befürchten, dass wir es uns jeden Augenblick anders überlegen könnten.

Der Pfad endet in einer Art Turm. Mit dichtem Gehölz als kreisrunde Wand, bis hinauf zum Himmel. Na gut, ein Turm ohne

Dach. Und ich habe bequem darin Platz, mit ausgestreckten Armen könnte ich vielleicht die Wand auf beiden Seiten berühren. Wenn ich mich trauen würde. Denn die Wand sieht nicht nur unglaublich stachelig aus – welche Pflanze produziert so lange Dornen? –, sondern überall um mich herum schweben Gefäße mit bunten Flüssigkeiten, merkwürdige Apparaturen. Alles gehalten von Ranken, die sich sanft hin und her wiegen. Und alles viel zu groß für eine Fee. Wie eigentlich auch diese Unterkunft viel zu groß ist für eine einzelne Fee – immerhin wohnt Leiras ganzer Stamm in einem Baum, der deutlich kleiner ist als dieser Turm. Es hat offensichtlich auch Vorteile, wenn man von jedem gemieden wird. Jedenfalls macht einem dann niemand den Wohnraum streitig.

Viele der Apparate bewegen sich. Sie erinnern mich an einfache, vielleicht etwas altmodische Maschinen aus meiner Welt, doch ihre Bestandteile sind alles andere als normal. Jedes Bauteil sieht aus, als wäre es gewachsen, mehr eine Pflanze denn ein künstliches Produkt. Und auch ihre Art und Weise, sich zu bewegen, hat irgendetwas „Lebendiges“ an sich. Am meisten beeindruckt mich aber das Buch, welches in der Mitte dieses bunten, lauten, sich bewegendes Chaos schwebt. Es wird von einer dreiarmigen Ranke wie in einem Bücherständer gehalten: zwei Arme halten die Buchdeckel, ein Arm liegt auf den aufgeschlagenen Seiten. Zugleich Lesezeichen und Seitenhalter. Doch das ist nicht das Beeindruckende. Es ist seine Größe. Während alles hier schon für eine Fee groß aussieht, würde ich mit dem Buch in den Armen selbst wie ein Zwerg aussehen. Seine Seiten sind so hoch, wie meine Arme lang und zusammengeklappt ist das Buch bestimmt dicker, als meine Beine. Das gelbliche, an den Rändern schon stark beschädigte Papier ist dicht in kleinster Schrift beschrieben. Sogar auf den schmalen Seitenrändern scheinen Notizen zu stehen.

„Hendrik, ich brauche Eu. . . ähm, Deine Hilfe bei einer Sache.“ Alice hängt ihr Säckchen an einen Zweig, der aus der Turmwand ragt, dann schlängelt sie sich zwischen all ihren Apparaturen und

Chemikalien zu dem Buch durch. „Ich bin bei meinen Arbeiten auf etwas gestoßen, was unseren Mondjägerinnen vielleicht helfen könnte.“ Sie beginnt, im Buch zu blättern. Das heißt, nicht sie selbst, sondern ihr Bücherständer blättert auf ihre Handzeichen hin die großen Seiten zügig und doch vorsichtig um. Immer wieder liest sie still ein paar Worte, nur um darauf ein paar Seiten vor- oder zurück zu blättern. Dabei fallen mir etliche äußerst detaillierte Zeichnungen auf verschiedenen Seiten auf. „Wo war denn nur ...“, murmelt sie.

Noirana zuckt hilflos mit den Schultern, während Alice tief versunken weiter hektisch in den Hunderten von Seiten umherblättert. Was sucht sie nur? Schließlich ruft sie „Hah, da ist es,“ woraufhin sie zielstrebig bis fast ans Ende des Buches blättert. Was immer da geschrieben steht, es ist in keiner mir bekannten Sprache verfasst. „Ich bin bei meinen Forschungen auf eine Beschreibung eines Werkstoffes gestoßen. Härter als Stahl, aber deutlich leichter. Und das Beste: er ist in eine Richtung lichtdurchlässig!“ Sie strahlt mich an, als hätte sie mir den Sinn des Lebens offenbart. Doch worauf will sie hinaus? Ich sehe Noirana an, doch die zuckt nur wieder mit den Schultern. Eine Geste, die ich nur an Alice weitergeben kann. Keine Ahnung, was sie meint. „Rüstungen!“ Sie blättert zwei Seiten weiter und deutet auf eine Zeichnung in der Seitenmitte. Ich mache einen Schritt näher heran, um besser erkennen zu können, was dort abgebildet ist. Fast hätte ich dabei eines der Glasgefäße umgestoßen. Ganz schön labil, diese Lagerung in beweglichen Ranken. Und sehr eng hier. Das erste was mir auffällt, ist, dass sich die Zeichnung bewegt. Obwohl, es ist mehr ein sich ständiges Ändern. Immerwieder zeigen sich dieselben Einzelbilder, blenden ineinander über. Frontansicht, Rückenansicht, mit und ohne Fee. Detailsichten mit Beschriftungen in derselben unleserlichen Schrift. „In den Märchen, die unsere Mutter uns als Kindern vorlas, die seit Jahrhunderten allen Kindern weitergegeben wurden, taucht etwas auf, das sich Feengold nennt. Ein unglaublicher Schatz, der seinen Finder unsterblich macht.“

Mit einem Seufzer unterbricht Noirana ihre Schwester. „Märchen? Deswegen hast Du Hendrik herbestellt?“ Ich bringe sie mit einer kurzen Geste zum Schweigen. Aufmunternd bedeute ich Alice, fortzufahren.

„Wenn mich nicht alles täuscht, ist das hier das Feengold. Allerdings sind die vagen Märchen alles, was uns davon geblieben ist. Die Märchen, diese Skizzen und ein paar kurze Zeilen hier in diesem Buch. Doch wenn meine Theorie stimmt ...“ Sie zögert. „Hendrik, in den Märchen heißt es häufig, dass ein böser Drache das Feengold bewacht. Und das passte natürlich in unsere Vorstellung, dass die Drachen böse, hinterhältig und gemein sind. Aber, wenn das, was wir nun erfahren haben ... Entschuldigung, Hendrik, ich wollte nicht unterstellen, dass Du gelogen hast. Es ist nur so schwer, sich daran zu gewöhnen, dass vieles, was wir über Jahrhunderte als Wahrheit angenommen hatten, falsch war.

Jedenfalls, wenn die Drachen nicht die bösen Ungeheuer sind, wie wir immer geglaubt haben ... Mir kam der Verdacht, dass der Zusammenhang zwischen Drachen und Feengold vielleicht ursprünglich ein anderer gewesen sein könnte. Vor allem, wenn man bedenkt, dass wir Feen keinerlei überlieferte Fähigkeiten im Umgang mit Metallen haben. Und dann stolperte ich darüber, dass in vielen Märchen die Drachen auch Panzer tragen. Als Kind habe ich immer geglaubt, dass damit ihre dicken Schuppenpanzer gemeint waren. Aber jetzt ... wie gesagt, es ist nur eine Theorie, aber ...“ Erwartungsvoll sieht sie mich an.

„Du meinst, dass die Drachen die Erfinder des Feengoldes sind. Also nicht so sehr das Gold selbst bewachen, sondern sein Geheimnis bewahren?“ Sie nickt. Interessanter Gedanke. Zumal eine solche Rüstung nicht nur für Feen interessant wäre. „Hendrik, ich ... nunja ...“ Verlegen blickt sie zu Noirana, die mich kurz ansieht, bevor sie ihr fast unmerklich zunickt. „Ich würde Dich gerne begleiten,“ fährt sie etwas sicherer aber noch immer mit leiser

Stimme fort, „in der Hoffnung, vielleicht einen Drachen zu finden, der sich erinnert.“ Was? Sie will wirklich riskieren, krank zu werden? Nur um einer fixen Idee, einer *Theorie* nachzueifern? Ich sehe Noirana an und ich erinnere mich wieder an Elioks Worte. Als Noiranas Schwester ist Alice auch eine Jägerin des Mondes. Oder? Dennoch. Es ist gefährlich, und diese Fee erweckt nicht gerade den Eindruck, als wenn sie sich auch nur vor sich selbst beschützen könnte. Von kämpfen ganz zu schweigen. Doch Noirana kommt mir zuvor. „Ich werde sie persönlich beschützen,“ sagt sie mit einem Nachdruck, der vermutlich geeignet wäre, so manche Diskussion von vornherein zu unterbinden. „Und Du wirst mich nicht davon abhalten, Dich zu begleiten. Auch wenn das heißt, dass ich am Ende selbst einen Drachen suchen muss, der uns mitnimmt. Ich werde nicht hier zurück bleiben. Und meine Schwester begleitet mich!“

Nun ist es an mir, zu seufzen. Was soll ich auch sagen. Sie würden am Ende ja doch ihren Willen kriegen. Auf die eine oder andere Art. Besser wenn ich wenigstens einen Teil der Bedingungen unter meiner Kontrolle behalte. Womit ich allerdings nicht gerechnet hätte, ist der plötzliche Freudessturm, der daraufhin in Form von Alice losbricht. Am Ende bleiben davon zwei völlig durchnässte und atemlose Feen, ein total verwüstetes Labor und noch mehr Flecken auf meiner Kleidung zurück. „Ich werde sofort anfangen, zu packen!“ ruft sie uns noch hinterher, als wir uns schließlich aus dem Dickicht wieder herauskämpfen. Sie scheint das ernst zu meinen, denn einen Augenblick später höre ich schon wildes Rascheln und Klimpern aus dem Labor. Hoffentlich schleppt sich nicht gleich ihr ganzes Labor mit. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ich einen Drachen finde, der bereit ist, für all den Krempel den Packesel zu spielen.

Erst, als wir wieder im Freien sind, scheint Noirana aufzugehen, was gerade geschehen ist. Mürrisch betrachtet sie ihre Äußeres, als hätte sie vorher gar nicht bemerkt, wie ihre kleine Schwester sie zugerichtet hat. Mit einem gemurmelten „Na, toll“ lässt sie mich

einfach stehen. Zugegeben, besser hätte ich es auch nicht formulieren können. Ich schaue nach dem Stand der Sonne. Zeit, mal zu schaun, was aus dem Treffen zwischen Feen und Drachen geworden ist. Mein Magen knurrt. Na gut, vorher noch einen Happen essen.

9.7 Revolution im Feenwald

Lange genießen kann ich meine Mahlzeit nicht. Ich habe gerade so eben mein Magenknurren besänftigt, als plötzlich ein großer Tumult unter den Feen ausbricht. „Skandal!“ rufen einige und „Revolution!“ andere. Rings um den Stammbaum von Leiras Volk wird es laut und chaotisch. Es dauert eine Weile, bis ich endlich eine Fee soweit beruhigen kann, bis sie mir erzählt, was vorgefallen ist. Sie berichtet davon, dass das Treffen mit den Drachen geplatzt sei, weil das Parlament der Präsidentin und ihrer Botschafterin das Vertrauen entzogen habe und darauf bestünde, allein mit den Drachen zu verhandeln. Daraufhin hätten diese mit Unterstützung des Weisen – ich vermute mal, das Eliok gemeint ist – wiederum erklärt, dass sie das Treffen verschieben, solange, bis die Regierung der Feen ihre internen Probleme geregelt hat.

Eine andere Fee kommt hinzu und erzählt, dass daraufhin Leira von allen Ämtern zurückgetreten sei, und auch Alynas ihre Position zur Verfügung gestellt habe. Und das Parlament habe Alynas Angebot in, wie sie sagt, „dreister Art und Weise“, angenommen, behauptet eine dritte Fee. Mir bleibt nichts anderes übrig, als zu versuchen, die Feen zu beschwichtigen. „Alles wird schon irgendwie werden“ und ähnliche platte Floskeln scheinen sie zumindest davon abzuhalten, gewalttätig zu werden. Obwohl sie nicht den Eindruck machen, als würden sie wissen, gegen wen sie denn ihre Agressionen gerne richten würden. Womöglich brennen sie am Ende vor lauter Verzweiflung noch den Wald nieder.

Erst als Leira und Alynas begleitet von einem ziemlich großen Pulk Mondjägerinnen – alle wie vorhin Noirana in voller Rüstung prachtvoll herausgeputzt – die Lichtung erreichen, wird es ruhiger um mich herum. Alles blickt gespannt auf die Stammesführerin. Die stellt sich in die Mitte des großen Tisches, von wo aus sie auch für die vielen Familien im Baum gut zu sehen ist. Ihre Garde bildet eine Halbkugel von etwa einem Meter Durchmesser

um Leira, die nun auch von allen anderen Feen respektvoll freigehalten wird. Alynna setzt sich auf meine Schulter. Dann beginnt Leira, zu sprechen.

„Meine lieben Freunde, die Ihr mir seit meiner Ankunft hier auch meine Familie wart. Ihr habt mich auserwählt, Euren Stamm, *Unseren* Stamm anzuführen. Und ich hoffe, diese Aufgabe, bis heute zu Eurer Zufriedenheit erfüllt zu haben.“ Vielstimmige Jubelrufe bestätigen sie. „Dankeschön,“ fährt sie fort, als es wieder etwas ruhiger wird, „In unserer Rolle als Gastgeber für alle Feen dieser Welt, übernahm ich das Amt der Präsidentin aller Feen. Gemeinsam mit dem Parlament habe ich versucht, unser Volk, all unsere Stämme zusammenzuführen, uns allen eine gemeinsame Heimat zu geben. Mit der Hilfe Alynas als Botschafterin der Feen bei den Drachen konnten wir ein uraltes Bündnis zwischen Drachen und Feen wiederbeleben und so die ersten Schritte machen, um die Jahrhunderte währende Feindschaft zwischen unseren Völkern beizulegen. Ohne Euch und die vielen Freunde, die wir unter den anderen Stämmen gefunden haben, wäre das nicht möglich gewesen. Für Eure Offenheit all den Neuerungen gegenüber möchte ich Euch herzlich danken.“ Wieder antwortet ihr lauter Jubel.

„Ich habe nun eine gute und eine nicht ganz so gute Nachricht für Euch, meine Freunde.“ Stille kehrt ein, es ist so leise, dass man sogar den sanften Wind in den Blättern rascheln hören kann. „Ich möchte mit dem unangenehmeren Teil beginnen. Mit Kajira ist eine liebe Freundin von uns gegangen, die mir vielleicht noch enger verbunden war, als vielen von Euch. Jedenfalls hat mich ihr Tod stärker mitgenommen, als ich je für möglich gehalten hätte. Dazu kommt, dass seit dem Beginn der Wiedervereinigung meine Aufgaben als Eure Anführerin sich vervielfältigt haben. Heute musste ich feststellen, dass ich damit schon zu lange weit über meine Kräfte gegangen bin. Versteht mich nicht falsch. Ich bin gern Eure Anführerin gewesen und freue mich, einen Anteil in so vielen Veränderungen gehabt zu haben. Doch ich sehe mich außerstande, diese Arbeit fortzuführen. Bitte entschuldigt, doch ich

bin müde.“ Ihr ganzer Körper sackt sichtlich erschöpft in sich zusammen. Unruhiges Murmeln unter den Feen. Leira richtet sich wieder auf, blickt einmal in die Runde. Als wollte sie jede anwesende Fee persönlich ansprechen. „Daher habe ich mich heute morgen entschlossen, von meinen Ämtern zurückzutreten und den Weg für Neuwahlen freizumachen.“ Die anhaltende Stille, lässt die Pause in ihrer Rede unendlich lang wirken. „Eine letzte Bitte als Eure Anführerin habe ich noch an Euch. Egal, was die Gerüchteküche sagt, was immer über das Verhältnis zwischen mir und dem Parlament erzählt wird: es war meine persönliche Entscheidung, zurückzutreten. Das Parlament hatte daran keinen Anteil. Die intensiven Diskussionen zwischen der Präsidentin und dem Parlament, insbesondere, wenn wir nicht derselben Meinung waren, haben uns soweit nach vorne gebracht, wie noch vor wenigen Wochen niemand auch nur zu träumen gewagt hätte. Das zu erleben, hat mir Spaß gemacht, auch wenn ich nun nicht mehr die Kraft habe, weiter in derselben Intensität meine Meinung zu vertreten. Doch ich bin sicher, dass Ihr, damit meine ich alle Feen, für meine Nachfolge eine gute, wenn nicht sogar bessere Wahl treffen werdet. Ein letztes Mal muss ich Euch um Entschuldigung bitten, dass ich Euch, meine Familie, zuletzt davon berichtet habe, doch ich empfand es als wichtig, zuerst die anderen Stämme zu unterrichten, um einen Krieg zwischen den Feen zu verhindern. Ich kann nur hoffen, dass möglichst viele meinem Beispiel und damit dem Weg der Vereinigung weiter folgen.“

Leira atmet einmal tief durch, dann verwandelt sich ihr ernstes Gesicht in ein strahlendes Lächeln. „Ich habe Euch auch eine gute Nachricht versprochen. Ich möchte jetzt etwas nachholen, was ich schon längst hätte tun sollen. Alyna, bitte komm mal her zu mir.“ Während alle Augen sich nun auf die Angesprochene richten, zögert diese. Erst auf Leiras energisches Heranwinken erhebt sich Alyna in die Luft, um langsam zu ihr zu fliegen. Die anwesenden Feen machen ihr genauso respektvoll Platz, wie zuvor der Garde, die noch immer die Halbkugel um Leira abgrenzt. Händ-

chen mit Leira haltend steht Alyna schließlich sichtlich nervös neben ihrer Freundin. „Der schon angesprochenen Gerüchteküche nach glauben viele von Euch, das Alyna und ich mehr als nur gute Freundinnen sind. Zumal wir nun auch schon geraume Zeit unsere Wohnung teilen. Denjenigen, die es bisher nicht geglaubt haben,“ und damit küsst sie die vor Schreck erstarrte Alyna. Es dauert eine ganze Weile, bis Alyna sich entspannt und die Umarmung und den Kuss erwidert. Das Publikum unterdessen ist eher verunsichert. Erlaubt sich die Ex-Präsidentin einen Scherz auf Kosten ihrer Freunde? Erst als die engeren Freunde der beiden zögerlich zu klatschen beginnen, schlägt die Stimmung um und schließlich klatschen und jubeln ihnen die meisten Anwesenden zu. Nach einer halben Ewigkeit, mit strahlendem Gesicht, leicht außer Atem und Tränen in Augen, die sich nicht von den Augen der Partnerin lösen mögen, kniet Leira sich vor Alyna hin. Schlagartig ist es wieder still. Mit zittriger Stimme sagt Leira, mehr zu Alyna denn zu den Anderen: „Ich liebe diese Frau über alles. Ich möchte keinen Tag mehr ohne sie sein. Und wenn sie mich will, möchte ich sie gerne noch heute heiraten. Willst Du?“ Diese entscheidende Frage ist kaum mehr als ein Flüstern. Und flüsternd aber ohne zu zögern, kommt auch Alynas „Ja“, bevor sie ihre Verlobte wieder auf die Füße zieht, in die Arme schließt und unter einem erneuten Freudensturm nochmal sichtlich entspannter küsst. Ich merke, wie mir Tränen des Glücks über die Wangen laufen. Schade, dass Du das nicht mehr miterleben konntest, Kajira. Und mir ist, als könnte ich ihr Lächeln spüren.

10 Diverses

10.1 Vampyra

Nach dem Frühstück kommt wieder einer der Zwerge mit seinem täglichen Bericht. Also wieder eine langweilige halbe Stunde zu überstehen. Doch überraschenderweise kommt er sofort zum Punkt. „Wir werden verfolgt, Hendrik. Unsere Späher haben hinter uns vor zwei Nächten ein Wesen entdeckt, das ihnen das Blut in den Adern gefrieren ließ. Ein Monster wie aus einer Gruselgeschichte entstiegen. Doch dann am nächsten Morgen war es verschwunden, und so haben wir Dich nicht weiter damit behelligt. Erst als wir es am nächsten Abend wieder fanden, immernoch hinter uns, etwa im selben Abstand wie zuvor, wurden wir misstrauisch. Dennoch verloren wir es tagsüber erneut aus den Augen.“

Bis dahin hätte man das Alles noch als Zufall durchgehen lassen können, doch letzte Nacht ist es wieder aufgetaucht, wieder hinter uns. Und es muss uns erneut gefolgt sein, ohne aufzuschließen oder zurück zu fallen. Daher habe ich mir eben sein Nachtlager zeigen lassen. Es war bereits verlassen, von dem Monster keine Spur. Aber es besteht kein Zweifel, dass uns jemand folgt. Wir können uns keinen Reim darauf machen. Wollte das Wesen uns einholen, sollte es ihm ein Leichtes sein, da wir ja nicht besonders schnell reisen. Wollte es uns unbemerkt verfolgen, so wäre auch das kein Problem, da wir überall ziemlich auffallen. Selbst ein mittelmäßiger Spion hätte es nicht nötig, uns so dicht auf den Fersen zu folgen, dass unsere Nachhut ihn entdecken könnte. Mal ehrlich, selbst in einer Woche könnte man noch problemlos nachvollziehen, wo wir überall waren! Wir werden das Ding jedenfalls weiter beobachten müssen, um einschätzen zu können, ob von ihm eine Gefahr ausgeht.“

Die Art und Weise, wie er die Gefahr betont, dabei sein Gesicht verzieht, sagt mir, dass er, statt lange zu beobachten, lieber kurzen Prozess machen würde. „Ich würde dieses ... Monster gerne mit eigenen Augen sehen, Eure Späher sollen mir Bescheid geben,

sobald sie es das nächste Mal entdecken. Aber sicherheitshalber werden wir heute eine andere Richtung einschlagen. Bereitet alle darauf vor, dass wir einen kleinen Umweg machen werden!“ Der Zwerg verneigt sich und tritt dann den Rückzug an.

Ich hatte von den Generälen wenigstens etwas Widerstand erwartet. Irgendwelche Argumente über das Kräfteschonen oder so. Doch nichts. Vielleicht hat sich die Story mit dem „Monster“ schon herumgesprochen und sie halten unser Manöver für einen Fluchtplan. Oder Angriffsplan, je nach Gemüt. Jedenfalls packen alle ihre Sachen zusammen und wir brechen in Richtung der fernen Berge auf, die schon die letzten Tage den Horizont zu unserer Rechten zierten. Ein riesiges Gebirge, was sich wohl in dieser Welt darin verbirgt?

Die Gegend hier, abseits der Hauptstraße ist verlassen. Nur wenige Höfe liegen auf unserem Weg. Allesamt unbewohnt. Die Äcker liegen brach. Auch die natürliche Vegetation nimmt mit jedem Kilometer ab, den wir uns auf die Berge zubewegen. Das letzte Wäldchen sehen wir kurz vor der kurzen Mittagsrast, abends schlagen wir unser Lager inmitten einer Steppe aus kurzem hartem gelblich-grünem Gras auf, die sich über langgezogene flache Hügel ausbreitet so weit das Auge reicht. Unglaublich militärisch sieht es aus, wie die Zelte sich ringförmig um verschiedene Hügelkuppen sammeln, um auch das letzte bißchen Vorteil aus den geographischen Gegebenheiten zu ziehen. Als wenn uns hier jemand plötzlich angreifen würde.

Kurz vor Sonnenuntergang sehe ich den Zwerg von heute morgen den Hügel zu meinem Zelt heraufeilen. Nach einem kurzen Gruß beginnt er fast hastig – ungewöhnlich für ihn – zu berichten. „Wir haben es wiedergefunden. Erst dachten wir, es wäre uns nicht gelungen, wir konnten kein Lager ausfindig machen. Doch dann fiel einem der Späher auf, dass in einem der verlassenen Höfe, an denen wir heute vorbeigekommen sind, Licht brennt. Auch wenn sich niemand mehr traut, nah genug heran zu gehen, um diesen

Verdacht zu bestätigen, bin ich doch sicher, dass unser Verfolger heute dort übernachtet.“ Ich ziehe meinen Mantel an, greife meinen Stab. Er führt mich zum Zelt der Späher, wo bereits ein kleiner Trupp auf uns wartet, dann zieht er sich zurück. Wortlos ist die Begrüßung, dann ziehen sie los. Fast lautlos. Ohne eine Spur im Gras zu hinterlassen. Meine eigenen Schritte klingen wie lautes Stampfen dagegen. Und schnell sind sie. Ich kann ihnen kaum folgen. Nach kurzer Zeit kommt zu meinem Stampfen auch noch ein lautes Schnaufen dazu. Ich hätte vielleicht ein Pferd nehmen sollen. Plötzlich höre ich Pferdehufe hinter mir herandonnern. Kann da jemand Gedanken lesen?

Ich drehe mich um, um zu sehen, wer uns denn da so eilig folgt. Dem Aussehen nach ein weiterer Späher. Pferd und Reiter gleichermaßen außer Atem kommt er direkt vor uns zum Stehen. Springt ab und kniet vor uns nieder. Mein Trupp, dem ich eben noch hinterher gehechelt bin, hat nun einen Kreis um ihren Anführer, den Späher und mich gebildet. So reglos, wie sie alle nun stehen, fällt es mir schwer, sie mit meinen Augen zu erfassen. Ihre Kleidung lässt sie geradezu in der Umgebung verschwinden. Und dabei stehen sie nur wenige Schritte von mir entfernt. Ich konzentriere mich auf die Augen des vor mir knieenden Spähers und nicke ihm zu. „Herr, ich gehöre zum Vorauskommando. Heute vormittag fanden wir zwischen uns und den Bergen die Reste eines Lagers, wo vor etwa zwei bis drei Tagen eine größeren Gruppe, vielleicht so dreißig Mann, genächtigt haben. Ihre Route verläuft etwa parallel zu unserer bisherigen, doch sind unsere Flankenspäher nie so weit fort gewesen, um sie zu entdecken. Einer von uns ist ihnen gefolgt, doch sie sind uns zu weit voraus. Wir werden erst in ein paar Tagen erfahren, was er herausgefunden hat. Ich selbst gehörte zu einem kleinen Kommando, dass ihre Spuren den ganzen Tag zurückverfolgt hat. Ich bin so schnell ich konnte zurückgekehrt. Man sagte mir, Ihr wärt bereits aufgebrochen, also folgte ich Euch. Ihr müsst unbedingt hören, was wir erfahren haben.“ Er holt tief Luft. „Wir stießen auf ein winziges Dorf, vielleicht zwanzig Einwohner.

Dort geht die Angst um. Angst vor gruseligen Monstern. Vampire nennen sie sie. Es gibt einen Zeugen, der eines dieser Monster gesehen haben will und die Beschreibung stimmt ziemlich gut mit dem überein, was unsere Kameraden gesehen haben.“ Das kann kein Zufall sein. „Ich danke Dir. Bring Dein Pferd zurück ins Lager. Ihr habt Euch ein wenig Erholung verdient.“ Ein einzelner Verfolger begleitet von einer kleinen Armee?

Ein paar stumme Handzeichen des Anführers neben mir und zwei unserer Begleiter setzen sich lautlos und schnell wie der Wind in Bewegung. Keine Eskorte für unseren Reiter. Jedenfalls laufen sie nicht zurück zum Lager. Auch nicht voraus zu unserem Ziel. Sondern schräg nach rechts von unserer bisherigen Marschroute weg. Was haben sie vor? Doch mir bleibt keine Zeit, weiter darüber nachzudenken. Während der Reiter auf sein Pferd springt und es dann zügig wieder zum Lager zurück lenkt, sind die übrigen meiner Begleiter schon wieder in ihren gleichmäßigen Laufschrift gefallen, dem ich so schwer folgen kann. Wenn ich doch nur besser mit der Luftmagie wäre, dann könnte ich mir wenigstens etwas Rückenwind verschaffen.

Eine halbe Ewigkeit später – mit kurzen Unterbrechungen sind wir schätzungsweise zwei bis drei Stunden im zügigen Tempo unterwegs gewesen – sehen wir vor uns den verlassenen Hof. Jedenfalls sieht alles an diesem Hof aus, als wäre er schon seit Jahren nicht mehr bewirtschaftet worden. Bis auf den Feuerschein hinter einem der Fenster und den Rauch, der aus dem Schornstein quillt. Wer immer hier nächtigt, scheint keinerlei Wert auf Geheimhaltung seiner Anwesenheit zu legen. Vor mir lassen sich meine Begleiter ins Gras fallen. Aber in dem fahlen Restlicht der längst untergegangenen Sonne müsste man schon sehr gute Augen haben, um uns auf diese Entfernung noch zu entdecken. Auch wenn hier keinerlei Deckung existiert. Und außerdem, wenn der, den wir zu besuchen gedenken, sich so offen zeigt, sehe ich auch keinen Grund, mich selbst großartig anzuschleichen. Nein, ich bin schließlich hergekommen, um mir unseren Verfolger von nahem zu

betrachten. Und wenn ich kann will ich mit ihm Reden. Albernnes Monstergeschwätz. Man sollte meinen, die Leute in dieser Welt wüssten es besser.

Ich mache einen Schritt auf mein Ziel zu, doch sofort stehen der Anführer und einer der Späher vor mir und versperren mir den Weg. „Zu gefährlich,“ flüstert der Anführer, „lasst uns vorausgehen und die Lage erkunden. Es könnte ein Hinterhalt sein.“ Da könnte er Recht haben. Aber trotzdem. Mir ist heute nicht nach Verstecken und Abwarten zumute. Ich schüttele den Kopf. „Bleibt hinter mir, sichert die Gegend. Wenn Ihr eine Gefahr entdeckt, ruft mich. Wenn ich Eure Hilfe brauche, werde ich mich schon bemerkbar machen.“ Er holt Luft, um mir zu wieder sprechen, doch ich komme ihm zuvor. Mit einem kleinen Feuerball, den ich in meiner Hand aufleuchten und wieder verschwinden lasse. „Denkt daran, dass ich nicht ganz wehrlos bin!“ Zögerlich nickt er. Ein paar schnelle Gesten und seine Kameraden verschwinden in der Dunkelheit. Nur kurz sehe ich ihn noch zurückschauen, bevor er ihnen folgt.

Als ich das Gefühl habe, allein zu sein, mache ich mich wieder auf den Weg. Zielstrebig, ohne zu zögern. Das letzte Licht schwindet. Und ein frischer Wind jagt mir einen Schauer über den Rücken. Vielleicht ist ein klein wenig Licht nicht verkehrt. Ich lasse wieder einen kleinen Feuerball vor mir entstehen, schicke ihn aber soweit voraus, dass er nur den Weg, nicht aber mich beleuchtet. Falls mich also doch jemand irgendwo versteckt erwarten sollte, weiß er, dass mit mir nicht zu spaßen ist. Trotzdem haben auch Bogenschützen so kein leichtes Ziel. Bogenschützen. Auch dagegen wäre ein wenig Talent in der Luftmagie nicht verkehrt. Und dafür natürlich auch nicht. Wie auch immer. Schnell erreiche ich den Hof, schneller als ich erwartet hätte. Meine Beine haben sich anscheinend inzwischen an den schnellen Schritt der Späher gewöhnt.

Der Hof besteht aus einer handvoll flachen Ställen und Wirtschaftsgebäuden, die lose rings um das zweistöckige Haupthaus mit tief heruntergezogenem Strohdach verteilt sind. Es gibt keine Mauer oder Hecke, die ihn um schließt, nur einen kleinen Entwässerungsgraben – der allerdings trocken liegt –, an dessen Rändern hier und da Bäume unterschiedlichsten Alters stehen. Die Häuser sind, aus der Nähe betrachtet, in noch erbärmlicherem Zustand, als es von weitem den Anschein machte. Die meisten Tür- und Fensteröffnungen klaffen tiefschwarz im Vergleich zum Licht der Sterne und des Halbmondes, der gerade aufgegangen ist. Daneben gibt es eine Reihe weiterer Löcher, wo sogar bereits das Mauerwerk den Naturgewalten nachgegeben hat. Ein paar wenige Türen und Fensterläden hängen schief in den Angeln und knarzen im Wind vor sich her. Die Dächer aller Gebäude, abgesehen höchstens vom Haupthaus, sind es nicht wert, so genannt zu werden. Große Löcher lassen Wind und Regen ungehindert hinein, wo nicht der ganze Dachstuhl bereits in sich zusammengefallen ist. Und selbst das Haupthaus. Dauerhaft darin wohnen möchte ich nicht. Jedenfalls habe ich große Zweifel, dass man bei stärkerem Regen darin irgendwo ein trockenes Fleckchen findet. Das Stroh auf dem Dach sieht schon ziemlich verrottet aus.

Aber hinter seinen Fenstern brennt Licht. Flackernd, aber stetig. Ein Kamin oder etwas Ähnliches. Ich sehe mich nochmal um. All diese Verstecke hier sind irgendwie doch unheimlich. Nicht, dass ich es je offen zugeben würde. Ein paar Feuerbälle in der Nähe der Hauswände schaden sicher nicht. Auch wenn ich dadurch nicht tiefer in die dunklen Löcher hineinsehen kann, blenden sie vielleicht wenigstens mögliche Insassen. Mit raschen Bewegungen werfe ich mit meiner rechten Hand kleine, helle Feuerbälle in die Wandöffnungen ringsum und lasse sie dort solange bestehen, bis ich an ihnen vorbeigegangen bin. Wie inmitten einer Eskorte aus Feuer schreite ich nun wieder etwas selbstsicherer auf das Haupthaus zu. Zur Sicherheit lade ich aber den Stab mit soviel magischer Energie auf, wie ich kann. Man weiß ja nie.

An der Tür des Haupthauses, die in erstaunlich gutem Zustand ist, verglichen mit dem Rest des Hofes, ziehe ich meine Kapuze tief ins Gesicht, bevor ich mit meinem Stab laut anklopfe. „Kommt herein!“ ruft eine tiefe Stimme von drinnen. Ich öffne die Tür und trete in das gut erwärmte Innere des Hauses. Erst jetzt wird mir bewusst, wie kalt es draußen inzwischen geworden ist. „Ich habe Euch erwartet. Ihr habt mich lange warten lassen,“ höre ich die Stimme ruhig und klar aus der Nähe des Feuers kommen. Da meine Feuerbälle hinter mir draußen geblieben sind und es hier drinnen abgesehen vom eher fahlen Licht des Kaminfeuers – ich hatte also richtig getippt – ziemlich dunkel ist, lasse ich ein wenig der Energie des Stabes frei, um seinen Kopf zum Leuchten zu bringen. Sein Licht fällt auf eine große, unförmige Figur, die auf einem viel zu klein wirkenden Stuhl neben dem Kamin sitzt. „Lasst Euer Licht an, wenn Ihr meint, es zu benötigen, doch gebt die übrige Magie frei. Sie würde Euch ohnehin nichts nützen.“ Kann dieses Wesen etwa Magie spüren, bevor sie ihre Wirkung entfaltet? Oder war das nur gut geraten? Ich lasse das Licht erlöschen. „So leicht lasse ich mich nicht täuschen, Herr Hendrik.“ Nun, auch das könnte geraten sein. „Wenn Ihr einen Beweis wollt, dass ich die Wahrheit sage, so probiert es doch aus. Lasst Euren stärksten magischen Trick auf mich los, und dann sehen wir, ob ich recht behalte oder nicht.“ Trick, soso. Will er mich provozieren? Besser, ich gehe nicht weiter darauf ein. „Guten Abend, der Herr. Nachdem Ihr meinen Namen bereits zu kennen scheint, hättet Ihr vielleicht die Ehre, Euch vorzustellen, damit auch ich weiß, mit wem ich das Vergnügen habe?“ Die Magie lasse ich demonstrativ nicht los.

„Man hat mir schon viele Namen gegeben. Die freundlicheren davon waren *Vampir* oder *Monster*. Meistens jedoch laufen alle schreiend weg, sobald sie mich erblicken. Doch der Name, auf den mich meine Mutter taufte, war Daniel. Ich denke, Ihr könnt mich Daniel nennen, da Ihr so nett gefragt habt, Herr Hendrik“. Und während er spricht, steht er von seinem Platz am Feuer auf

und entfaltet sich zu seiner vollen Größe. Seine Schultern sind gut doppelt so breit wie meine und tragen zwei Arme, die mit all ihren Muskeln dick genug sind, um als Beine eines kleinen Elefanten durchzugehen. Im Verhältnis zu seinem wuchtigen Brustkorb und den monströsen Armen wirken seine Beine und seine Hüfte viel zu klein. Es scheint fast ein Wunder, dass er sich überhaupt aufrecht halten kann. Er ist mindestens einen Kopf größer als ich und füllt so den Raum bis kurz unter die Decke aus. Und wenn mich nicht alles täuscht – obwohl ich es bei dem schummrigen Licht nicht wirklich erkennen kann – ist seine Haut dunkelbraun. Tief dunkelbraun. Doch das ist nicht das ungewöhnlichste. Seine Augen sind die einer Katze, doch erst gemeinsam mit dem fratzentartigen, spitz zum Kinn zulaufenden Gesicht aus dessen Mund zwei Paar lange gebogene Eckzähne herausragen und den Fingern und Zehen – große Klauen mit langen Nägeln – wird mir klar, was den Leuten so einen Schrecken beim Anblick dieses Wesens einjagt. Und die zottelig-ledrigen Flügel – jedenfalls denke ich, dass das Flügel sind –, die von äußerst eckigen Knochen herabbaumelnd aus seinen Schultern entspringen, tragen sicher nicht zur Verbesserung des Eindrucks bei. Einzig seine Stimme scheint so gar nicht zu diesem dämonischen Äußeren zu passen. Doch bezweifle ich, dass mehr als eine Handvoll Menschen je lang genug in seiner Nähe ausgehalten haben, um seine Stimme zu hören.

„Ihr habt eine merkwürdige Art, um ein Treffen zu bitten, Herr Daniel.“ Ich lasse die Kapuze meines Mantels auf meine Schultern fallen und blicke ihm direkt und ernst ins Gesicht. „Verzeiht, aber Ihr müsst verstehen, Herr Hendrik. Jemand wie ich wäre wohl kaum einfach so zu Euch vorgelassen worden. Ich habe die Angst in den Augen Eurer Späher gesehen. Wäre ich einfach so in Eurem Lager aufgetaucht, hätte ich es wohl nicht wieder lebend verlassen. Geschweige denn, dass ich zu Euch vorgelassen worden wäre.“ Da hat er wohl recht. „Doch das erklärt noch nicht, warum Ihr gleich in Begleitung eines kleinen Heeres hier erscheint. Was ist es, das Ihr von mir wollt?“ Er setzt sich und auch ich nehme mir einen

Stuhl. Ein klein wenig Magie lässt das Feuer etwas heller und wärmer im Kamin brennen. Dann beginnt er zu erzählen.

„Die Gruppe, die mich begleitet ist kein Heer. Auch wenn es Euch vielleicht so scheinen mag. Es sind die wenigen, die mir und meinen Ideen folgen. Eurem Gesichtsausdruck nach, wisst Ihr nicht viel über unsere Art.“ Ich schüttelte den Kopf. „Ein Fluch liegt auf uns, darin sind wir uns alle einig. Doch welcher Art der Fluch ist und wie der Weg zur Erlösung aussieht, darüber gibt es unzählige Ideen. Einige glaubwürdiger als andere, doch jede findet ihre Anhänger. Und einen, der sie predigt. Manchmal auch mehrere, die sich dann wieder in der Art unterscheiden, wie sie ihren Glauben praktizieren. Niemand weiß, wieviele unterschiedliche Interpretationen der Schriften es inzwischen gibt. Manche verschwinden von heute auf morgen, aber es entstehen ständig neue, sodass es unmöglich ist, sie in ihrer ganzen Vielfalt zu erfassen.“

„Entschuldigt, wenn ich Euch unterbreche, Herr Daniel. Welcher Art ist dieser Fluch, von dem Ihr sprecht?“ frage ich ihn. Er zögert. „Das Wesen der Vampyra ist, nunja, zwiespältig. Bei Tag sind wir ganz normale Menschen wie Ihr, und bei Nacht ... nun, Ihr seht ja selbst. Zugegeben, das Ganze ist noch um Einiges komplizierter, doch ich denke, es reicht für Euch, zu wissen, dass wir uns bei Sonnenaufgang in einen Menschen verwandeln und bei Sonnenuntergang in das, was wir den Nachtwandler nennen. Wir schlafen nie. Oder jeweils die Hälfte unseres Lebens. Jenachdem, wem man glaubt.“ Er macht eine Pause, so als ob ihm entfallen wäre, wovon er eigentlich gesprochen hätte.

„Ich bin gekommen, um Euch um Hilfe zu bitten. Meine Familie, so wie auch die Familien derer, die mir folgen, wurden von einer sehr düsteren Sekte entführt. Ihre Anhänger glauben, sie wären allen anderen Wesen dieser Welt überlegen. Und somit auch ihr Glaube. Wer ihm nicht zu folgen bereit ist, wird versklavt. Menschen, die ihnen in die Quere geraten, werden in brutalen Ritualen

geopfert, wie sie es nennen. Wir wissen nicht viel über sie, trotz ihrer stetig wachsenden Anhängerschar. Doch das wenige, was man so hört, lässt Grausames erahnen. Und vor sechsundzwanzig Tagen und Nächten kamen ihre Schergen in unser Dorf. Die meisten von uns glauben an Erlösung durch ein gewaltfreies Leben. Einige gehen sogar soweit, dass sie selbst die Jagd gänzlich ablehnen und sich ausschließlich von Früchten ernähren. Wir waren gegen ihre Waffen machtlos. Sie entführten unsere Frauen und Kinder. Und stellten uns ein Ultimatum. Zwei Monate hätten wir, bevor aus unseren Familien Sklaven würden. Um sie zu bewahren, müssten wir *nur* zu ihrem Glauben wechseln. Ein paar von uns zögerten nicht lange und folgten ihnen. Und mit der Zeit gingen immer mehr. Wir sind der klägliche Rest, der seinen Glauben nicht aufgeben will. Allerdings wussten wir uns auch nicht zu helfen. Wie sollten wir unsere Familien befreien, ohne Gewalt anzuwenden? Sie in der Hand dieser ...“ Er fletscht die Zähne und lässt ein tiefes Grollen aus seiner Kehle vernehmen. Dann schüttelt er den Kopf.

„Warum ausgerechnet zwei Monate?“, frage ich. „Oh, dann ist wieder Tag-und-Nacht-Gleiche, traditionell ein wichtiger spiritueller Tag für unser Volk, wie Ihr Euch vielleicht denken könnt. Seit-her, jedenfalls, irren wir nach Hilfe suchend durch die Welt. Und da hörten wir von Euch. Wir folgten Eurer Spur und schließlich stießen wir auf Euer Heer. Den Beschreibungen nach hatten wir es allerdings für deutlich größer gehalten. Doch wir sind nicht gekommen, um jemanden zu suchen, der an unserer Stelle Gewalt anwendet. Daher ist die Größe Eures Heeres unerheblich.“ Von irgendwo aus dem Schatten neben sich holt er einen Becher und trinkt daraus einen Schluck. „Doch neben dem großen Heerführer, der Ihr Eurem Ruf nach seid, müsst Ihr auch ein Meister der Verhandlung sein. Bei so vielen verschiedenen Völkern in Eurem Heer!“ Wenn er wüsste. „Ich soll also jener Sekte einen Besuch abstatten und allein Kraft meines genialen Verhandlungsgeschicks Eure Freunde und Familien aus den Händen einer blutrünstigen

Sekte holen? Verzeiht mir, wenn ich vielleicht etwas direkt bin, aber das scheint mir schlichtweg unmöglich. Mal abgesehen davon: wer garantiert mir, dass Eure Geschichte die Wahrheit ist? Es könnte, soweit ich das beurteilen kann, genauso gut auch sein, dass Eure Familien freiwillig den Glauben gewechselt haben. Und wenn ich Pech habe, ist alles, was Ihr mir erzählt habt, eine einzige große Lüge. Gemacht, um mich in eine Falle zu locken. Welche Garantie könnt Ihr mir geben?“ Er sieht in die Flammen und nickt. „Keine, Herr Hendrik. Keine.“

Er wirkt ehrlich auf mich. Doch es fällt mir schwer, ihm Vertrauen zu schenken. Irgendetwas an ihm ruft in mir eine Abscheu hervor, wie ich sie schon lange nicht mehr gespürt habe. Woran erinnert er mich nur? Ich habe noch nie mit Seinesgleichen zu tun gehabt, dessen bin ich mir sicher. Und trotzdem. Da ist irgendetwas. Irgendetwas, dass mir sagt, dass ich vorsichtig mit ihm sein muss. „Ich mache Euch einen Vorschlag, Herr Daniel. Ich werde die Mission beenden, auf der ich mich derzeit befinde. Euer Problem kann noch ein paar Tage warten. In der Zwischenzeit werde ich versuchen, Eure Geschichte zu überprüfen. In der Zwischenzeit könnt Ihr und Eure Freunde hier Unterschlupf finden.“ Immerhin sind sie hier weit genug weg von jeder Zivilisation, um sich und anderen nicht zu schaden. „In ein paar Tagen werde ich dann wieder hier vorbeikommen und Euch meine Entscheidung mitteilen.“ Er sieht mir fest in die Augen. „Ihr wollt all das in ein paar Tagen vollbringen?“ Ich nicke. Selbstverständlich. Als wenn ich Zeit hätte, groß herumzutrödeln. „Nun, so werden wir hier auf Euch warten.“ Ich stehe auf, verbeuge mich und wir reichen uns die Hand. Dann, ohne ein weiteres Wort, verlasse ich sein Haus wieder.

Gedankenversunken mache ich mich auf den Rückweg. Was habe ich nur mit ihm? Es ist nicht sein Aussehen. Die Duranjar sind gruselig, Daniel sieht nur grotesk aus. Entstellt, bemitleidenswert vielleicht. Aber nicht wirklich beängstigend. Wann nur habe ich diese Abscheu das letzte Mal gehabt? Doch mitten in meine Ge-

danken platzen – in ihrer lautlosen Art – plötzlich meine Begleiter. Ich sehe mich um. Der Hof liegt bereits ein gutes Stück hinter mir. Und den ganzen Weg bin ich ohne den Schutz meiner Feuerbälle gegangen. Ich könnte mich ohrfeigen. Was für ein Leichtsinn. Gut das Yasmin davon nichts weiß. Sie würde mir wahrscheinlich ordentlich den Kopf waschen. Nicht nur für das Umherlaufen ohne Schutz, sondern vermutlich für die ganze Aktion heute abend. Es wird Zeit, ins Lager zurückzukehren. Die Nacht wird ohnehin kurz genug sein.

10.2 Riesenwächter

Wir flüchten hinaus in den Garten. Kurz werfe ich einen Blick über meine Schulter. Weit und breit kein Verfolger zu sehen. Sollten wir sie tatsächlich abgeschüttelt haben? Daniel, der mir etwas voraus war, bleibt nach ein paar Schritten im Freien wie angewurzelt stehen. Der Garten erinnert mehr an ein Labyrinth, die Wege beidseitig mit brusthohen Mauern versehen, dahinter dichte, und noch höhere Dornenhecken. Komischen Geschmack haben manche Leute. Daniel steht an einer Weg-Gabelung. Sein Blick ist starr nach links gerichtet. Was hat er entdeckt? Ich schließe zu ihm auf. Etwa zwanzig Meter den Weg hinunter entdecke ich, was Daniels Aufmerksamkeit bindet: ein riesiger Koloss. Jedenfalls sieht er riesig aus. Etwa zwei Köpfe größer als ich, kann er geradeso über die Hecken zur Linken und Rechten hinweg sehen. Könnte er. Wenn sein Blick nicht starr auf uns gerichtet wäre. Langsam kommt er auf uns zu. Dabei murmelt er irgendwas Unverständliches. Ununterbrochen. Doch seine Größe ist nicht das einzig „Riesige“ an ihm. Sein ganzer Körper ist enorm. Es wirkt, als würde er nur aus Muskeln bestehen. Und so füllt er den Weg, auf dem neben Daniel und mir noch ein oder zwei Personen bequem Platz finden würden, nahezu vollständig aus. Keine Chance, an ihm vorbei zu kommen. Und die beiden riesigen, in der Sonne blinkenden Äxte in seinen riesigen Pranken sprechen nicht gerade für Verhandlungsbereitschaft seinerseits. Auch bei ihren Wächtern haben manche Leute komische Geschmäcker. Und dieser hier kommt weiter auf uns zu. Langsam aber stetig, so als wäre er sicher, dass wir ihm nicht entkommen können.

Ich schaue mich um. Ins Haus können wir nicht zurück, dort wird man uns sicher erwarten. Hier bleiben können wir auch nicht – mit diesen Äxten möchte ich nicht unbedingt Bekanntschaft machen. Und auch nicht mit deren Besitzer. Also laufe ich los, folge dem Weg, der nach rechts verläuft. Schnurgerade. Meine Bewegung löst auch Daniel aus seiner Starre, der, schnell wie er ist, mich nach

wenigen Schritten wieder eingeholt hat. Immer wieder blicke ich zurück. Der Koloss folgt uns, unsere Flucht scheint allerdings keinerlei Auswirkung auf seine Geschwindigkeit zu haben. Langsam und stetig. Wie ein Lavastrom. Langsam aber unaufhaltsam. Und mit derselben tödlichen Sicherheit. Mir läuft ein Schauer über den Rücken. Hoffentlich finden wir bald den Ausgang aus diesem Garten. Und zwar, möglichst ohne auf eine weitere dieser Gestalten zu treffen.

Als der Weg schließlich nach links abknickt, verschnaufen wir kurz. Ich riskiere einen schnellen Blick zurück. Er folgt uns immernoch. Seine Äxte pendeln im Rhythmus seiner Schritte zwischen seinen Beinen und den Wänden des Weges vor und zurück. Gänsehaut. Wir haben zwar einen ordentlichen Vorsprung herausgearbeitet, aber lange Pause können wir hier nicht machen, wenn wir unseren Verfolger abschütteln wollen. Ich nicke Daniel zu und wir machen uns wieder auf. Im Laufschrift, wenn auch nicht so schnell wie eben noch. Wir müssen Kräfte schonen, wer weiß, wie groß dieses Labyrinth ist. Bevor wir in den nächsten Abzweig einbiegen, schaue ich nochmal kurz zurück. Unser Verfolger ist noch nicht zu sehen. Wieder eine kurze Pause. Diesmal hält Daniel vorsichtig Ausschau nach ihm. An seinem zügigen Rückzug von der Mauerecke, um die er den Weg hinter uns beobachtet hat, erkenne ich, dass der Koloss aufgetaucht ist. Er schaut nochmal vorsichtig um die Ecke. Diesmal zieht er sich langsamer zurück.

Stirnrunzelnd sieht er mich an. „Er ist stehen geblieben,“ flüstert er. „Sieht hier her, bewegt sich aber nicht. Ich habe vorhin gedacht, ich hätte es mir eingebildet. Aber bevor ich auf die Wegkreuzung kam, stand er genauso da. Blickte den Weg entlang. Bewegungslos. Erst als er mich sah, begann sein Murmeln, und dann kam er auf mich zu. Und jetzt steht er da. Genauso bewegungslos. Dabei müsste ihm doch klar sein, dass wir nur hier eingebogen sein können. Sehr merkwürdig.“ Aber es hilft nichts, darüber nachzudenken. Im Moment haben wir ohnehin nur eine einzige Richtung, in die wir gehen können, ohne seine Aufmerksamkeit wieder auf

uns zu lenken. Und vorerst gehen wir. Kräfte schonen. Wer weiß, was uns hier noch alles erwartet. Vor jeder Kreuzung schauen wir kurz um die Ecke, ob womöglich ein neuer Koloss auf uns wartet. Ansonsten wählen wir unsere Wege nach Möglichkeit so, dass sie uns weiter vom Haupthaus wegbringen. Nur einmal geraten wir in eine Sackgasse. Dennoch vergeht die Zeit schnell, ohne dass wir nennenswerte Fortschritte bei unserer Suche nach dem Ausgang machen. Wir haben zwar das Haupthaus inzwischen fast umrundet, doch die letzten beiden Abzweige haben uns nicht wirklich weiter von ihm weg gebracht. Es ist wirklich ein Labyrinth. Jetzt gibt es nur noch eine Möglichkeit, hier lebend wieder heraus zu kommen: systematisches durchprobieren aller Wege. Und dabei hoffen, dass wir keinem Koloss über den Weg laufen.

Also beginnen wir nun, an jeder Kreuzung immer rechts abzubiegen. Denn links ist zur Zeit das Haus. Nur für den Fall, dass wir im Kreis laufen, ritzt Daniel mit seinem Messer eine Markierung in die Wand des Weges. Jetzt stoßen wir auf mehr Sackgassen, die wir somit nach und nach ausschließen - und um im Falle einer Flucht vor einem dieser Monster nicht in genau so eine Sackgasse zu geraten, markieren wir ihre Eingänge ebenfalls. Schließlich müssen wir feststellen, dass es nicht nur einen Koloss in diesem Labyrinth gibt. So leise wie wir können, schleichen wir über eine Kreuzung, an der zu unserer Rechten einer steht, den Blick aber in einen anderen Gang gerichtet. Dennoch ist dieser Gang für unser System gesperrt. Wir machen uns an seinem Eingang eine weitere Markierung „Vorsicht Koloss!“. Hoffentlich kommen wir mit unseren Markierungen nicht irgendwann durcheinander.

Dann kommen wir an eine Kreuzung, an der uns das Glück verlässt. Ein paar Meter weiter, an einer weiteren Kreuzung, steht ein Koloss und blickt in unsere Richtung. Zurück? Wenn wir leise sind, hört er uns nicht. Aber es würde die letzte Stunde des Suchens zunichte machen. Alle Wege, die von diesem abgingen, waren entweder Sackgassen oder Umwege, die nur wieder auf diesen Weg führten. Wir ziehen uns ein paar Schritte zurück um uns zu

beraten. Geradeaus scheint eine ziemlich lange, gerade Sackgasse ohne Abzweige zu sein. Jedenfalls sehen wir keinen Abzweig, in dem wir uns verstecken könnten, bevor der Koloss die Kreuzung erreicht. Links kann man zwar nur wenige Meter sehen, bevor der Weg nochmal nach links abbiegt, doch in dieser Richtung liegt das Haus. Diese Variante würden wir doch lieber als letztes ausprobieren, nachdem uns unser System inzwischen schon relativ weit von dort weg gebracht hat. Aber einer der letzten Gänge war eine Schleife, ein Ring, der von diesem Weg erst weg und dann wieder zurück führte. Wenn wir ihn wiederfinden, könnten wir den Koloss vielleicht austricksen. Vorausgesetzt, er ist genauso dumm, wie der andere.

Schnell sind wir uns einig. Wir riskieren es. Daniel, als der Schnellere von uns beiden, wird seine Aufmerksamkeit erregen, während ich mich in einem der etwas entfernteren Nebengänge verstecke. Wenn es Daniel dann gelingt, ihn in der Schleife zu verlieren, treffen wir uns wieder hier. Anderenfalls kommt er zu mir und wir sehen, dass wir verschwinden.

Das klingt nach einem guten Plan, also mache ich mich auf den Weg und finde tatsächlich ein Versteck, aus dem heraus ich den Weg gut im Blick behalten kann, ohne selbst gesehen zu werden. Daniel wartet, bis ich ihm ein Zeichen gebe, dass es losgehen kann.

10.3 Feuertal

Ich hasse sie. Sie alle. Wie konnten sie nur. Es tut so weh. Dafür werden sie bezahlen müssen. Doch erstmal muss ich sie finden. Hier in dieser Finsternis. Es ist so unglaublich dunkel hier. Versteckt Euch nur, ich werde Euch doch finden. Ich horche in mich hinein. Fühle diese unglaubliche Macht. Kajiras Flamme. Meine Flamme. Ich brauche keinen Stab mehr, um sie zu kontrollieren. Ich will sie gar nicht mehr kontrollieren. Ganz im Gegenteil. Und so lasse ich einen Teil davon frei. Sofort stehen Bäume, Sträucher, ja die sogar die Straßenränder vor mir in hellen Flammen. Wie eine Allee des Feuers sieht es aus. Besser. Ich lasse die Flammen einen Kreis um mich bilden. Einen großen Kreis. Viel besser. Weit und breit niemand zu sehen. Also beginne ich zu laufen. Die Straße entlang, so schnell ich kann. Und der feurige Kreis um mich herum gleitet mit mir über das Land. Während vor mir immer neue Bäume und Sträucher in Flammen aufgehen, erlischt das Feuer in einiger Entfernung hinter mir, kaum mehr als ein paar Glutnester hinterlassend. Egal. Dies ist ihr Land, nicht meines. Was kümmern mich ihre Bäume. Hier und jetzt zählt nur, dass ich sie finde. Und mich räche.

10.4 Schlacht

Mein Blick schweift über das Tal vor mir. Nichts ist mehr von der grünen Idylle geblieben. Überall schwarz, soweit das Auge reicht. Als würde man auf ein Feld voller Ameisen blicken. Lauter dicht gepackte, ständig in Bewegung befindliche schwarze Punkte. Und trotz meines erhöhten Standpunktes füllen Sie das Tal schon fast bis an den Horizont. Es müssen inzwischen hunderttausende sein, die dort vor unseren Toren kampieren. Der heutige Bote – keine Ahnung, warum sie mir dauernd jemand anderen schicken – hat keine nennenswerten Neuigkeiten. Wieder sind zwei unserer Späher dort draußen hinter den Bergen nicht zur vereinbarten Ablösung erschienen. Ein paar Deserteure, die sich in die Berge verdrückt haben. Hier und da ist jemand krank. Sonst keine Verluste. Noch immer liegt unser Gegner dort vor uns und wartet. Nichteinmal mehr Pfeile. Ihre kläglichen Versuche haben sie wohl eines besseren belehrt. Die Idee der Luftmagier war ziemlich gut. Bleibt abzuwarten, wie sie sich in der Schlacht beweisen. Ich hoffe, ich kann sie lang genug beschützen.

Die Lager auf den Ebenen rings um scheinen ruhig zu sein. Inzwischen gibt es in der näheren Umgebung, jedenfalls soweit, wie unser Spähernetz reicht, keine freien Dörfer mehr. Sie alle wurden eingespannt, diese Armee zu ernähren. Lazarette wurden errichtet, Nachschubbasen. Alles in allem ein sehr gut organisierter Angriff. Von langer Hand geplant. Und doch kein Grund, mit einem Angriff zu warten. Was haben die vor? Was hat Er vor? Ich wende mich wieder dem Boten zu. „Einer unserer Spähertrupps soll die Berge durchkämmen. Ich will wissen, wohin die Deserteure ziehen, wenn sie von hier fortgehen.“ Und wer weiß, was für Gefahren in diesen so unzugänglich erscheinenden Bergen noch auf uns lauern. „Herr,“ sagt er plötzlich und zeigt, den Blick in die Ferne gerichtet, hinter mich. Und im selben Moment spüre ich sie. Ich drehe mich um. Sie ist zurück. Ein helles Licht, blendend weiß trotz des sonnigen Wetters, ist am Horizont aufgetaucht. Schnell bewegt es

sich auf uns zu. Ungeachtet der dicht gepackten Massen im Tal prallt es ungebremst auf die hinteren Reihen unserer Gegner. Wie ein Tornado wirbelt es die schwarzen Punkte durch die Luft, während es unaufhaltsam näher kommt. Auch wenn sich hinter ihr die Reihen wieder schließen, Yasmin hinterlässt eine deutliche Spur des Chaos und der Vernichtung. Was bin ich froh, sie auf meiner Seite zu wissen.

Je näher sie kommt, desto unnatürlicher kommt mir die breite der Schneise vor, die sie schlägt. Doch erst als sie nah genug ist, dass ich sie mit meinem Fernglas erkennen kann, sehe ich den Grund dafür: sie ist nicht allein. Iorn und noch zwei andere Lichtkriegerinnen begleiten sie. Während Iorn ihnen den Rücken frei hält und allein dafür sorgt, dass sich die Schneise nicht allzu schnell wieder schließt, bahnen sich die Frauen mit Yasmin an der Spitze ihren Weg zu uns. Mit einer Hand führen sie ein großes leuchtendes Schwert, mit dem sie alles aus dem Weg räumen, was den schweren magischen Geschützen, die ihrer anderen Hand entspringen, entkommt. Feindliche Pfeile und Schwerter verglühen, nichts scheint sie auch nur verlangsamen zu können.

In nur zwei Minuten durchqueren sie das gesamte Tal. Mit einem einzigen Sprung überqueren sie die Mauer und landen auf unserem zentralen Waffenplatz. Deutlich langsamer, ohne Magie und Waffen aber immer noch mit weit wehenden Mänteln, die ihnen ein geisterhaftes Aussehen geben, laufen sie durch das Straßengewirr der Festung, selbst um Häuser und Hütten machen sie keinen Bogen sondern laufen über ihre Dächer, offensichtlich auf dem kürzesten Weg zu mir. Ich bedanke mich bei dem Boten und schicke ihn weg. Dann, mit einem letzten großen Satz die fast fünfzig Meter hohe Felswand zu meinen Füßen hinauf landen sie ein paar Schritte neben mir. Wie sie dort stehen, sieht man ihnen nichts von ihrem Marsch an. Die Kleidung und Haare geordnet, als hätten sie den ganzen Tag nichts anderes gemacht, als dort herumzustehen. Selbst ihr Atem ist völlig ruhig. Irgendwie un-

heimlich. Und dabei weiß ich um ihre wahre Natur. Trotzdem ist es unheimlich.

Fasziniert blicke ich auf das Tal zurück. Selbst Yasmins aggressive Ankunft hat nichts an der Lage vor unseren Mauern geändert. Ich kann nichteinmal mehr erkennen, wo sie entlang gekommen sind. Worauf warten die nur? Yasmin kommt auf mich zu. Iorn nickt mir kurz zu, bevor er seinen Blick auf die Festung und das Tal richtet. Ihre beiden Begleiterinnen knien sich mir zugewandt nieder. Ich nicke ihnen allen zum Gruß zu, die beiden erheben sich, springen über die Brüstung zurück und gehen nun langsam durch die Festung in Richtung der Mauer zurück.

„Willkommen zurück, Yasmin.“ Sie lächelt. „Und ich freue mich, Dich wiederzusehen. Auch wenn ich mir wünschen würde, erfolgreicher zurückzukehren. Aber nur Iorn und meine beiden besten Freundinnen Tesala und Namib haben sich bereit erklärt, uns zu helfen. Die anderen, sie wollten sich nicht einmischen.“ Die Art, wie sie das „einmischen“ betont, sagt alles darüber aus, was sie davon hält. „Immerhin konnte ich ihnen die hier abschwatzen.“ Sie streckt ihre Arme aus und aus dem nichts entsteht das Schwert, mit dem ich sie vorhin gesehen habe, in der rechten Hand. In der linken Hand erscheint ein Bogen. Beide glitzern sie, als wären sie aus Diamanten geschliffen. „Je ein Set für jeden von uns. Ich wollte auch Dir eines mitbringen, aber sie waren der Meinung, dass Du damit ohnehin nichts anzufangen wüsstest.“ Ich zucke mit den Schultern. „Soll mir recht sein. Ich arbeite ohnehin viel lieber mit meinem Stab.“ Und während ich das sage, greife ich durch die Luft und ziehe ihn aus seinem angestammten Platz in der Wand in meinem Zimmer zu mir. Ein angenehmes Gefühl der Ruhe durchströmt meinen Körper, als er sich in meiner Hand materialisiert. Doch kurz darauf lässt Yasmin ihre Waffen wieder im Nichts verschwinden, und so schicke ich auch meinen Stab wieder zurück. Iorn steht die ganze Zeit nur regungslos dort, sein Blick auf allem und nichts, als würde ihn das Alles hier nichts angehen.

„Es sind so viele,“ sagt Yasmin plötzlich leise, dem Tal zugewandt. Ich stelle mich neben sie. „Wir sind auf unserem Weg drei weiteren Heeren dieser Größe begegnet. Und bestimmt sind noch mehr aus anderen Richtungen hierher unterwegs. Wo in dieser Welt kann man nur so viele Wesen rekrutieren? Und allein die Vielfalt. Es ist fast, als hätte sich die ganze Welt gegen uns verschworen. Als hätte Er die ganze Welt gegen uns aufgehetzt.“ Bilde ich mir das ein, oder klingt sie wirklich müde? „Tun wir wirklich das Richtige?“, frage ich zögerlich, kaum hörbar. Sie legt ihre Hand auf meine Schulter und sieht mir in die Augen. „Das hoffe ich,“ antwortet sie ebenso leise, „das hoffe ich.“

Sie dreht sich zu Iorn um. „Iorn wird zunächst mit den Drachen sprechen, ich werde ihn dorthin begleiten. Tesala und Namib inspizieren unsere Verteidigung. Studien der Kriegsführung ist so eine Art Hobby von ihnen. Mal sehen, was sie noch verbessern können. Ich habe ihnen freie Hand dabei gegeben. Wir alle treffen uns dann später wieder und besprechen, wie es weiter geht.“ Damit setzen sich die beiden in Bewegung und lassen mich allein auf meinem Beobachtungsposten zurück.

Und was soll ich jetzt mit mir anfangen, bis dahin? Und wann ist „später“? Unsere Festung organisiert sich ziemlich gut alleine. Ein paar Drachen bringen jeden Tag auf dem Luftwege Essen und alles andere heran, was wir hier nicht vor Ort produzieren können. Die Feen züchten frisches Obst und Gemüse in ihren Wäldern auf den Hochebenen. Die unterirdische Quelle hat sich als echter Segen bewiesen. Sogar ein paar Viehhirten haben sich uns angeschlossen und lassen ihre Rinder und noch ein paar merkwürdig aussehnde andere Tiere auf den kargen Wiesen unter den Gipfeln grasen. Es ist nicht viel, aber so gibt es immerhin von Zeit zu Zeit frisches Fleisch.

Einer Laune heraus folgend betrete ich unser Krankenhaus. Von den Duranjar tief in den Berg gehauen und seither von diversen Künstlern stetig verschönert, ist es ein prächtiger Bau gewor-

den. Im Grunde handelt es sich um eine einzige riesige Höhle. Doch dünne, Stalaktiten ähnelnde Säulen, die wie Bäume in einem Wald ohne erkennbares Muster kreuz und quer in der Höhle verteilt sind, lassen sie überall deutlich kleiner und gemütlicher wirken. Sie schaffen, ganz ohne Wände, auch sowas wie „Privatsphäre“ für die Patienten. Niemand muss das Gefühl haben, ständig von allen Seiten beobachtet zu werden. Und um mehr Ruhe zu schaffen, lassen sich schnell mit ein paar Laken beliebig große Patientenzimmer abteilen. Doch zur Zeit ist das glücklicherweise nicht nötig, denn abgesehen von ein paar geschäftig umherlaufenden Medizinerinnen ist weit und breit niemand zu sehen. Die wenigen Patienten, die jetzt schon hier sind, werden im hinteren Teil versorgt, um möglichen Opfern der Belagerung im vorderen Bereich schneller helfen zu können.

Der Eingang, durch den ich gerade gekommen bin, ist ein Kunstwerk für sich. Riesige, in Holz gefasste Kristallfenster lassen jede Menge Licht von draußen herein. Im unteren Teil gibt es gleichmäßig über die gesamte Front der Höhle verteilt mehrere Türen, alle groß genug, um auch die größten Einwohner unserer Festung ungehindert hindurch zu lassen. Die obere Hälfte jedoch lässt sich in zwei riesigen Torflügeln öffnen, um sogar einen Drachen herein zu lassen. Sie brauchen, und darauf bin ich auch ein wenig stolz, zwar selbst keine medizinische Betreuung durch uns, doch so können sie Kranke und Verletzte im Schutz des Krankenhauses absetzen, statt sie über die holprigen Wege herauftragen lassen zu müssen. Ich hätte gerne vor dem Eingang einen weiteren Landeplatz bauen lassen, aber die Gesteinsformationen hier ließen das nicht zu. Und ich konnte keinen Erdmagier finden, der stark genug für eine solche Aufgabe gewesen wäre. Also haben wir oberhalb des Krankenhauses eine kleine Fläche begradigt und befestigt, die über einen Flaschenzug-Lift mit dem Inneren der Höhle verbunden ist. Das ist zwar eine ziemlich wackelige Konstruktion, aber immerhin besser als nichts.

10.5 Feuerkäfer

Meine Füße bleiben an einem Stein hängen. Fluchend fange ich mich selber ein. Das war knapp, fast wäre ich hier auf dem Pflaster aufgeschlagen. Pflaster? Ich sehe zurück. Müde wie ich bin, ist mir nichteinmal aufgefallen, dass aus unserer Straße eine breite, gepflasterte Allee geworden ist. Staunend sehe ich mich um. Durch die Bäume sehe ich in der Ferne eine Stadtkulisse mit großem Dom, die sich wie eine schwarze Silhouette vor dem fast weißen Himmel des dunstigen Sonnenuntergangs abzeichnet. Das muss Liano sein. Wenig Menschen sind hier unterwegs. Ein paar Familien mit ihren Kindern, allesamt aus eher ärmlichen Verhältnissen. Die Kinder laufen fröhlich schreiend den vereinzelt vorbeirumpehnenden Fuhrwerken hinterher. Sie alle zieht es in Richtung der Stadt.

Zu meiner Linken, parallel zur Allee, verläuft ein ziemlich breiter Fluss. Gemächlich fließt uns das Wasser entgegen. Zügig schließe ich wieder zu Yasmin auf, die offensichtlich nicht bemerkt hat, dass ich stehen geblieben bin. Die Straße führt uns nun in einen kleinen Vorort, noch weit außerhalb Lianos. Das Flussufer ist hier befestigt, vermutlich ist dies der Hafen von Liano. Doch nur ein einziges kleines Segelschiff und ein paar Ruderboote voller Fischernetze sind an der Kaimauer festgemacht. Auf der anderen Straßenseite stehen dicht gedrängt kleine windschiefe Häuser. Ihre Strohdächer scheinen so niedrig zu sein, dass ich Zweifel habe, überhaupt aufrecht darin stehen zu können. Jenseits des Flusses sehe ich in der hügeligen Landschaft vereinzelte kleine Bauernhöfe.

Nach nur knapp einem Kilometer macht der Fluss einen scharfen Rechtsknick. Hier gabelt sich der Weg. Geradeaus gibt es eine prächtige Brücke, die offensichtlich nach Liano führt, rechts, weiter dem Fluss folgend, gibt es eine deutliche kleinere, unbefestigte Straße, an der noch ein paar weitere Lehmhäuschen stehen. Da-

hinter, deutlich erkennbar durch die hohen Bäume eines dunklen Waldes, endet dieser Vorort auch schon wieder. Die Brücke nach Liano ist schwer bewacht. Offensichtlich wird hier Wegzoll zur Überquerung fällig. Direkt an der Weggabelung steht das einzige größere Gebäude hier. Zwei Etagen, aus Stein gemauert! Es wirkt völlig deplaziert. Auf der Türschwelle sitzt eine Katze, die uns träge blinzelnd beobachtet. „Wir werden uns hier ein Zimmer nehmen,“ sagt Yasmin plötzlich. Ich sehe sie etwas irritiert an, doch dann wird mir bewusst, dass wir hier vor einem Gasthaus stehen. Jedenfalls ist auf dem hölzernen Schild, das über dem Eingang hängt, ein Bierkrug und ein Bett zu erkennen. Ein Bett, ja das wäre toll. Ich nicke. Und wenn nicht hier, dann in der Stadt. So betreten wir das Gasthaus. Die Katze bewegt sich so gut wie überhaupt nicht, nur ihre Augen folgen jeder unserer Bewegungen. Doch nicht so träge, wie es den Anschein hat?

Die kleine Wirtschaft des Gasthauses ist menschenleer. Doch das Windspiel über der Tür hat den Wirt bereits davon in Kenntnis gesetzt, dass Gäste hereingekommen sind. Jedenfalls kann man seine schweren Schritte im Obergeschoss nicht nur laut und deutlich über die knarrenden Dielen stapfen hören, bei jedem Schritt löst sich auch noch eine nette Wolke von Staub und Sägespänen, die auf uns herabrieselt. Schließlich hat er die Treppe erreicht und als er für uns in Sicht kommt, stellt sich heraus, dass er sogar noch dicker ist, als seine Schritte vermuten ließen. Für einen Gastwirt sieht er nicht besonders einladend oder gastfreundlich aus. Seine Kleidung ist von Fettflecken übersät und sein mürrisches, fast verärgertes Gesicht zeichnet sich durch einen dicht wuchernden ungepflegten Bart aus. Und zum Leidwesen meiner Nase benötigt nicht nur seine Kleidung dringender Reinigung. Es kostet mich den letzten Rest meiner Willenskraft, mir nicht die Nase zuzuhalten.

Aus den Verhandlungen um einen Übernachtungsplatz halte ich mich heraus, doch schnell wird klar, das Yasmin und der Wirt sich nicht einig werden. Angeblich sind sämtliche Zimmer bereits ver-

mietet und nur wenn wir bereit wären, einen der anderen Gäste zu überbieten, würde er uns dessen Zimmer frei machen. Doch diesen Preis ist Yasmin nicht zu zahlen bereit. Also verlassen wir das Lokal wieder. Kaum haben wir die Tür hinter uns geschlossen, hole ich erstmal tief Luft. Die ist hier draußen zwar auch nicht wirklich Klasse, doch immernoch um Längen besser als in der Umgebung dieses Wirtes. Ich bin mir nicht sicher, ob ich hier überhaupt hätte schlafen wollen - so wie der mit sich selbst umgeht, wer weiß, wie erst seine Betten aussehen?

Mitten auf dem Weg zu unserer Rechten, kurz vor dem Ortsende sitzt die Katze des Wirtes und sieht zu uns herüber. Als würde sie uns beobachten. Mir läuft ein Schauer über den Rücken. Die Katze steht auf, entfernt sich ein paar Schritte von, dann sieht sie zu uns zurück. „Folgt mir,“ scheint ihre Haltung zu sagen. Unheimlich. Und doch weckt es meine Neugier. Ich mache ein paar Schritte in ihre Richtung. Die Katze setzt ihren Weg fort, immer in der Mitte der Straße. Jedes Mal, wenn ich stehen bleibe, bleibt auch sie kurz darauf stehen und sieht mich auffordernd an. Faszinierend. Warum macht sie das? Yasmin sagt irgendwas, doch ich wage nicht, die Katze aus den Augen zu lassen. Also zeige ich nur stumm in ihre Richtung, als sie sich gerade wieder in Bewegung gesetzt hat. Und folge ihr. Aus dem Ort heraus, in den Wald hinein.

10.6 Fliegen mit dem Feuervogel

Ich stehe hoch oben am Rand der Klippe. Steil geht es hier hinunter. Und tief. Curaj schwebt in seiner vollen Größe vor mir – und wie groß er geworden ist! Von Kopf bis Fuß ist er fast so groß wie ich. Seine Flügelspannweite muss mindestens vier Meter betragen. Und so schwebt er hier vor mir, langsam mit den flammenden Flügeln schlagend. „So wie ich das sehe, hast Du zwei Optionen. Zu kämpfen oder mit mir zu kommen.“ Als wenn ich das nicht wüsste. Und so groß und stark er auch sein mag, im Kampf kann er mir nicht helfen. Ich wäre auf mich allein gestellt. Vielleicht könnte ich sogar gewinnen, trotz des eher aussichtslosen und ziemlich gefährlichen Austragungsortes – aber zu welchem Preis? „Du musst nur springen, den Rest übernehme ich,“ sagt er. Nur springen. Ist klar. Ich sehe zurück. Mir bleiben höchstens noch ein paar Minuten, bis sie mein Verschwinden entdecken.

Ein Geräusch von Curaj, doch der ist plötzlich verschwunden. Wieder ein Geräusch, hinter mir. Ich will mich umdrehen, nachsehen was das ist, doch bereits im Augenwinkel sehe ich Curaj auf mich zu stürzen. Vor Schreck will ich in Deckung gehen, ihm ausweichen, doch er trifft mich mit voller Wucht. Reißt mich mit sich, über die Klippe, in den Abgrund. Was zum ... ? „Entspann Dich,“ sagt er, während die Luft in meinen Ohren rauscht und der Boden mit beunruhigend schnell auf mich zugerast kommt. „Und überhaupt, was ist denn das für eine Körperhaltung? Drück die Beine durch, mach die Arme breit und den Rücken gerade! Sonst wird das nichts mit dem Fliegen!“ Will er mich veralbern? FLIEGEN? Abstürzen wäre die richtige Bezeichnung für das, was ich hier mache. Ich dachte, er wollte mich auffangen und wegbringen?

„Hey, ich bin nur ein Phoenix, kein normaler Vogel. Ich habe Dich gefangen, doch fliegen musst Du selbst. Ich kann Dir zeigen, wie es geht, dennoch, das Fliegen kann ich Dir nicht abnehmen.“ Du

hörst meine Gedanken? Wie? „Denkst Du nicht, dass wir da später drüber reden sollten? So *nach* der Landung?“ Gutes Argument. „Also Arme auseinander, Beine und Rücken gerade!“ OK. Und plötzlich spüre ich, wie etwas an der Flamme in mir zerrt. Es fühlt sich an, als wenn mein Feuer sich mit einer anderen, fremden Flamme vereint. Einer ungewöhnlichen Flamme. Es zieht sie zu meinen Armen und Beinen, wo sich Flügel und Schwanz gleich denen des Phoenix aus dem Feuer formen, bevor auch der Rest meines Körpers in Flammen gehüllt wird. Ein kurzer Moment der Panik durchfährt mich, doch dann spüre ich, wie der Wind an meinen feurigen Federn zerrt. Es ist, als wenn man sich mit offener Jacke gegen den Sturm stellt – nur viel viel intensiver. Mit aller Kraft stemme ich mich dagegen.

„Ich sagte doch, Du sollst Dich entspannen. Lass es geschehen. Ich werde Dich lenken, bis Du den Dreh raus hast.“ Leichter gesagt, als getan. Die Bäume dort unten sind wirklich nah! Aber dann atme ich tief ein und wieder aus. Mein Körper entspannt sich und da wird mir klar, wer da an meinem Feuer zerrt: Curaj, wie immer er das macht. Er lenkt Flügel und Schwanz, stützt meine Knochen und stärkt meine Muskeln mithilfe der Feuermagie. Alles scheint so leicht, so selbstverständlich. Wie er unseren Sturz in einer sanften Kurve einfängt, uns sanft in einem weiten Bogen über die Baumwipfel gleiten lässt, bevor wir wieder etwas an Höhe gewinnen. Was für ein Erlebnis!

„Siehst Du, nun fliegst Du. Aber Dein ungeübter Körper erschöpft sich ziemlich schnell. Schneller, als ich gedacht hätte. Wir sollten zusehen, irgendwo zu landen. Und zwar sofort!“ Erschöpft? Ich habe mich noch nie so lebendig gefühlt! „Glaub mir, wenn wir nicht sofort landen, wirst Du Dich nie wieder lebendig fühlen.“ Ist ja schon gut. Ich schaue mich um auf der Suche nach einem Landeplatz und entdecke schließlich eine kleine Lichtung. „Nun, das muss reichen,“ sagt Curaj. In einer unangenehmen Kombination aus Kurve und Sinkflug steuern wir auf die Lichtung zu. Viel zu schnell! „Hab Vertrauen, Hendrik.“ Mir bleibt allerdings nicht

viel Zeit, darüber nachzudenken oder gar Vertrauen zu fassen, denn im nächsten Augenblick sind wir bereits über der Lichtung. Abrupter, als ich es mir je hätte vorstellen können, bremsen wir ab, indem sich meine Flügel senkrecht in den Wind stellen. Das tut ganz schön in den Schultern weh. Mit ein paar letzten, etwas unbeholfenen Flügelschlägen setzen wir unsanft aber unverletzt auf dem Boden auf. Instinktiv, ohne groß darüber nachzudenken lasse ich mich in das Gras fallen. Über mir höre ich wieder Curaj, also drehe ich mich auf den Rücken, und da steht er über mir und sieht auf mich herab.

„Gar nicht mal schlecht für einen Anfänger. Auch wenn aus Dir sicher nie einer von uns wird.“ Mühsam komme ich wieder auf die Beine und nicht nur meine weichen Kniee zeugen von der Erschöpfung die dieses Erlebnis nach sich zieht. Doch ich will davon nichts wissen. Wir müssen weiter, soviel Strecke zwischen uns und die Stadt bringen. Also stapfe ich los, in den Wald hinein und Curaj folgt mir. Ich habe endlich die Medizin, und das ist alles, was zählt.

10.7 Panther

Da ist er wieder. Seit Tagen schon schleicht er um mich herum. Wo immer ich raste, ist er nicht weit. Beobachtet er mich oder werde ich langsam paranoid. Ich bleibe stehen und sehe ihm direkt in die Augen. Nach kurzem Zögern kommt er langsam aber zielstrebig auf mich zu, ohne den Blickkontakt zwischen uns ein einziges Mal zu unterbrechen. Er umrundet mich, mit Schritten, wie sie nur diese anmutigen Raubkatzen zu setzen vermögen, seine gelben Augen weiterhin starr auf mich gerichtet. Kein Blinzeln. Und auch ich wage nicht, ihn aus den Augen zu lassen. Drehe mich langsam mit seiner Bewegung. So leicht kommt niemand mehr in meinen Rücken.

Meinen Zauberstab fest in der Hand beobachte ich jede seiner Bewegungen. Denn eins ist klar: wenn es zu einem Kampf kommt, habe ich nur einen Versuch. Und ich muss schneller sein, als er. Aber ich bin viel zu neugierig, um den ersten Schlag zu führen. Sein Verhalten ist ... auffällig. So verhält sich ein Panther nicht. Denke ich. Jedenfalls sollte er sich nicht so verhalten. Er öffnet das Maul, lässt mich seine scharfen Zähne sehen und faucht mich an. Noch immer ohne zu blinzeln.

„Dein Ruf eilt Dir voraus,“ beginnt er plötzlich zu sprechen, mich noch immer umkreisend. Ein sprechender Panther. Das mich so was noch immer überraschen kann.

10.8 Krug

Ganz allein sitze ich an meinem Tisch. Zwar sind die Tische durch Regale und andere Einbauten gut vor dem Einblick anderer Gäste geschützt, doch jetzt, da das Lokal noch so gut wie leer ist, fühle ich mich geradezu einsam. In meinem Rücken sitzen zwei Gäste hinter dem Sichtschutz und da es ansonsten fast totenstill ist, höre ich unfreiwillig ihrem zwar leise, aber dennoch gut hörbar geführten Gespräch vor. Worum es geht erschließt sich mir allerdings nicht. Ich kann nichteinmal herausfinden, in welchem Verhältnis die beiden zueinander stehen. Sie wirken zwar sehr vertraut in ihrem Umgang miteinander, so wie Freunde seit Kindestagen. Doch zugleich hat es den Anschein, als wenn sie sich noch nie zuvor gesehen haben. Verwirrend, und so versuche ich ihre Stimmen zu ignorieren.

Der Kellner, ein älterer Herr mit dem Auftreten eines Butlers, nähert sich meiner Nische. Ich bestelle etwas zu trinken und das aktuelle Tagesmenü. Was ein Unterschied zu den Schenken und Gasthöfen, in denen ich sonst so verkehre. Nicht die Einrichtung oder die Speisen – auch wenn letztere hier irritierend komplizierte Namen haben und mit Zutaten zubereitet werden, von denen ich noch nie gehört habe – sondern wie das Personal gegenüber den Gästen auftritt ist ... ungewohnt. Angefangen von der netten Empfangsdame, die mich an meinen Tisch geführt hat, über die vielen Bediensteten, die, obwohl mit Tellern schwer beladen, freundlich lächelnd dem Gast den Vortritt lassen bis hin zu eben diesem Kellner, der bei näherer Betrachtung so was ähnliches wie der Chef des Lokals zu sein scheint. Sie alle strahlen eins aus: hier verkehren normalerweise reichere Leute, die sich keinen unhöflichen, ungepflegten Wirt gefallen ließen, wie man ihn in den Restaurants des normalen Volks nur allzu oft antrifft.

Der Sturm draußen hat nachgelassen, jetzt regnet es nur noch gleichmäßig in diesem trüb-grauen Spätnachmittag. Schweigend

sehe ich den Regentropfen zu, wie sie auf das Pflaster der Straße prasseln. Ab und zu hastet eine einsame Gestalt mit eng um sich geschlungenem Mantel und hochgezogenen Schultern vorbei. Sonst ist es draußen so unbelebt wie hier drinnen. Nur noch viel ungemütlicher. Mein eigener Mantel hängt triefnass in der Garderobe. Ein ungewohntes Gefühl, fast als wäre ich nackt. Wehe, irgendwas aus meinen Taschen geht verloren. Und so fühle ich mich trotz der eigentlich ganz angenehmen Umgebung und der noch viel angenehmeren Wärme des Kamins an der Wand extrem unwohl.

10.9 Holnis

Die Fähre wird erst in den Morgenstunden des nächsten Tages zurück erwartet, teilt man mir mit. Aber ich könne gerne eine Kojе im Fährhaus für die Nacht buchen, dann wäre sicher gestellt, dass ich die Abfahrt nicht verpasse. Ein Angebot, dass ich angesichts des unverschämten Preises eher widerwillig annehme.

Ein schmaler Pfad führt entlang der Steilküste weg vom Fährhaus in Richtung des endgültigen Endes der Landzunge. An der anderen Uferkante, die nicht ganz so steil abfällt, stehen noch zwei weitere kleine Höfe direkt am Wasser. In den Fenstern brennt bereits Licht, aus den Schornsteinen steigt dünner Rauch in den spätnachmittäglichen Himmel.

Das Wetter hat sich nur geringfügig gebessert. Die Sonne kommt nur schwer durch, aber der Wind weht nur schwach, sodass ihre Kraft ausreicht, der Luft eine angenehme, wenn auch jahreszeitbedingt kühle Temperatur zu verleihen.

An der Spitze der Landzunge windet sich der Weg langsam hinab zum Wasser. Sanft plätschern die Wellen an den aus großen und kleinen Felsbrocken bestehenden Strand. Der typische Geruch nach angespültem Tang und toten Muscheln mischt sich mit dem Geruch der Bäume und Sträucher, die hier unmittelbar am Hang zu beiden Seiten des Weges wachsen. Am Horizont sehe jede Menge Land, Inseln, vielleicht auch Festland, ich weiß es nicht. Ein paar Fischerdörfer lassen sich in der diesigen Luft ausmachen. Wo wohl die Fähre anlanden wird? In der sich ständig verändernden Wasseroberfläche fallen mir ein paar unbewegliche weiße und schwarze Punkte auf. Möwen und Kormorane, tippe ich. Also muss dieses Wasser mit dem Meer verbunden sein. Eine Bucht? Oder vielleicht doch Inseln. Da ich nichts besseres zu tun habe, setze ich mich hin und warte darauf, dass die Sonne hinter mir untergeht. Dann kehre ich zum Fährhaus zurück, um mein Lager für die Nacht in Anspruch zu nehmen.

10.10 Magie erklärt

„Das was in dieser Welt mit den vier magischen Elementen Wasser, Erde, Feuer und Luft erklärt wird, sind nach dem Verständnis Eurer Welt nur verschiedene Aspekte einer einzigen physikalischen Größe: der Energie. Magie ist im Grunde also nichts anderes als das Manipulieren der Energie, die uns umgibt. Nur dass wir in dieser Welt einen, ich sage mal, direkteren Zugang zu dieser Energie haben. Feuer, Dein Lieblingselement, manipuliert die Temperatur der Dinge. Sein vorgebliches Gegenstück, das Wasser, beeinflusst die Bewegung Dinge, was mit Flüssigkeiten am leichtesten zu funktionieren scheint. Deutlich schwerer als die beiden ist der Umgang mit Luftmagie, denn sie arbeitet mit Hilfe von Druck und Dichte. So setzt sie zum Beispiel Gase in Bewegung, indem sie Druckunterschiede erzeugt. Die Schilde der Luftmagier werden erzeugt, indem auf eng begrenztem Raum die Dichte der Luft gewaltig erhöht wird. Noch komplizierter ist die Erdmagie, denn sie basiert auf Änderungen der Lageenergie von Gegenständen, am besten klappt das mit festen Körpern. Entzieht man einem Körper Lageenergie, so steigt er auf, gibt man ihm welche, sinkt er hinab. Bis zu einem gewissen Grad kann man somit Steine fliegen lassen, wenn man so will.

Zu den ursprünglichen vier Elementen kamen durch uns noch zwei weitere hinzu: Licht und Schatten. So hat man sie jedenfalls benannt, weil man der Ansicht war, dass Magie immer paarweise existiert. Unsere Magie wurde als die des Lichtes bekannt, ihr vermeintliches Gegenstück musste also Schattenmagie sein. Wie unsere eigene Magie funktioniert, wissen wir inzwischen recht gut: wir Ändern die Eigenschaften von Lichtwellen. Es müsste eigentlich auch mit anderen Wellen funktionieren, aber soweit ich weiß, hat das bisher noch niemand ernsthaft ausprobiert. Worauf allerdings die Schattenmagie basiert, ist noch völlig unklar. Es gibt zwar etliche Theorien, eine absurder als die andere, aber keine davon konnte auch nur ansatzweise bewiesen werden.

Was dieses Modell mit seinen magischen Paaren völlig außer Acht lässt und sich auch nicht vernünftig mit Eurer Wissenschaft erklären lässt, sind die magischen Fähigkeiten einiger weniger bekannter Völker, wie zum Beispiel der Feen. In manchen Regionen könnte man sogar auf dem Scheiterhaufen landen, würde man behaupten, dass neben den sechs - oder vier, je nach Ansicht der vorherrschenden Religion - magischen Elementen noch weitere existieren könnten. Oder gar eine völlig andere Erklärung der Magie.

10.11 Portal der Portale

Ich zucke zusammen. Waren das eben Schüsse? Ich kenne jedenfalls nichts, was solche Geräusche verursachen würde außer Schusswaffen. Aber ich dachte, es gibt in dieser Welt keine Schusswaffen? Irritiert schaue ich mich um. Da! Schon wieder! Im Augenwinkel sehe ich, wie Theresa von zwei, drei Kugeln getroffen wird. Merkwürdig. Sie erstarrt und sackt dann in sich zusammen.

Mein Unterbewusstsein hat bereits die Schildkugel um mich herum gebildet. Hoffentlich ist sie stark genug, um auch diese Kugeln aufzuhalten. Die Feen sind ausgeschwärmt, wild schwirren sie umher auf der Suche nach dem unsichtbaren Feind. Zwei weitere Schüssen fallen, eine Fee fällt zu Boden. Yasmin, die sich inzwischen schützend über Theresa gestellt hat, weicht einer weiteren Kugel aus. Wenigstens wissen wir jetzt, wo sich der Schütze befindet.

Also grabe ich meine Füße in den Boden, versuche die Felsen zu fühlen, wie ich es gelernt habe. Und mit einer gewaltigen Willensanstrengung presse ich einen Schutzwall aus der Erde, der die Schusslinie unterbrechen soll. Autsch, eine weitere Kugel, doch sie schlägt in den Erdwall ein. Ich hätte nicht gedacht, dass diese magische Verbindung mit der Erde so ... intensiv ist. Schnell unterbreche ich die Verbindung wieder, schließlich habe ich wenig Lust, herauszufinden, wie intensiv sie noch werden kann!

Mir kurz dankbar zunickend beugt sich Yasmin zu Theresa herunter und ich lese die am Boden liegende Fee auf, während die Anderen nun wieder engere Kreise um mich ziehen. Auf ein simples Kopfnicken von mir hin löst sich Noirana aus der Gruppe und fliegt hinüber zu den zwei Lichtkriegerinnen, um herauszufinden, was mit ihnen geschehen ist. Um die Fee am Boden, es ist Elysa, kümmere ich mich. Sie lebt, kann sich aber so gut wie überhaupt nicht mehr bewegen, da ihre Rüstung von einer ziemlich großen Gewehrku­gel völlig verformt ist. Die Kugel hat leider auch den

Mechanismus beschädigt, mit dem sich die Rüstung öffnen lässt, und so bleibt mir nichts anderes übrig, als mich zu vergewissern, dass sie genug Luft kriegt – was sie mir auf meine Frage hin mit leiser Stimme bestätigt –, und kurz zu tasten, ob sie irgendwelche schweren Verletzungen davongetragen hat. Doch trotz der tiefen Beule, die die Kugel in den Brustpanzer gedrückt hat, kann ich außer einer gebrochenen Rippe keine schwerere Verletzung feststellen. Also lasse ich sie in eine meiner Manteltaschen gleiten und folge, eingehüllt in die beiden Schutzkugeln – mein eigener Schild und der lebende Schild, den die Feen bilden – Noirana.

Doch noch bevor ich nah genug an die beiden Lichtkriegerinnen heran komme, um irgendwas erkennen zu können, ist die Luft um uns herum plötzlich erfüllt von dumpfen Schlägen, gefolgt von Einschlägen ringsum, die den Boden erschüttern und jede Menge Dreck und kleine Steine durch die Gegend spritzen lassen. Aber wir lassen uns kein zweites Mal überraschen, und so gibt es bei der ersten Salve keine neuen Verletzten. Schnell sehe ich mich nach einem Fluchtweg um, aber die Kanonenschüsse – oder was immer das war – kamen aus der dem ersten Schützen entgegen gesetzten Richtung. Es ist also anzunehmen, dass wir umzingelt sind. Und mit einer verletzten Lichtkriegerin stehen unsere Chancen im Kampf eher schlecht. Zumal gegen einen Gegner, der offensichtlich über Waffen verfügt, die sogar Lichtkrieger verwunden, wenn nicht gar töten können.

Bleibt also nur eins, was ich tun kann: erstmal Zeit gewinnen. Neben den beiden Lichtkriegerinnen nehme ich wieder Haltung ein. Zunächst muss ich meinen Schild erweitern, bis es unsere kleine Gruppe komplett umschließt. Dann ziehe ich aus der Tiefe – und ich muss sehr tief danach „graben“ – Felsen an die Oberfläche, lasse sie eine Kuppel bilden, die durch meinen Schild gestützt wird. Ein bißchen Aushärten mit Feuer schadet sicher nicht. Und wenn ich es mir recht überlege, wäre vielleicht noch eine dämmende Schicht außen auf dem Fels auch nicht schlecht – einmal in Fahrt geht das alles erstaunlich leicht von der Hand.

Yasmins Hand auf meiner Schulter reißt mich aus der Konzentration. „Lass gut sein, wir können ohnehin nicht lange in dieser Höhle bleiben. Uns wird früher oder später die Luft ausgehen und Theresa braucht dringend Hilfe.“ Stark gedämpft sind draußen immernoch die Einschläge zu hören – und auch die Erschütterungen sind hier drinnen kein Stück weniger zu spüren.

Ich komme nicht einmal dazu, darüber nachzudenken, wie ich uns hier drinnen mehr Zeit verschaffen könnte, geschweige denn, wie wir Theresa helfen könnten, als diese plötzlich vor meinen Augen zu verschwinden scheint. Schnell bewege ich mich auf sie zu, um nach ihr zu greifen, doch da stabilisiert sie sich plötzlich wieder. Habe ich mir das gerade eingebildet? Nein, denn jetzt fühlt es sich an, als würden die anderen, Yasmin und die Feen verschwinden. Wild um mich blickend stelle ich fest, dass auch sie sich wieder stabilisieren, bei mir bleiben, doch nun löst sich unsere Umgebung auf, erst wird es schwarz um uns und gleich darauf grell weiß. Was zum ...?

Nach wenigen Augenblicken gewöhnen sich meine Augen an die neue Umgebung. Wenn man sie denn Umgebung nennen will. Denn eigentlich befinden wir uns in einem riesigen, weißen, konturlosen Nichts. Obwohl wir auf einem Boden stehen, kann ich ihn nicht sehen. Keine Schatten. Gruselig. Keine Wände. Links, rechts, oben, unten – überall dasselbe: nur weißes Nichts. Wenigstens ist es bei weitem nicht so grell, wie es im Vergleich zu dem schwarzen Nichts am Anfang schien. Es blendet nicht, ich kann mich ohne Probleme umsehen, auch wenn es nicht viel zu sehen gibt. Nur Yasmin, die sich, über Theresa gebeugt, kopfschüttelnd umsieht und „wie hat sie diesen Ort gefunden“ murmelt und die Feen, die aus unerfindlichen Gründen auf dem Boden herumkriechen.

Es ist totenstill, so still, dass mir plötzlich bewusst wird, dass ich jeden Atemzug der anderen hören kann. Auch Yasmins Murmeln war ungewöhnlich laut, wenn ich so darüber nachdenke. „Wo sind

wir hier?“ spreche ich die Frage laut aus, die mir in eben diesem Moment durch den Kopf schießt. Yasmin sieht mich an. „Wir sind in *dem* Portal,“ sagt sie. Was immer mir das sagen soll. Und so reagiere ich mit einem fragenden Blick und Kopfschütteln auf ihre Erklärung. Sie seufzt. „Es ist das Portal der Portale. Das Portal *aller* Portale. Von diesem Portal aus kann man jedes Portal, ja sogar jede Tür und jedes Tor erreichen, heißt es. – Auch wenn ich das immer nur für Legenden gehalten habe,“ fügt sie murmelnd hinzu.

Sie starrt den Horizont an. Oder besser gesagt, dorthin, wo der Horizont sein sollte. Und ich folge ihrem Blick. Erneut blinzele ich irritiert. Da ist tatsächlich eine hauchdünne Linie, die uns umschließt. Sie ist so dünn, dass man sie beim flüchtigen Hinsehen auf jeden Fall übersieht. Keine Ahnung, wie weit sie weg ist. Ist sie auf die Wände um uns herum gemalt? Oder ist das tatsächlich der Horizont? Und noch während ich versuche, herauszufinden, was Yasmin an dieser Linie so interessant findet, sehe ich, dass ein Punkt aus der Linie größer wird. Schnell größer wird. Es ist ein Tor, das auf uns zufliegt. Oder auf das wir zufliegen, wer kann das hier schon genau sagen? Was sich allerdings hinter dem Tor befindet, vermag ich nicht zu sagen. Nur bunt wabernde Farben sind dort zu sehen.

„Dorthin könnt ihr uns nicht folgen. Versucht es nicht, es wäre Euer Tod.“ Als wenn ich ihr da widersprechen würde. Doch sie wartet nicht auf eine Antwort. „Sucht Euch einen sicheren Ort, wir werden Euch finden. Alles, was Du tun musst, ist, Dich auf Dein Ziel zu konzentrieren!“ und damit berührt sie Theresa, ihre beiden Körper lösen sich zu wabernden Lichtgestalten auf und verschwinden durch das Tor. Werden von dem Tor aufgesogen, woraufhin es sich wieder mit erschreckender Geschwindigkeit von uns entfernt. Wo eben noch Theresa gelegen hat, bleibt nur ein merkwürdiges schwach rosa leuchtendes Symbol auf dem Boden zurück, das irgendwie chinesisch oder japanisch aussieht.

„Hendrik.“ Die Feen! Fast hätte ich sie vergessen. Ich kniee mich hin. „Was ist mit Euch?“ Dicht zusammengedrängt sitzen sie dort vor mir. Einige sehen mich an, die anderen liegen zusammengerollt auf dem Boden. „Dieser Ort ist unheimlich. Wir können hier nicht fliegen. Und ...“ Noirana übergibt sich. Erst jetzt sehe ich, dass die Rüstungen und der Boden rings um die Feen ziemlich übel aussehen, als hätten sie sich alle mehr als nur einmal übergeben. So schnell ich kann, sammele ich die Feen auf und stecke sie in meine Manteltaschen. Zuletzt nehme ich Noirana in die Hand. „Dann lass uns hier schnell verschwinden. Irgendwelche Vorschläge, wohin?“ Sie zuckt mit den Schultern. „Irgendein Wald.“ Sogleich fliegen mehrere Tore von allen Seiten auf uns zu. „Wo unsere Magie stark ist.“ Einige der Tore entfernen sich wieder, während die anderen immer näher kommen. Möglichst weit weg von der Artillerie, ohne Feinde. Wo wir ein wenig zur Ruhe kommen können. Ein einzelnes Tor bleibt vor uns stehen.

Noirana nickt, als ich sie fragend ansehe. Es ist ein alter Wald, der dort auf uns wartet. Das Tor wächst und wächst, bis es schließlich mein gesamtes Sichtfeld ausfüllt. Dann folgt ein leise schmatzendes Geräusch und plötzlich kann ich wieder den Wind im Gesicht spüren. Den Wald, die Welt um mich herum hören. Riechen! Fühlen.

Ich sehe mich um. Wir stehen am Rande der Überreste einer Ruine. Offenbar sind wir durch den total mit Moos überwachsenen Torbogen hinter uns hierher gekommen. Es ist jedenfalls das einzige, was in dieser Ruine noch irgendeine erkennbare Form hat. Sonst kann man nur noch entfernt die Reste der Grundmauern und hier und da ein paar halb verwitterte und zur Hälfte im Boden versunkene größere Steine sehen, die wohl mal einst zu diesem Bauwerk gehörten. Was auch immer das mal war, es muss ewig her sein, dass hier jemand gewohnt hat.

Die Feen erholen sich schnell, nach wenigen Minuten sind alle außer Elysa wieder in der Luft. Noirana sendet die meisten von

ihnen aus, um die Umgebung zu erkunden, sie selbst bleibt mit Aduke und Jioni zurück, um sich um Elysa zu kümmern. Ich helfe ihnen, die völlig deformierte Kugel aus der Rüstung heraus zu lösen. Das hier ist keine Technologie aus dieser Welt, soviel ist auf der Stelle klar. Diese Kugel wie auch das Gewehr, aus dem sie abgefeuert wurde, müssen aus der anderen Welt stammen. Aus meiner Welt. Und trotzdem waren diese Kugeln in der Lage, eine Lichtkriegerin zu verletzen. Eine Lichtkriegerin! Doch so sehr ich das Projektil auch hin und her drehe, es von allen seiten betrachte, befühle, ich kann nichts magisches oder anderweitig besonderes an ihm finden. Wenn man mal außer Acht lässt, dass es definitiv nicht aus dieser Welt stammt. Na, vielleicht kann Yasmin ja etwas damit anfangen, also verstaue ich es sicher in meinem Mantel.

Elysas Panzer, lässt sich immernoch nicht öffnen, ganz gleich, wie sehr die anderen Feen auch daran herum ziehen und drücken. Und man sieht ihr an, dass es ihr immer schwerer fällt, nicht bei der kleinsten Berührung laut vor Schmerzen zu schreien oder einfach in Ohnmacht zu fallen. Darum halte ich die drei davon ab, weiter zu machen. Ganz vorsichtig beuge ich mich über sie, versuche so nah wie möglich an sie heran zu kommen, um ihr nicht mit irgendeiner unbedachten Bewegung noch weitere Schmerzen zuzufügen. „Hör zu, Elysa, ich kann Dich nicht heilen, solange Du noch Deinen Panzer trägst. Darum werde ich jetzt erst mal versuchen, Deinen Schmerz zu betäuben. Versuch bitte, wach zu bleiben. Und spiele nicht unnötig die Heldin, wenn Dir irgendwas weh tut, sag es mir bitte, okay? Ich will nicht, dass wir am Ende eine Wunde übersehen oder womöglich noch mehr Schaden anrichten.“ Sie nickt langsam, mit zusammen gebissenen Zähnen.

„Gut. Jetzt kommt die schlechte Nachricht. Leider weiß ich nicht besonders viel darüber, wie der Körper einer Fee funktioniert. Wenn ich ehrlich bin, weiß ich über meinen eigenen Körper auch nicht besonders viel. Ich bin halt kein Mediziner. Deswegen muss ich ... nunja ... Dich zuerst untersuchen, wenn man so will. Um herauszufinden, wie das mit dem Schmerzempfinden in Dei-

nem Körper so funktioniert, damit ich einen Weg finde, um den Schmerz zu stoppen. Und ich fürchte, dazu muss ich Dir ein klein wenig weh tun. Wenn Du es mir erlaubst, natürlich nur.“ Sie zögert, sieht Noirana und die anderen an. Doch die zucken nur ratlos mit den Schultern. Dann ein langer Blick in meine Augen. Schließlich, die Luft scharf durch die Zähne einziehend, nickt sie erneut.

„Ich gebe mir auch Mühe, so wenig Schmerzen wie möglich zu verursachen, versprochen. Du musst mir aber helfen. Lass den Schmerz raus, schreie oder weine oder mach Dich irgendwie anderweitig bemerkbar, damit ich merke, wann es zuviel ist, ja? Ich will nicht, dass Du wegen mir ohnmächtig wirst!“ Sie leistet keinen Widerstand, im Gegenteil, eine Träne rollt über ihre Wange. Also lege ich vorsichtig einen Finger auf ihre Hand und versuche, mich in ihren Körper hinein zu tasten, hinein zu fühlen, wie ich es einst bei Yasmin gemacht habe – wenn auch damals eher unfreiwillig. Nach ein paar Fehlschlägen finde ich schließlich ihr Nervensystem. Die Wunde leuchtet, pulsiert in grellem Licht vor meinen geschlossenen Augen. Soweit nicht verwunderlich. Doch wo wandern die Impulse hin? Vorsichtig kneife ich mit der anderen Hand ihren Fuß. Naja, richtiger wäre es, zu sagen, ich quetsche ihren Fuß ein wenig, aber das klingt viel zu brutal. Der Schmerzimpuls, wenn auch nur sehr schwach im Vergleich zu dem, was ihrer Wunde gerade entströmt, schießt rasendschnell ihr Bein hinauf, quer durch den Körper zu einer Region im hinteren Teil ihres Gehirns, woraufhin ihr ein leises Stöhnen entweicht.

Dieselbe Region und das gleiche Stöhnen auch auf leichten Druck auf die Hand hin. „Okay, ich glaube ich hab es jetzt, nur noch ein letzter Versuch. Schließ die Augen.“ Und sofort, um sie zu überraschen, ihr gar keine Zeit zu geben, sich die Schmerzen auszumalen, berühre ich leicht die Delle der Rüstung. Ihre Nerven explodieren in einem Feuer, strahlen in verschiedene Richtungen auseinander. Doch schließlich treffen sie sich wieder in der Mitte des Körpers. Und es ist bereits zu erkennen, dass sie von hier

in vereinter Stärke ihren Weg zum Schmerzzentrum nehmen werden. Also versuche ich, diesen Weg hier so schnell wie möglich zu kappen, durchtrenne diese Nervenbahn, doch ich bin nicht schnell genug. Die erste Welle rollt unaufhaltsam weiter und mündet in einen Schrei, der mir die Nackenhaare aufstellt, gefolgt von leisem Schluchzen, als die Schmerzen abrupt nachlassen. Bleibt nur zu hoffen, dass das kein lebenswichtiger Nerv war.

Jetzt ist auf jeden Fall Eile geboten. Noch atmet sie, aber wer weiß. Was die Rüstung betrifft, sehe ich im Moment nur einen Weg. Ich lege zwei Finger auf den Verschluss leite Feuer in ihn hinein. Viel Feuer. Sehr viel. Unglaublich wieviel Energie dieses kleine Stück Metall aufzunehmen vermag. Doch schließlich gibt es nach, verbrennt zu rostigem Staub und gibt ihren Körper frei. Endlich. Auch wenn Elysa inzwischen dank der Verbrennungen, die diese Prozedur verursacht hat, schreit und weint und dem Schmerz zu entfliehen versucht. Doch sie bleibt bei Bewusstsein. Noirana handelt geistesgegenwärtig und entfernt blitzschnell den Brustpanzer. Sofort lege ich je einen Finger beider Hände auf ihren Körper, der instinktiv unter der Berührung zusammenzuckt und lasse die Kraft der heilenden Flammen durch sie hindurch strömen.

Ihr kleiner Körper bäumt sich auf, um gleich darauf wieder in sich zusammenzusacken. So schnell ich kann, repariere ich den Knochenbruch, heile die Brandwunde und flicke am Ende auch noch den Nervenstrang. Doch davon bekommt Elysa nichts mehr mit, denn sie ist inzwischen ohnmächtig geworden. Die beiden anderen kommen unterdessen mit Blättern herbei, um sie neu einzukleiden. Dann nehme ich sie so sanft ich kann auf und lasse sie in meine Brusttasche gleiten, wo sich Aduke zu ihr gesellt. Ihr Atem geht ruhig, ihr kleines Herz schlägt gleichmäßig – und sollte sich an ihrem Zustand etwas ändern, wird sich Aduke sicher sofort bemerkbar machen. Jioni reicht mir die Reste des Panzers. Sie hat recht, vielleicht können die Drachen ihn noch reparieren. Auf keinen Fall sollten wir etwas derart wertvolles ohne guten Grund

irgendwo zurücklassen, und so verwahre ich die Teile gemeinsam mit der Kugel, die all das hier erst verursacht hat. Plötzlich spüre ich, wie meine Kniee weich werden, dann wird alles schwarz vor Augen.

„Schnell, die Früchte,“ höre ich Elysa. Ihre Stimme ist sehr nah und klingt kräftig, doch ich kann sie nicht sehen. Hm. Ich liege auf dem Rücken. Und meine Augen sind geschlossen. Schwerfällig heben sich meine Lider. Das Licht, dass durch sie in meine Augen fällt, tut mir weh, also schließe ich sie schnell wieder. Komisch, dass das Schließen der Augen immer so viel schneller geht. Aber ich bin jetzt doch neugierig, was ich hier auf dem Boden mache, also versuche ich, durch schnelles Blinzeln meine Augen an das Licht zu gewöhnen. „Mund auf, Hendrik,“ kommandiert Elysa. Leichter gesagt, als getan. Irgendwie will mir so auf Anhieb nicht so recht einfallen, wie man das nochmal macht. Irgendwas berührt meine Lippen. Ach, dort war der Mund, richtig. Muskeln entspannen und was immer da eben an meinen Lippen war, liegt nun auf meiner Zunge. „Kauen!“ Mit der Zunge taste ich nach den Zähnen. So langsam kehrt die Erinnerung an meine Körperfunktionen wieder. Beim Kauen kann ich geradezu spüren, wie der Zucker aus der Frucht quasi direkt durch meinen Gaumen in die Blutbahn schießt. Und mit jeder weiteren dieser leckeren Früchte kommt auch das Gefühl in meine Gliedmaßen zurück. Zwischendurch bekomme ich immer wieder ein paar Schlucke einer süßlichen Flüssigkeit eingeflößt. Nicht besonders lecker, aber sie tut ihren Zweck.

Irgendwann schaffe ich es, mich aufzusetzen, während die Feen mir immer mehr Essen und Trinken anreichen. Schließlich muss ich sie fast mit Gewalt davon abhalten, mich weiter zu mästen. „Du hast Dich wohl etwas übernommen mit all der Magie, mein Freund,“ versucht mir Noirana das Geschehene zu erklären. Hm. Das mit der Heilung war eher ein Klacks bei dem kleinen Körper. Zugegeben, die Geschichte mit der Höhle war nicht gerade Kräfteschonend, aber ich war wie in einem Rausch, und es fühlte

sich gut an. Aber damit bin ich sicher nicht an meine Grenzen gegangen. Was also war es dann, was mich so umgehauen hat? Bin ich irgendwie krank? Nein, Fieber scheine ich nicht zu haben, und auch sonst fühle ich mich zwar schlapp, aber nicht krank.

10.12 Der Mann aus Lava

Vorsichtig blättere ich eine weitere Seite des brüchigen Pergaments um. Auch wenn ich nichts von dem lesen kann, was in enger Schrift auf den Seiten geschrieben steht, fasziniert mich dieses Werk. Und es hat jede Menge fein gezeichneter Bilder und Skizzen, die ich mir stundenlang ansehen könnte. Alle möglichen Pflanzen sind dort dargestellt, fremdartige Landschaften, seltsame Wesen, wobei ich mir manchmal nicht sicher bin, ob ich nun Pflanze, Tier oder Landschaft vor mir habe. Das eine oder andere scheint auch eine technische Skizze von irgendwelchen seltsamen Apparaten zu sein. Oder irgendwelchen Vorgängen. Doch um zu verstehen, was ich hier sehe, müsste ich die Texte dazu lesen können. Ich sehe von dem Buch auf, lasse meinen Blick durch den Gastraum schweifen. Nein, hier finde ich niemanden, der mir das hier vorlesen könnte. Und dabei ist das hier noch eines der besseren Gasthäuser meiner bisherigen Reise.

Gerade will ich mich wieder meinem Buch zuwenden, als eine Gestalt hereinkommt, die ich selbst in diesem Buch noch nicht gesehen habe. Und kaum, dass die Tür hinter ihr in den Rahmen geschlagen ist, wird es totstill im Raum. Unheimlich laut knistert das Feuer im Kamin. Unbeirrt und zielstrebig bewegt sie sich auf den Kamin zu, wo mir jetzt zum ersten Mal eine Handvoll kunstvoll behauene Steinquader auffallen, die dort in loser Ordnung verstreut sind. Etwas an der Art und Weise, wie sich diese Figur bewegt, irritiert mich. Natürlich ist da einerseits die Tatsache, dass auf ihrem Rumpf ein Kopf fehlt und außerdem sind da auch noch ihre Arme, die im Umfang ihren Beinen gleichen und fast bis zum Boden reichen. Aber diese Art, wie sich der Körper auf den zwei Beinen vorwärts wälzt – mir fällt kein anderes Wort ein, um das zu beschreiben – ist ein solch ungewohnter Anblick, dass es mir schwer fällt, nicht hinzusehen. Doch ich zwingen mich, den Blick von diesem Wesen zu wenden und erneut durch das Lokal schweifen zu lassen. Selbst der Wirt und seine Kellnerinnen

sind wie erstarrt, ihre Augen folgen gebannt den Bewegungen des Neuankömmlings.

Dieser wiederum scheint die Aufmerksamkeit, die ihm hier zuteil wird, nicht zu bemerken. Wie ein Strom, unaufhaltsam, unbeeindruckt. Und mit einem Schlag fallen all die Puzzleteile zu einem stimmigen Bild zusammen, ergeben alle meine Beobachtungen einen Sinn. Das, was ich auf den ersten Blick als eine Rüstung abgetan hatte, ist vielmehr seine natürliche „Haut“. Das rote Leuchten darunter? Sein „Fleisch“. Jedenfalls, wenn man ein Wesen aus flüssigem Stein mit menschlichen Begriffen zu beschreiben versucht. Ich blättere so schnell ich kann vorsichtig zu den ersten Seiten des Buches vor mir zurück. Zu den Bildern, die ich für die Darstellung verschiedener Felsformationen gehalten habe. Bei erneuter, genauerer Betrachtung sind deutliche Ähnlichkeiten mit dem gut zwei Meter großen und fast genauso breiten wandelnden Berg dort am Kamin zu erkennen. Unterdessen greift eben dieser Berg mit drei rot glühenden Tentakeln, die seinem rechten Arm entspringen, einen der Quader vor dem Kamin. Instinktiv nehme ich an, dass der Klotz nun ebenfalls schmelzen würde, doch ich werde enttäuscht. Obwohl „enttäuscht“ irgendwie nicht das richtige Wort ist. Denn im Griff der pulsierenden, wabernden Tentakel erhebt sich dieser Stein, den wohl vier Männer nicht gemeinsam hätten heben können, in die Luft und folgt seinem Träger durch den Raum.